THOR GOOTE

WIR FAHREN DEN TOD

Wer fuhr den Tod in die Hölle der Materialschlacht des Weltkrieges? Die deutsche Munitionskolonne! In diesem mitreißenden Buche erzählt ihr jüngster Fahnenjunker vom Dienst und Sterben der Kolonnenfahrer. Weißt du, was das hieß, Nacht um Nacht mit abgetriebenen Gäulen die Zentnerlasten der Spreng- und Gasmunition über Tote und Trichter, durch Regen und Nebel, durch Feuer und Splitter in die Geschützstellungen karren? Ein einziger feindlicher Treffer, und die Gespanne sind in Atome zerfetzt. Und solche Treffer fielen damals durch Monate und Jahre an der Somme, vor Arras und in Flandern, zerrissen

FORTSETZUNG LETZTE SEITE

THOR

OOTE

WIR

HREN

EN

OD

WIR FAHREN DEN TOD

Wir fahren den Tod

VON

THOR GOOTE

Verlag C. Bertelsmann Gütersloh

11. Auflage 1942

Umschlagzeichnung Alfred Roloff. Einband Siegfried Kortemeier. Druck von C. Bertelsmann in Gütersloh
Copyright 1930 by Traditionsverlag Kolk & Co., Berlin SW 68. Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung, Dramatisierung, Verfilmung, Radiosendung und des Vortrags vorbehalten

Wir wollen nicht richten,
wir wollen nicht klagen,
wir wollen nicht warnen,
und wir wollen nicht, daß man von uns rede.

Wir sprechen von unserem Kriegserleben,
weil es Erleben war,
weil es Teil geworden ist von uns,
Baustein in uns.

Wir wollen nicht heruntersetzen,
wir wollen nicht beschönigen,
wir wollen nur sagen, wie es war.

Wir wollen nicht deuten,
wir wollen nur eines:

Wir wollen die Brandungswelle sehen.
wie sie war:
Sie rauschte auf,
stand steil
und brach zusammen.

Uns hilft nicht Jammern
um die Unerbittlichkeit des Schicksals
oder um die Gemeinheit der Menschen.

Uns hilft nur Wahrheit.....

Wenn wir diese Wahrheit zu sagen versuchen,
steht Stolz in uns auf.

Stolz, weil wir zu der Mannschaft gehörten,
die im Brausen der Brandung stand,
die in der Brandung zerschlagen wurde
und dennoch stand.

Und immer stehen wird.

Der Zug ruckt an. Ich kann eben noch die zurückbleibende Hand greifen. Mutter steht zwischen all den fremden Menschen und weint.

Die Räder rollen. Nun sehe ich nur noch das Taschentuch leuchten. Langsam ziehe ich das Fenster hoch. Es ist gut, daß ich in den ersten Augenblicken Beschäftigung habe. Was geht das die anderen an, daß ich zum erstenmal hinausfahre.

Dann lehne ich mich in die Ecke und schließe die Augen. Das wäre nun auch überstanden, denke ich. Gut, daß es schon so weit ist. Aber eigentlich habe ich mir das doch anders vorgestellt. Lange nicht so gewöhnlich und selbstverständlich. Der Kommandeur der Ersatz-Abteilung war im Kasino auf mich zugekommen: „Fahnenjunker Lingen, Sie sind zu einer Munitionskolonne versetzt! Somme!“ Hatte mir die Hand gereicht: „Hoffe, daß Sie uns Ehre machen!“

Und dann die Hetze der Vorbereitungen. Die Erwartung —, die Unsicherheit. Und die Verzögerung mit der Gasmaske. Keine hatte mir gepaßt, daß der Gasoffizier aus dem Fluchen gar nicht mehr herausgekommen war. „Das kommt davon, wenn man Kinder Soldaten werden läßt!“ hatte der Kommandeur zum Abschied gesagt. Nur Mutter hatte sich gefreut, daß ich einen Tag später abfahren mußte. Sie dachte ja nur daran, daß sie mich einen Tag länger hat, nicht, daß es mir doch viel schwerer sein müßte, allein hinter den Kameraden her an die Front zu fahren.

An der Transportsammelstelle kommen viele zu. Meist junger Gardeersatz. Sie machen sich wohl nicht viel Gedanken über das Kommende. Schinkenkloppen ist ihnen wichtiger. Es knallt, wenn einer dem anderen hinten draufhaut. Nur ein paar alte Leute sind stiller.

Die sind nun alle älter als ich, denke ich, aber ich kann nicht so vergnügt in den Tag hinein leben, obwohl ich freiwillig gehe, und sie wohl kaum.

Nach dem Essen werden wir auf einen Transportzug verteilt. Ich komme in ein Abteil II. Klasse zu lauter unbekannten Leuten. Eigentlich ist es gut, daß mich keiner kennt. So kann ich eher den altgedienten Mann spielen, um selbst über meine Unsicherheit wegzukommen, kann auch ruhiger meinen Gedanken nachhängen. Aber wofür das eigentlich? Ich habe die ganzen Jahre ja kaum an etwas anderes gedacht, als daß ich mich eilen müßte, noch hinauszukommen. Doch nun ist das so anders. Etwas Unbestimmtes bedrückt mich. Angst? frage ich mich immer wieder. Ja, aber weniger vor dem eigentlichen Krieg als vor allem Neuen, als vor den neuen Kameraden und Vorgesetzten. Es ist ja auch meine erste größere Reise.

„Ja, ja, nu zittert man wieder in den Dreck!" Mir gegenüber sitzt ein schlaksiger Infanterist. Daneben ein breiter Unteroffizier mit dem Hanseatenbändchen.

„Gott sei Dank!" sagt der bedächtig. „Ach Jotte doch, ik hab die Näse pläng!" wirft ein dicker, kleiner Berliner ein.

„Sich totschießen lassen, verlaust sein und Kohldampf schieben! Und wofür?" meint einer.

„Stimmt schon, stimmt schon," sagt der schlaksige Sachse.

„Mensch, das ist doch Quatsch. Man muß sich doch klar darüber sein, worum es sich dreht. Es ist doch nur ein Kampf

England gegen Deutschland, Amerika gegen Deutschland. Wir sollen als Konkurrenz ausgeschaltet werden, das ist die ganze Sache. Und wenn wir nicht durchhalten, werden wir unseres Lebens nicht mehr froh."

„Im Massenjrab ooch nich."

„Ja aber, Mann, wir sind doch nicht die Hauptsache. Es geht doch hier nicht um den Einzelnen, sondern um die Allgemeinheit. Wenn Deutschland unterliegt, ist es wirtschaftlich auf Jahrzehnte kaputt. Dann wird auch denen, die diesen Krieg glücklich überlebt haben, die Kehle zugeschnürt."

„Wenn Friede is, is Friede — un denn is mir allens wurscht!"

„Ich bin als Kapitänssohn ein paarmal drüben in Amerika und England gewesen. Da bekommt man vielleicht doch einen kleinen Blick dafür, was die Welt von uns will. Ich habe jedenfalls daraus gelernt, daß die Interessen des Einzelnen gegenüber denen der Gesamtheit zurückzutreten haben. Ich habe mich freiwillig gemeldet und täte das heute genau so wieder."

„Ja, wenn das etwas nützen würde. Wenn man nicht da einfach in etwas hineingezogen würde, aus dem man nicht mehr herauskommt. Ich habe das anfangs geradeso gemeint wie Sie. Nun habe ich fünf Verwundungen und eine Verschüttung hinter mir! Ich könnte also wohl sagen, daß ich etwas weiß, wie es draußen ist, aber einen Weg, um wieder herauszukommen aus allem, gibt es nicht. Vielleicht wird es uns gelingen, mit heilen Knochen davonzukommen, vielleicht lahm und schief. Aber das nutzt uns nichts. Wir können ja keinen Anschluß mehr finden, wir haben keinen Kontakt mehr mit dem Leben!"

Ein Infanterist, im abgeschabten Rock, mit eingefallenen

Wangen und ruhlos in großen Höhlen umherirrenden Augen, sagt das mit leiser, tonloser Stimme, die sich müde und völlig hoffnungslos anhört. Es ist, als sähe er uns nicht, als spräche er nur für sich.

Wir schweigen alle.

Dann lächelt er.

„Und es ist ja doch so leicht, das alles loszuwerden. Nur diese Tür öffnen, einen Augenblick den Atem anhalten. Nur einen Augenblick. Und alles ist gewesen — — Man hat so oft getötet. Man hat so oft geglaubt, daß man selbst am Ende wäre — — Und doch — mit klaren Gedanken einen Entschluß fassen, ist so entsetzlich schwer. Wir sind ja nicht mehr so naiv, zu glauben, daß der Übergang vom Leben zum Tode kurz ist, auch wenn es im Bruchteil einer Sekunde geschieht. — Wir, die wir so viele sterben sahen — selbst so viele zum Sterben brachten — wir wissen ja, daß Sekunden Jahreslängen haben können, — Ewigkeiten. Es kommt ja auch nicht darauf an, wie einer seinen Tod erleidet. So oder so muß er sein Maß erfüllen." Er schweigt mit zusammengepreßten Lippen. Seine Augen sind geschlossen, seine Nase ist spitz, das Gesicht eingefallen, der Schädel glatt rasiert. Es ist das Antlitz eines Mannes, der gewohnt ist, unerbittlich nach Wahrheit zu suchen.

Ich muß an die Totenmaske Moltkes denken.

Das Land liegt in der Nachmittagssonne. Überall bleiben Leute stehen und winken. Vorne haben sie grüne Zweige an die Wagen gesteckt. Wir hören sie singen und Witze rufen.

Die Sonne steht schon tief, als wir in Herbesthal einfahren. Ich will noch schnell einen Abschiedsgruß an Mutter einwerfen. Ein Briefkasten ist nicht da.

„Gott, Else, daß so junge Menschen schon hinaus müssen."

Eine ältere Dame in dunklem Kleid sieht mich freundlich an. Sie hat ihren Arm in den eines jungen Mädchens gelegt.

„Warum auch nicht?" antworte ich, um möglichst zuversichtlich zu scheinen.

„Weil Sie doch so jung sind."

„Mein Junge war achtzehn, als er fiel," setzt sie leise hinzu.

Ich muß an die Worte denken, die der Soldat vorhin in unserem Abteil sprach.

„Es wird schon geh'n!" Was soll ich auch sonst sagen? Ich bin aber nicht sicher, daß es wirklich gehen wird. Ich bin gar nicht sicher.

Da blasen sie wieder.

Ich gebe der Dame die Karte.

„Für meine Mutter. Bitte einwerfen."

Sie nickt.

Ich sehe aus dem Fenster auf den zurückgleitenden Bahnsteig. Die Frau weint. Die Tochter sieht mir mit stillen Augen nach und hebt die Hand, als wenn sie winken wollte.

Die Grenze kommt. An einer Schranke am Bahnübergang stehen vier Mädchen. Ihre hellen Sommerkleider flattern im Winde. Sie winken. — Die Sonne steht tief und wirft lange Schatten.

„Die Mädchen von Herbesthal . . .," sagt der Hanseate.

„Das Letzte von Deutschland."

Wir sitzen still und rauchen.

Es wird langsam dunkel. — Wir rücken auseinander, wickeln uns in Mäntel und Decken und legen uns auf die Polster. Bald schnarchen die anderen. Ich kann nicht

schlafen. Das Verlassensein überfällt mich und ich friere. Immer wieder muß ich daran denken, daß wir nach Westen fahren und jeden Augenblick der Front näher kommen. Ein richtiger Begriff ist mir das Wort „Front" noch nicht. Aber es ist mir, als hätte ich mit Verlassen Deutschlands den festen Boden verloren. „So jung hinaus müssen!" hatte die Dame gesagt. — Aber ich kann nicht dagegen an. Ich weiß nicht, was werden soll. Es hat sich schwer auf mich gelegt. Irgend etwas Unbestimmtes, Dunkles.

Wir halten. Es ist stockdunkel. Irgendwo tappen Schritte. Die Tür wird aufgerissen, jemand leuchtet herein, steigt hoch und geht ins Nebenabteil. Man hört mächtiges Schimpfen und Schreien, dazwischen kreischt eine Frauenstimme schrill auf. Dann klappt die Tür zu. Ich richte mich auf. Ein Gendarm führt ein Mädchen ab. Nebenan fluchen sie.

Es ist mir widerlich.

Im Halbschlaf höre ich oft langgedehntes Pfeifen. Dann ruckt es. Dazwischen müssen wir lange stehen. Alles ist dunkel wegen Fliegergefahr.

„Lüttich!" Ich fahre hoch. Scheußlich kalt und ungemütlich ist es. So hätte ich mir meinen Einzug in Belgien nicht gedacht — damals, als vierzehn alle Glocken läuteten.

Ich lege mich wieder hin. Es ist nicht ganz einfach, auf den schmalen Polstern zu schlafen. Den Brotbeutel habe ich als Kopfkissen untergeschoben, den Rock übergelegt, weil mich der Kragen drückt. Trotz Rock, Mantel und Decke friere ich.

Plötzlich fahre ich hoch. Ich weiß nicht recht warum, und finde mich nicht gleich zurecht. Irgendwie habe ich die Empfindung eines markerschütternden Schreies. Ich weiß

nicht, ob ich ihn gehört oder nur geträumt habe. Kalt faucht der Wind herein.

Herrgott, die Tür ist ja offen! Ich blitze die Taschenlampe an: Die Tür ist offen. Der Platz mir gegenüber ist leer. Mantel und Stiefel liegen noch da.

Ich springe auf, stürze ins Nebenabteil und rüttle den Ersten. Er richtet sich verschlafen auf. Es ist der Hanseat. Er flucht.

„Der neben mir ist herausgestürzt!"

„Herausgestürzt?" Er ist ganz wach, reißt an der Notbremse. Gleich darauf steht der Zug. Wir springen hinaus. Der Transportführer kommt.

„Wird wohl auf den Abtritt gegangen sein," sagt er vorwurfsvoll. Alles wird durchsucht. Der fehlt, ist der Mann mit dem rasierten Schädel.

„Wissen Sie etwas von ihm?"

„Nein — oder doch. Er machte Andeutungen, als hätte er die Sache satt."

„Wir können nichts machen als weiterfahren. Von der nächsten Station muß dann eine Suchpatrouille weggeschickt werden."

Der Zug rollt weiter. Nebenan schnarchen sie schon wieder, als habe sie das alles gar nicht berührt. Ich kann mich nicht mehr hinlegen, kauere in die Decke gewickelt in meiner Ecke und starre in die Dunkelheit.

Ab und zu blitze ich meine Taschenlampe an, der Platz gegenüber ist leer, — selbstverständlich. Ich lösche wieder das Licht und versuche zu schlafen. Aber immer sehe ich dieses müde, abgemagerte Gesicht mit den geschlossenen Augen, und mir ist, als höre ich die leise Stimme, die nur für sich gesprochen hatte. Etwas Verwandtes fühle ich

zwischen mir und dem Mann, den ich nicht gekannt habe und der nun wohl tot ist ...

Die Räder rattern ihren Takt. Jede Umdrehung bringt uns der Front näher. Vor zwei Wochen bin ich 17 Jahre alt geworden ... —

Lange danach — oder bald — wird meine Tür wieder aufgerissen. Ich schrecke hoch.

„Wo ist der Transportführer?"

„Ich weiß es nicht." Die Tür fliegt wieder zu. Ich nicke ein. Eine Trompete krächzt irgendwo. Es wird geschrien. Ganz wach bin ich nun. Es ist noch immer dunkel.

„Mensch, Verpflegung!" Der Hanseate ist schon geschäftig auf den Beinen. Er reißt die Tür auf. Auf dem Bahnsteig steht eine Feldküche und ein großer Tisch. Eine Karbidlampe beleuchtet das Ganze. Wir treten der Reihe nach an und lassen uns das Kochgeschirr mit heißem Kaffee füllen. Dazu bekommt jeder zwei Scheiben Brot mit Schmierkäse.

Ein paar Offiziere gehen an mir vorbei.

„Dummheit, 'rauszuspringen," sagt einer.

„Nerven," erwidert ein anderer.

Dann fahren wir wieder. Wir sind zusammengerückt. Einer fehlt. Wir sprechen nicht davon. Wärmen uns immer noch die Hände am Kochgeschirr.

„Einen wegen solchem Mist überhaupt wachzumachen," mäkelt der Sachse.

Der Hanseate steckt jetzt eine Kerze an und schlürft seinen Kaffee. Mit dem Rest beginnt er sich zu rasieren. Das Zusehen ist aufregend; er hat ein großes Rasiermesser und wird ständig von dem ruckelnden Zug geschaukelt. Dann zieht er sich mit Behagen seine Bluse an, holt eine Zigarre heraus und pafft nachdenklich in die Luft.

Draußen dämmert es.

„Ja — ja," sagt der Berliner und kratzt sich mit dem rechten Daumen den Wirbel. Dann gähnt er so, daß man den Unterkiefer knacken hört. Er füllt das Abteil mit Schmierkäsehauch.

„Ich glaube, Schafskopf ist das Beste," stellt der Hanseate nach langem Nachdenken fest. Er zieht ein Spiel aus den Ärmelstulpen, rückt mit dem Berliner und dem Sachsen zusammen, und schon knallen die Karten.

An einem Bahnhof steht „Tirlemont", später „Löwen". Ich sehe die ersten zerschossenen Häuser. Das interessiert die drei nicht mehr.

Die Sonne strahlt schon, als die Türme von Brüssel auftauchen. Wir halten lange.

„Det wär 'ne beßre Sache, jetzt so 'nen kleenen Spazierjang in die Stadt zu unternehmen. Ick weeß da noch so 'ne Kleene. Mensch, Klasse, saar ick dir. Ick jloobe, wir spekulier'n mal."

Die Mütze auf dem Ohr, die Hände von hinten in die Hosentaschen geschoben, wandert er über den Bahnsteig. Ich wasche mich unterdessen an der Pumpe.

Aber nach einiger Zeit kommt er wieder.

„Janischt zu machen, da sitzt Justav nu bis heute abend, un det scheene anjewärmte Bettchen wird kalt."

In Brüssel-West werden wir auf ein totes Gleis geschoben. Wir gehen um den Zug herum. Überall stehen Posten. Der Berliner ist aber doch auf einmal weg. Nur Mantel und Brotbeutel hat er mitgenommen.

Nach einer halben Stunde kommt ein weiterer Transportzug. Auch hier werden die Leute ausgeladen. Dann schreibt ein Feldwebelleutnant Fahrscheine. Er teilt uns für den

Frontzug neu ein. Ich komme in ein Vierteklasseabteil mit drei Minenwerfern. Sie sind aus Berlin. Zwei davon sind ältere Leute.

„Wie weit fahren Sie?" frage ich.

Sie kramen ihre Fahrscheine heraus. „Orly!" Also wie ich.

„Kennen Sie die Gegend schon?"

„Nein, wir kommen alle drei zum erstenmal raus. Wir sind Handwerker, und der Junge hat in einer Munitionsfabrik gearbeitet."

„Herr Unteroffizier kennen die Jejend auch noch nicht?"

„Nein."

„Wissen Herr Unteroffizier denn, wo das liegt?"

„Somme."

„Junge, Junge, det wird nu' der richtije Rummelplatz." Der Jüngste kratzt sich nachdenklich den Kopf.

„Wir kriejen als Handwerker schon 'nen Druckposten," tröstet der andere.

„Ihr schon — dafür kriej' ick aber die Senge."

Nachmittags gibt es wieder Verpflegung.

Um fünf fahren wir weiter. Langsam geht es der französischen Grenze zu. Der Abend ist schön. Wir haben die Türen offen und sitzen auf den Trittbrettern. Von vorne klingt Singen zu uns herüber:

„Argonnerwald um Mitternacht,
ein Infant'rist steht auf der Wacht.
Ein Sternlein hoch am Himmel stand,
bringt ihm ein'n Gruß vom fernen Heimatland."

Ich summe leise mit.

Manchmal kommen wir an Dörfern vorüber. Kinder stehen an den Gleisen und Frauen, unordentlich und schmutzig mit herunterhängenden Haaren. Sie winken und rufen immer: „Bru—u—t."

Aus manchen Abteilen bekommen sie auch Brot geworfen, trotz unserer eigenen Knappheit. Jedesmal gibt es dann Raufereien, an denen sich alles beteiligt.

Wenn der Zug hält, verkaufen Mädchen Früchte. Sie lachen mit den Soldaten und lassen sich anfassen. Die Männer lehnen in blauen Kitteln und in den Nacken geschobenen Louismützen in den Türen. Sie sehen unfreundlich zu uns herüber.

In Valenciennes gibt es wieder Verpflegung. Nudeln und Backobst.

„Jetzt fangen die gedämpften Fußlappen schon an," meint der Berliner Bengel.

Wir löffeln aus dem Kochgeschirr, auf den Gleisen sitzend. Die Sonne geht unter. — In der Ferne rollt es gleichmäßig und dumpf. Manchmal hebt sich ein ganz tiefer Ton heraus. — Wir sehen uns an, sagen aber nichts.

Langsam wird es dunkel. Wir dürfen kein Licht machen.— Wann wir in Orly sein sollen, habe ich nicht erfahren können. „Wird ausgerufen," hat der Schaffner gesagt.

Ich will nicht einschlafen, weil ich fürchte, es überhören zu können. Wo das Nest liegt, ahne ich nicht. — Wir sprechen längst nicht mehr. — Einschläfernd stoßen die Räder im Takt. Aber die Kälte schüttelt mich.

Plötzlich fahre ich hoch.

„Hat nicht eben einer Orly gerufen?"

„Ich hab auch so wat jehört!"

„Orly?!“ rufe ich zur Tür hinaus.

„Jawoll, Orly.“

Alle poltern hoch.

Ich hänge den Tornister auf den Rücken, nehme meine Kiste auf die Schulter und steige herunter. — Es ist stockdunkel. — Ob es die richtige Seite ist, kann ich nicht erkennen.

Die anderen drängen nach.

Ich mache einen Schritt vorwärts, — strauchle und falle. Ich überschlage mich und liege dann irgendwo im Wasser. Meine Kiste und die drei Minenwerfer poltern hinterher. Tornister, Gewehre, Stiefel sausen auf mich herab. Einen Augenblick habe ich das Gefühl, daß ich erdrückt werde. — Nur mit Mühe gelingt es mir hochzukommen.

Die Knochen scheinen heil zu sein, nur bin ich vollkommen naß. — Fluchend richten sich die anderen auf.

„Junge, Junge, dat fängt jut an.“

„Wenn man jetzt wenigstens wüßte, wo das Kaff liegt.“

„Ick seh nischt.“

„Ick ooch nich.“

Schimpfend stolpern wir in der Dunkelheit vorwärts.

Endlich ein Haus. Ich renne fast mit dem Schädel dagegen. Die Türen sind geschlossen. Licht ist nicht zu sehen. Ich schlage gegen die Fensterladen. — Einmal —, noch einmal — wieder. Alles still. Jetzt poltern wir mit vereinten Kräften an das Holz.

„Teufel auch! Was ist denn los!“

Der Laden fliegt dem einen Berliner an den Kopf.

„Wo geht's weiter nach Orly?“

„Weiter is hier nich. Da müßt ihr hier links noch was tippeln, am Marktplatz ist das Soldatenheim.“

Im Dorfe leuchten wir alle Häuser ab.

„Soldatenheim“ steht groß unter dem alten Schild des „Café de la paix“. Wir tappen durch einen kahlen Gang, stoßen eine Tür auf und erkennen im Schein der Taschenlampe einen großen Raum mit Bettstellen.

Stickige Luft schlägt uns entgegen.

„Det beste Parfihm,“ sagt der Berliner Junge, „aber ick meene: besser stinken als frieren.“

„Mensch, halt die Fresse, sonst paspulier ick dir die Visage, daß du nur noch zum Latrinenjustav avanksieren kannst!“ tönt es aus einer Ecke.

Der Raum ist kahl. Von den übereinanderstehenden zwölf Doppelbetten sind noch ein paar frei. Ich kann mich aber nicht entschließen, hineinzusteigen.

Lieber setze ich mich auf die Bank am Tisch.

Umständlich nehmen die drei Berliner Platz.

Ich knipse die Lampe aus. Es ist völlig dunkel. Langsam erkenne ich ein kleines Fenster. Es zieht kalt herein. Den Mantelkragen klappe ich hoch und stecke die Hände fest in die Taschen, aber das Frieren hört nicht auf. Mein Kopf sinkt immer wieder nach vorn, dann zucke ich zusammen und fahre hoch. — So geht das nicht. Ich lege mich halb über den Tisch, schiebe den Brotbeutel unter den Kopf.

Die Kälte macht mich aber immer wieder wach. Einer flucht: „Kruzitürken, Kruzitürken!“ und kratzt sich, daß ich fürchte, ihm brechen die Nägel ab.

Einmal schwingt ein tiefer Orgelton draußen, begleitet von lautem Bellen. Minutenlang wird es hell. Eine weiße Hausmauer widerscheint durchs Fenster. Das Orgeln verebbt, das Bellen hört auf und nur das gleichmäßige Rollen bleibt, manchmal unterstrichen durch einen ganz tiefen Rums.

Kalt und fahl kommt der Morgen.

Unausgeschlafen und frierend waschen wir uns unter einer Pumpe. Dann geht es zur Kleinbahn.

Der Wagen ist mit Soldaten vollgestopft.

„Guck man bloß den Papphelm an, nee so was, ein richtiger Etappenhut." Einer stößt den anderen an und zeigt auf meinen Helm.

Ich ärgere mich.

„Meenen habe ick justemang aus dem Zug jekippt," vertraut mir der Berliner Junge an.

Die beiden anderen nicken dazu.

„Uns hab'n se auch jleich madig jemacht."

Ein Soldat mit abgewetzter Uniform und dunklem Stoppelbart beugt sich vor zu mir:

„Zum ersten Mal?"

Ich nicke.

„Freiwillig?"

Ich nicke wieder.

Er nimmt die Pfeife aus dem Mund und klopft sie auf der Kante der Bank aus. Dann blickt er an mir vorbei, als sähe er mich nicht.

In Beauvilliers ist richtiger Manöverbetrieb. An jedem zweiten Haus sind irgendwelche bunte Zeichen und unbekannte Abkürzungen. Kraftwagen und Motorräder rattern. Husarenpatrouillen klappern über das Pflaster. An einer kleinen Bude hängt ein gelbes Schild: „Versprengten-Sammelstelle."

„Sie müssen von Faury mit der Feldbahn nach Morigny fahren," sagt mir ein Feldwebelleutnant.

Die drei Minenwerfer müssen nach Perne.

„Lassen Sie es sich gut gehen, Herr Unteroffizier." Die gleiche Unsicherheit dem Neuen gegenüber hat uns in den wenigen Stunden zusammengeschlossen.

Die paar Kilometer nach Faury werden mir sehr sauer, denn die Sonne brennt und die Straße ist staubig. Es ist auch anstrengend, in den großen Reiterstiefeln, mit Mantel, Decke und Tornister zu marschieren, dazu noch die schwere Kiste auf der Schulter. Immer wieder muß ich wechseln und immer wieder absetzen. Ganz erschöpft sitze ich schließlich im Straßengraben. Die schlecht geschlafenen letzten Nächte machen sich doch bemerkbar.

Ein Infanterist kommt gemütlich pfeifend durch die Gegend geschlendert, die Hände in den Hosentaschen, das Krätzchen schief auf einem Ohr.

„Nen bißken heiß?" Er bleibt stehen.

„Ist es noch weit bis zur Feldbahn?" frage ich zurück.

„Noch ein ganzes Ende mit dem Gepäck."

„Verflucht!"

„Ich will man mit anfassen, Unteroffizier!"

Er nimmt meine Kiste auf die Schulter. „Leicht ist das Biest nicht, aber wir werden ihm schon kriegen."

Nun marschieren wir nebeneinander her.

An der Feldbahn sitzt ein Artillerist mit der Nummer meiner Kolonne auf den Achselklappen.

„Ich bin zu Ihrer Kolonne versetzt."

„Unteroffizier Meinberg ist mein Name. Ich komme vom Urlaub."

„Dann können wir ja zusammen fahren. Das ist schön, denn ich weiß hier noch nicht Bescheid."

„Wir haben aber noch bis fünf Zeit. Ich glaube, wir nehmen unseren Krempel, legen uns unter die Obstbäume und schlafen. Schaden kann das nie."

Der Himmel ist blau mit ein paar weißen Wolken. Wir liegen im Schatten. Soldaten gehen an der Feldbahnstation hin und her. Andere sitzen an der Hauswand und rauchen.

Meinberg schnarcht schon. Die Mücken summen, die Sonne brennt. Es ist sehr still.

Schreien weckt mich. Es ballert plötzlich von allen Seiten.

„Flieger!" ruft Meinberg. „Da sind sie."

„1 — 2 — 3 — 4 — 5 — 6 — 7 — 8 — 9 — oha! ein ganzes Geschwader."

Sie kommen auf uns zu, werden immer größer; stark surren die Motoren. Um sie herum platzen weiße Wölkchen. In unserer Nähe kracht nun auch ein Abwehrgeschütz. — Bald ist die Luft getupft. Wenn der Knall der platzenden Schrapnells zu uns dringt, zerfließen schon die weißen Wölkchen am tiefblauen Augusthimmel.

Unbeirrt zieht das Geschwader auf uns los.

„Jetzt wird's Zeit für den Heldenkeller." Meinberg springt auf. Ich renne hinterher, so schnell ich mit meinen schweren Stiefeln kann. An der Treppe gibt es ein großes Gedränge. Auch Offiziere sind dabei. Im Keller ist es fast dunkel.

Uiiiih — rums — krach.

„Die war nicht weit."

Bomben winseln und zerkrachen. Eine nach der anderen.

Das dauert einige Zeit. — Dann wird es still.

„Maxe, komm! Die werden dahinten schon gewickelt."

Wir kommen heraus.

Die Flieger sind schon ein ganzes Stück ab. Kleine Mücken umschwirren sie.

„Unsere Jagdflieger," erklärt Meinberg.

Dann liegen wir wieder in der Sonne. Ich habe noch immer das Surren und Krachen in den Ohren. Meinberg schläft schon. Ihn scheint das überhaupt nicht berührt zu haben.

Um 5 Uhr kommt unsere Feldbahn. Es sind lauter offene Wagen. Auf Stacheldrahtrollen, Balken, Kisten und Dachpappe sitzen wir etwas unbequem. Die Häuser bleiben zurück. Hier und da noch ein Baum, dann wird die Gegend immer öder. —

Gleich neben der Bahn ist ein Loch.

„Granattrichter," erklärt Meinberg, „die werden Sie noch mehr sehen."

Das Gras ist hoch, das Gelände hügelig. Braune Gräben winden sich hindurch — immer mehr braune Trichter liegen dazwischen. Ganz dicht am Bahndamm laufen verrostete Drahtverhaue. Zwischen den alten Stellungen blüht roter Mohn. — Immer mehr. — Nun senkt sich das Gelände rechts von uns, so daß man Überblick gewinnt. Der Grund ist leuchtend rot.

„Schön," sage ich.

Meinberg schüttelt den Kopf: „Blut."

Die Bahn hält manchmal an zerschossenen Häusern. Dann steigen Soldaten aus und es wird eine Kiste oder eine Rolle Dachpappe ausgeladen. Ein paar Leute klettern hoch.

„Das ist Morigny." Meinberg weist mit dem Finger in die Gegend. Nach einiger Zeit hält der Zug. Meinberg faßt meine Kiste mit an.

Die Straße ist ausgefahren und hat tiefe Löcher, in die Backsteine geworfen sind. Die Soldaten in verschlissenen Röcken sehen nicht sehr militärisch aus.

Das soll nun die Front sein? Ich bin eigentlich enttäuscht. Militärisch wirkt das nicht.

Die Häuser sind stark zerfallen. Gleich neben der Straße liegt ein Haufen Eierhandgranaten. — Ich stolpere über einen auf dem Wege liegenden Draht.

In einem Hohlweg sind Unterstände.

„Hier ist die Schreibstube," sagt Meinberg.

Schnell hole ich den Tornister herunter.

„Was machen Sie denn da?" fragt er erstaunt.

„Den Helm — ich muß doch den Helm aufziehen zur Meldung."

Aber die Schnur ist verknotet.

Meinberg schüttelt den Kopf. Ich zerre am Helm. Zu ärgerlich! Leute sehen auch schon herüber.

„Mensch, was machen Sie denn eigentlich?"

Ich blicke auf. Vor dem Unterstand steht ein ellenlanger Kerl. Die Mütze verknüllt, einen Wanderstock am Arm. Zwei Streifen am Ärmel, also wohl der Etatsmäßige.

Ich haue die Sporen zusammen: „Als Fahnenjunker-Unteroffizier zur Munitionskolonne versetzt!"

Er lacht: „Haben Sie sich aber geeilt! So was ist noch nicht dagewesen. Na, kommen Sie mal mit zum Leutnant."

„Aber erst meinen Helm, Herr Wachtmeister."

Er lacht laut.

„Was wollen Sie eigentlich immer mit dem Helm?" Er dreht ihn herum. „Das ist ja das reinste Museumsstück von 1870!"

Die herumstehenden Leute grinsen.

„Den brauch ich doch zur Meldung beim Kommandeur."

„Ach, lassen Sie den Zinnober." Er schiebt mich wohlwollend vor sich her.

„Hier ist unser Fahnenjunker, Herr Leutnant."

„Ausgeschlossen!"

Im Türrahmen erscheint ein Leutnant in Litewka. Zu alt, sicher Reserve. Ich rücke drei Schritte näher baue mich wieder auf.

„Weiß schon, weiß schon, keine unnötige Anstrengung!" winkt er ab. Geht mir entgegen und gibt mir die Hand.

„Ich glaube, wir werden uns schon vertragen."

Zustimmend klappe ich mit den schon zusammengeschlagenen Hacken.

„Aber, wie haben Sie es gemacht, daß Sie schon hier sind? Wir haben ja erst heute morgen die Mitteilung Ihrer Versetzung bekommen. Sind Sie denn gar nicht erst nach Hause auf Urlaub gefahren?"

„Nein, Herr Leutnant, ich habe keinen Urlaub gehabt."

„Ja, ist der Ihnen denn abgeschlagen worden?"

„Nein, Herr Leutnant, ich habe gar nicht darum gefragt. Das habe ich ganz vergessen."

„Wachtmeister, haben Sie so was schon mal erlebt? Ein Militärsoldat, der den ihm zustehenden Urlaub vergißt!" Er lacht schallend.

„Aber kriegsmäßig ist er ausstaffiert, Herr Leutnant." Der Wachtmeister weist auf meinen Helm.

„Haben Sie sich den von einem Kaiserdenkmal runtergeholt?" fragt der Kommandeur lachend.

„Auf Kammer empfangen, Herr Leutnant."

„Wozu denn?"

„Für die Meldung bei Herrn Leutnant."

Wachtmeister und Leutnant sehen sich kopfschüttelnd an.

„Da ich Stahlhelm erst bei der Kolonne empfange, habe ich zur Meldung diesen Helm mitbekommen."

Der Leutnant schüttelt den Kopf. „. . . und so was macht man nach drei Jahren Krieg!" Er schiebt die Hände in die Taschen.

„Wachtmeister, bringen Sie ihn unter und dann kann er zum Abendessen herüberkommen."

Ich werde in einen Unterstand geschoben, werfe mein Gepäck hin, wasche mich und schlage dann wieder vor dem Unterstand des Leutnants die Hacken zusammen.

„Bei Ihnen geht das ja alles wie geleckt. Na, kommen Sie mal rein, daß wir uns ein bißchen beschnuppern. Hier ist Vizewachtmeister Heller und hier Unteroffizier Beermann. — Wir essen immer zusammen. Nehmen Sie mal Platz."

Bums — stoße ich mir den Schädel. Der Raum ist niedrig. Ich drücke mich hinter dem Tisch durch und hocke mich auf eine Kiste.

„Nun — wie ist es denn jetzt in der Heimat?"

„Sehr langweilig, Herr Leutnant!"

„So, da dachten Sie wohl, beim Militär ist es besser. Da ist wenigstens was los! Auch eine Auffassung. Aber was hat denn Ihr Vater dazu gesagt, sah der die Sache nicht von einer anderen Seite an?"

„Der ist gefallen, Herr Leutnant, 14 schon."

„Haben Sie Brüder?"

„Nein, Herr Leutnant, nur eine Schwester."

„Und da ziehen Sie einfach los in den Krieg? Wie alt sind Sie denn eigentlich?"

„Ich werde 18, Herr Leutnant."

„Wann denn?"

„Im Juli, Herr Leutnant."

„Haben wir doch eben erst gehabt."

„Jawohl, Herr Leutnant, im nächsten Juli."

Der Leutnant lacht. Heller blinzelt.

„Na, Sie werden sich hier auch noch umgucken und denken, wenn ich nur erst wieder bei Muttern wäre. — Aber, was machen wir hier mit ihm?" Er wendet sich an die beiden anderen. „So was ist bei uns noch nicht dagewesen."

Die schütteln den Kopf.

„Wissen Sie auch nicht, wie das mit den anderen Junkern gemacht wird?"

„Doch, Herr Leutnant," beeile ich mich, „die tun Offiziersdienst und machen alles mit, bis sie zum Offizierskursus kommen, danach werden sie dann Fähnriche und dann Leutnants."

„Das muß man Ihnen lassen, Junker, Sie haben es eilig. Warten Sie mal das Feuer ab, dann kommt die erste Entscheidung."

„Jawohl, Herr Leutnant." Ich ärgere mich doch etwas. Scheinbar denkt er, daß ich ausreiße, weil ich in zwei Nummern zu großen Uniformstücken umherlaufe. Dem werden wir es schon zeigen, denke ich. So ganz sicher ist mir aber doch nicht zumute.

„Aber, Mensch, Sie essen ja gar nicht, Sie müssen doch von der langen Reise hungrig sein!"

Offen gestanden schmecken mir die Nudeln mit Backobst gar nicht. Schon gestern in Valenciennes war es nichts Rechtes. Ich sage aber nichts und würge weiter.

„In der Heimat scheint es besser zu schmecken," grinst Heller.

„Ich esse immer wenig."

„Weil Sie zum Dickwerden Anlage haben!" höhnt er weiter.

Der Raum ist niedrig und eng. Die Tür muß offen bleiben, damit man etwas sieht. An der gegenüberliegenden Wand steht ein eisernes Feldbett. Darüber hängen ein paar Photographien. Der ganze Raum wird eigentlich von dem Tisch eingenommen, an dem eben vier Leute sitzen können. Die weiße Decke ist stark fleckig. Die Teller sind angeschlagen, die Tassen ebenso.

Heller ißt mit dem Taschenmesser. „Heute nacht werden wir wohl Zunder kriegen," sagt er mit kleinem Seitenblick zu mir. „Junker, was werden Ihnen da die Hosen flattern!"

Es ist klar, daß der Kerl mir nur Angst machen will. Tatsächlich ist ja hier die reinste Sommererholung. Kein Schuß fällt.

„Sie werden müde sein," sagt der Leutnant nach dem Essen. „Schlafen Sie sich mal gut aus."

„Wann habe ich Dienst, Herr Leutnant?"

„Zunächst gar keinen, das andere ergibt sich schon von selbst."

Vor der Schreibstube lauert der Wachtmeister mit dem Revolver in der Hand.

„Ratten," lacht er. „Na, schlafen Sie man gut! Aber Sie müssen da alleine schlafen, bei uns ist kein Platz mehr frei. Ist Ihnen das auch nicht zu unheimlich?"

Was die Kerle sich hier nur einbilden! Scheinbar meint er, ich hätte noch nie in meinem Leben allein geschlafen.

„Das ist ja hier die reinste Sommerfrische," antworte ich, damit er nur ja nicht meint, daß mir dieses lächerliche Leben hier überhaupt imponieren kann.

„Sommerfrische ist gut, Junker. Warten Sie nur mal, wenn der englische Major da oben zu Ihnen auf Besuch kommt!" Er weist mit dem Revolver auf ein Grabkreuz über dem Dach des Unterstandes.

Mit Wohlbehagen ziehe ich dann meine schweren Stiefel aus. Ich habe jetzt keine Angst mehr vor dem allem, denn Leutnant und Wachtmeister scheinen anständig mit einem umzugehen. Das ist mir zunächst die Hauptsache.

Befriedigt schlafe ich ein.

Einmal werde ich wach. Um mich ist Dunkelheit.

Ich schließe wieder die Augen.

Ein langer, klagender Laut geht durch die Nacht. Anschwellend, immer stärker, dann wieder verebbend und endend mit einem dumpfen Krach.

Immer wieder das gleiche anschwellende und verebbende Sausen. Anders als die Fliegerbomben heute morgen. Immer von neuem das gleiche Aufstöhnen, gefolgt von Krachen.

Ich muß an die Berliner Untergrundbahn denken, wenn das Rauschen anschwillt, schwächer wird, — anschwillt —, schwächer wird. — Immer wieder.

Ist das Artilleriefeuer? Was sonst? Ich habe mir das ganz anders vorgestellt.

Plötzlich fahre ich hoch, verspüre einen Stoß. Meine Bettstelle gibt nach. Zwischen Decke, Mantel und Strohsack winde ich mich heraus, bleibe am Drahtnetz hängen und reiße mir die Hand auf.

Es heult wieder draußen, stärker und stärker. Nimmt gar nicht ab und endet in berstendem Krachen.

Ich habe die Empfindung, als schwanke alles um mich,

obwohl ich nichts sehen kann. Irgend etwas fällt mir von der Decke auf den Kopf. Ich springe auf und will zur Tür, stolpere über meine Kiste. Da rauscht es schon wieder und kracht. Alles zittert.

Draußen tiefschwarze Nacht.

Irgendwo sekundenlang Feuerschein. Krach, gefolgt von Klappern und Surren. Schnell ziehe ich mich wieder zurück. Nie in meinem Leben habe ich mich so verlassen gefühlt.

Rrums! kracht es wieder. Irgendwo sind Stimmen. Sie gehen in neuem Krachen unter.

Einmal ein Schrei, markerschütternd.

Ein Schrei, wie ich ihn noch nie gehört habe. Ein Schrei, der nicht aufhören will und nur kurz vom Krachen und Splittern übertönt wird.

Ich drücke mich im äußersten Ende des Unterstandes zusammen und wage kaum den Kopf hochzunehmen. Meine Zähne schlagen aufeinander. Ich schließe die Augen, obwohl es dunkel ist.

Immer wenn das Rauschen kommt, presse ich die Hände vor das Gesicht, aber ich reiße sie weg, sobald das Splittern folgt.

Dann krampfe ich wieder die Hände ineinander. Ich weiß, daß ich Angst habe. Sauangst. Ich denke, daß mich jetzt keine Macht der Welt bewegen kann, hier aus meiner Ecke wieder hervorzukriechen.

Immer wieder zucke ich zusammen, immer wieder scheint alles um mich herum zu schwanken. Bei einem großen Krach fliegt irgend etwas zur Tür herein.

Ich kauere in meiner Ecke und zittere.

Herrgott, nimmt das denn gar kein Ende? Es ist mir, als hocke ich nun schon Jahre in meinem Winkel. Alles, was

gestern war und vorgestern, ist ganz unwirklich lang schon her.

Es rauscht heran — wächst — nimmt zu — wird stärker — immer stärker.

Ich starre mit weitaufgerissenen Augen in die Finsternis. Meine Nägel krallen sich ins Fleisch.

Mit einem ungeheuren Schlag scheint alles um mich herum zusammenzubrechen. Staub und Dreck fühle ich auf meiner Zunge. Die Luft ist stickig. Es wird unerträglich beklemmend.

Das Rauschen ist schwächer geworden. Das fürchterliche Schreien verstummt. — Alles verebbt. Es ist dunkel. Mir ist übel. Ich fürchte mich.

Die tiefe Stille erschreckt mich. Ich begreife sie nicht. Meine Gedanken irren umher. Vielleicht ist das alles gar nicht gewesen — vielleicht lag nur ein schwerer Traum auf mir? Ich will ihn abschütteln, muß aufwachen. Mit weitaufgerissenen Augen versuche ich, den Ausgang zu erkennen. Irgendwie muß doch etwas Helles hineinschimmern.

Aber alles bleibt dunkel, und alles bleibt still.

Jetzt mußt du deine Lampe holen, denke ich.

Ich richte mich auf und stoße irgendwo heftig mit dem Kopf an, bücke mich und stoße mich wieder. Nun krieche ich auf allen vieren. Da vorne muß doch mein Tornister gelegen haben. Ich taste, fasse mit den Händen an Holz, dann Stoff, jetzt Draht und dann wieder Stoff.

Ich halte im Kriechen inne und lausche. Höre nichts und sehe nichts. Vorsichtig taste ich mich weiter.

Zersplittertes Holz, Steine, Erde und Blech.

Ich finde meinen Tornister nicht.

Jetzt muß ich gleich am Eingang sein.

Verdammt, ich schlage mir wieder den Schädel!

Da muß die Tür sein. Ich taste nur Holz — Erde — Steine. Alles fühle ich ab — überall das gleiche. Zersplittertes Holz — Erde — Steine, Stoff und Draht. Ich reiße mir die Hände.

Jetzt bin ich herum.

Es scheint keinen Ausgang mehr zu geben.

Wahnsinnige Angst befällt mich.

Mein ganzes Ich sträubt sich gegen diese entsetzliche Erkenntnis.

„Keinen Ausgang! Das gibt es ja gar nicht! Gibt es nicht!" sage ich laut und erschrecke vor der eigenen Stimme. „Wie eine Maus in der Falle zu sitzen — ausgeschlossen!"

Ich taste alles von neuem ab: — Wände, Holzsplitter und Erde.

Immer dasselbe.

Ich rufe — schreie! Alles bleibt still.

Da hilft nichts; du bist verschüttet, elend verschüttet. Ich sträube mich krampfhaft gegen diesen Gedanken.

Es ist so stickig, daß ich husten muß. Sand spüre ich im Munde. Mir ist zum Erbrechen übel.

Wahllos fange ich an zu scharren. Reiße mir die Hände am Splitterholz, werde wütend. — Ich scharre und kratze. — Alles umsonst. Nur Erde bröckelt.

Mit aller Kraft stemme ich mich gegen die Wände. Nichts gibt nach. — Ich schlage mit den Fäusten — einerlei wohin — bis sie mich wahnsinnig schmerzen. Alles umsonst. Ich werfe mich mit dem ganzen Gewicht meines Körpers gegen die Wände. Erde und Staub fallen mir ins Gesicht.

Nun hocke ich mich wieder nieder und grabe mit einem Holzstück fieberhaft und lange. — Ohne Ergebnis.

Der Gaumen ist trocken, die Nase verklebt.

Stumpf hocke ich auf der Erde. — — —

Nun bin ich also verschüttet.

Verschüttet in der ersten Nacht im Felde!

Dabei hatte ich nicht glauben wollen, daß wir überhaupt an der Front sind. Ich hatte mir das alles ja ganz anders vorgestellt. Viel heldenmäßiger, so wie man sich in der Heimat eben den Krieg vorstellt.

Und nun ist das so ganz anders. Das ist ja kein Heldentod mit Hurra und stolzer Begeisterung. Das ist einfaches Krepieren. Verrecken wie ein Vieh.

Als ich auszog — ist das nicht Jahre her? —, war wohl etwas Angst in mir, aber mehr vor dem Großen, Unbestimmten.

Das ist nun alles — dies war mein Krieg und mein Leben.

Ich bete, bete heute vielleicht zum erstenmal mit Bewußtsein.

Ich muß an meine Mutter denken und an meine jungen 17 Jahre. Mir ist zum Heulen elend.

Dann raffe ich mich wieder aus dem dumpfen Hinbrüten auf. Das geht ja nicht so — ich muß irgend etwas tun — ich muß einfach hinaus, irgendwie hinaus. Das ist ja irrsinnig, so zu sitzen und zu heulen!

Wieder scharre ich.

Rufe. — Schreie.

Brülle mit der ganzen Kraft meiner Lungen.

Es bleibt still.

Ich schlage wieder mit den Fäusten an die Wände.

Nur Dreck fällt herunter.

Vielleicht haben sie mich vergessen? Vielleicht sitzen sie auch irgendwo unter der Erde und sind ebenso verschüttet wie

ich? Vielleicht sind sie in tausend Stücke zerfetzt — und alles ist aus? Bestimmt wird es so sein.

Ich bin also direkt aus der Heimat ins Grab gefahren. Einen Tag später, dann würde ich jetzt in der Eisenbahn sitzen.

Stunden vergehen. — Oder Jahre. —

Ich atme flach, weil ich sonst husten muß. Ich ringe nach Luft.

So schleichen die letzten Stunden meines jungen Lebens. Ich fühle nicht Erbitterung. Nur Staunen. Staunen, wie selbstverständlich das Schicksal nach mir greift und wie ohnmächtig ich dagegen bin.

Auf einmal schrecke ich aus meinem Brüten auf. War das nicht ein Geräusch?

Angespannt lausche ich.

Tatsächlich: Scharren.

Es durchläuft mich warm.

Ich rufe — brülle, so laut ich kann.

Dann lausche ich wieder.

Das Scharren ist deutlich.

Endlich wird wieder geklopft.

Ich sitze ganz still und horche. — Jetzt kommt es mir zum Bewußtsein, daß ich eigentlich die Hoffnung doch nicht ganz aufgegeben, daß ich im Innersten noch an das Leben geglaubt hatte.

Es dauert doch lange, bis sie durchgegraben haben. Das Licht blendet dann, daß ich die Augen schließe. Einer greift mich an der Schulter.

„Mensch, Junker, da haben wir Sie ja wieder!" Es ist der Leutnant.

Er hilft mir hoch. Jetzt greifen auch noch andere Hände zu. Die frische Luft bedrängt mich.

Da ist auch der Wachtmeister. Und Heller und Beermann sind da, Meinberg und lauter unbekannte Gesichter.

„Na, Junker, nun kommen Sie mal, erst einen ordentlichen Belebungsschnaps trinken." Der Leutnant klopft mir auf die Schulter.

„Ist Ihnen doch ein wenig in die Knie gegangen? Auch keine Kleinigkeit, so in der ersten Nacht," meint der Wachtmeister.

„War halb so wild," sage ich mit heiserer Stimme. Was brauchen die zu wissen, wie es mir ergangen ist? Aber ich schäme mich doch, weil ich so unwahr bin.

Dann sitze ich auf meiner Kiste hinter dem Tisch im Unterstand von Leutnant Bang. Müller kommt mit dem Tablett und schleppt den Kaffee heran. Bei der Enge muß er natürlich draußen bleiben und uns alles hereinreichen. Jeder hat eine andere Tasse. Der Leutnant hat eine mit einem silbernen Kranz und der Aufschrift „Zur Silberhochzeit".

Der Kaffee ist schwarz und heiß.

„Man muß ihn immer heiß trinken," erklärt Heller, „dann braucht man sich am wenigsten Rechenschaft über den Geschmack zu geben."

„Da ist gar nichts zu lachen, Junker, der Frontsoldat ißt auch möglichst schnell und heiß und sieht vor allen Dingen nicht hin, was er ißt. Das müssen Sie sich merken," meint Bang.

Das Kommißbrot ist sehr glitschig. Er scheint recht zu haben.

Heller bietet großmütig aus einer Konservenbüchse Schmierleberwurst an.

„Sagen Sie mal, wo haben Sie eigentlich diese Schmierwurst her, die ist zum mindesten von einem Vollblüter."

„Gekauft, Herr Leutnant!"

„Na, Junker, nun haben Sie ja einen kleinen Begriff davon bekommen, wie es hier manchmal zugeht. Aber das ist nicht jede Nacht so. Und meistens hört es sich schlimmer an, als es ist. Hauptsache, daß Sie rechtzeitig in den Stollen sausen. Da stehen auch Spaten. Es war natürlich verkehrt, Sie allein schlafen zu lassen. Keiner dachte aber an so etwas, weil wir hier wochenlang nachts in Ruhe gelassen wurden. Und dann gab es gleich zu Beginn hinten beim dritten Zug einen Volltreffer. Da sind wir hingerannt."

„Was ist denn beim dritten Zug passiert?"

„Zwei Leute und ein Gaul verwundet. Die Leute sind schon weg, den Gaul haben wir erschossen."

Wir gehen durchs Lager. Keiner hat umgeschnallt, jeder hat einen Spazierstock. Bang trägt nicht einmal eine Mütze.

Die ganze Kolonne ist über den Ort verteilt, so daß gar keine Übersichtlichkeit besteht.

„Sonst werden die Verluste bei Beschießungen zu stark," erklärt Bang. „Meist sind die Unterstände an Böschungen angelehnt. Sie heben sich aus dem Schutt gar nicht heraus. Hier hausen die Leute in einem Keller und dort haben sie ein Dach über einen großen Trichter gebaut. Die Oberseite ist mit Schutt zugedeckt, damit Flieger nichts erkennen können. Wenn diese Unterstände auch nicht splitter- und bombensicher sind, so schadet das wenig, denn gleich daneben sind Stollen, die so tief nach unten reichen, daß man da auch schweres Feuer aushalten kann."

„Aber wo stehen denn die Pferde?" frage ich.

„Im Schützengraben," lacht Bang.

Tatsächlich sind in diesen Schutthaufen alte Gräben. Die haben sie erweitert und mit Dächern abgedeckt. Dazwischen hocken in überbauten Erdlöchern die Handwerker und flicken. Die Gäule weiden frei um das Lager.

Als wir beim Mittagessen sitzen, wird draußen auf Flieger geschossen. Erst als wir das Surren laut hören, treten wir vor die Tür. Weiße Wölkchen zerfließen um Punkte, die sich langsam im Blau bewegen. Es klappert um uns. Wir gehen zurück zu unserem Dörrgemüse.

„So, jetzt geht's schlafen!" sagt Heller satt. „Der Soldat soll immer auf Vorrat schlafen."

In meinen Unterstand gehe ich aber nicht gerne zurück, obwohl das Ende noch gut bewohnbar ist. Der Anfang wird auch bereits wieder in Ordnung gebracht. So klettere ich die Böschungen des Hohlweges hinauf und lege mich zwischen die vielen Grabkreuze in die Sonne. — Es ist mir ein fremdes Gefühl, so zwischen Gräbern zu liegen.

Starkes Ballern weckt mich. Die Sonne steht schon tief. — Weiße Wölkchen zanken sich wieder um eine Mücke. In weitem Bogen stehen gelbe Fesselballons.

Ganz benommen bin ich vom Schlafen in der Sonne.

Der Wachtmeister steht vor seinem Unterstand, umgeben von den Unteroffizieren, das Notizbuch ist zwischen die oberen Rockknöpfe eingeschoben. Er teilt Gespanne für die Nacht ein. — Meinen Namen höre ich nicht.

Als er fertig ist, frage ich:

„Wo bin ich eingeteilt, Herr Wachtmeister?"

„Sie sind ein Kindskopf, Junker, haben Sie noch nicht genug von der ersten Nacht? Sie kommen schon früh genug dran."

„Sie werden schon die Nase voll kriegen," wirft ein Sergeant bissig ein. Ich kenne ihn noch nicht.

„Laß ihn nur, Karle, die jungen Leute wollen sich auch das E. K. verdienen," lacht ein anderer.

Der Kommandeur tritt hinzu. „Was ist denn hier los?"

„Herr Leutnant, der Junker will heute nacht mit und ich habe gesagt, er soll ruhig noch ein paar Tage damit warten."

„Warum haben Sie es denn so eilig?" fragt mich Bang.

„Herr Leutnant, ich bin herausgekommen, um mitzuhelfen."

Bang sieht mich einen Augenblick ruhig an: „Gut, Sie können heute nacht als Beifahrer mit."

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

In mir ist Neugier und Abenteuerlust, hauptsächlich aber auch Angst vor der Nacht im Unterstand.

Unteroffizier Kurz, der heute führen soll, weiht mich ein: „Sie lassen den Karabiner ruhig zu Hause. Höchstens Pistole, Gasmaske, Stahlhelm und Mantel. Vorher essen. Antreten halb zehn. Sie tun gar nichts und fahren einfach mal mit. Sie müssen sich aber festhalten, damit Sie nicht vom Bock fallen."

Nach dem Abendessen mache ich mich fertig.

„... wenn er Unfug macht, hauen Sie ihm eine rein, daß er still liegt, und laden ihn auf ..." Bang bricht plötzlich ab, als er mich sieht.

Nur Ruhe, denke ich. Wenn ich mich hier nur erst mal eingelebt habe!

Feierlich ist der Abmarsch nicht. Die sechs Gespanne stehen hintereinander im Hohlweg. Der Leutnant gibt mir die Hand. Ich klettere auf den Bock des letzten Wagens. Kurz sitzt auf dem ersten. Wir trotten los, kommen aus dem Hohlweg heraus an den Grabkreuzen vorbei.

Es ist fast dunkel. Ich kann die Karren vor uns eben noch sehen. Es wird aber immer schwerer. Schließlich muß ich gut aufpassen, um noch die Rückwand unseres Vorderwagens zu erkennen.

Am Himmel spielen Scheinwerfer. Flieger sind wohl unterwegs. Die Karren klappern laut.

Manchmal sind seitlich irgendwelche Haufen; zerschossene Häuser? Der Horizont vor uns flackert rot.

Die Pferde gehen geschäftig, ziehen leicht und geschmeidig. Wenn eine kleine Erdvertiefung kommt, rutscht der Wagen schneller. Dann traben sie ein paar Schritte.

Die Hufe klappern, der ungefederte Wagen schüttelt.

Der Fahrer neben mir hat den Mantel hochgeschlagen, den Stahlhelm tief in die Stirn gedrückt. Er kaut an der Pfeife. Die Zügel liegen lose in seiner Hand. Manchmal pfeift er oder schnalzt mit der Zunge. Dann wird das Nicken der Pferde noch eifriger.

Es ist eigentümlich, so in die Dunkelheit hineinzurollen.

Ab und zu rumpeln wir durch Trichter im Weg. Ich muß mich festhalten. Der Fahrer sorgt nur, daß er den Anschluß mit dem Vorderwagen nicht verliert. Alles andere überläßt er den Pferden. So fahren wir nicht gradlinig.

„Wie lange dauert das noch?"

Er nimmt die Pfeife aus dem Mund: „Das erste Mal?"

Ich nicke.

„Freiwillig?“

„Ja,“ sage ich stolz.

Er sieht geradeaus, um den Anschluß nicht zu verlieren.

„Da haben Sie es gar nicht anders verdient!“

Er spuckt aus.

Nur Ruhe, denke ich. Mir ist aber doch ein klein wenig unbehaglich zumute.

Plötzlich fahren wir im Dunkel fast auf das Gespann vor uns auf, schwenken nach links — „Halt!“ — Die Front poltert nah.

„Ihr ladet gleich hier hinten auf.“ Kurz weist auf einen Haufen im Dunkeln. Scheinbar sind wir im Munitionsdepot.

Der Fahrer zieht mich am Arm nach vorne. „Gäule halten!“

Um mich ist Nacht. Kaum erkenne ich die Köpfe meiner Pferde. Ich stehe vor der Deichsel und habe in jeder Hand einen Zügel kurz gefaßt. Die Gäule bewegen die Köpfe. Die Mähnen wehen mir ins Gesicht.

Fluchen und Ächzen und Schleifen.

„Noch mehr ran! Eins—zwei—drei! Hoh!“

„Hat ihm!“

Es schleift wieder.

Stolpernde Schritte, Schleifen von Körben, stöhnendes Heben. „Hoh!“ Schleifen.

Die Gäule schnuppern an meinen Händen.

Ich taste mich an ihrem Rücken und der Karrenwand zurück. Gerade stemmen sie hoch. Ich zerreiße mir die Hände am Korb. Einer greift zu.

„Eins—zwei—drei! Hoh!“

Der Korb steht auf der Kante und wird nach vorn geschoben.

Einer nach dem anderen.

Wir stoßen uns und fluchen. Alle haben es eilig. So ergreift auch mich die Hast.

Der Karren ist voll. Die Rückwand wird eingesetzt, die Kette eingehangen.

„Aufgesessen!“ ruft Kurz.

Die anderen Karren poltern schon irgendwo.

Die Pferde müssen sich jetzt anstrengen. Ich sehe es nicht, aber fühle es.

Das Flackern und Leuchten vor uns wird immer stärker. Hell steht ab und zu ein Schein am Himmel. Wie Trauben tropfen Funken herab. Lichter schweben in flacher Bahn nieder.

Der Karren klappert. Leder und Taue knirschen. Das Eisen der Hufe klingt laut auf. Der Bock schwankt. Ich klammere mich fest.

Uiiih.

Es zieht über uns hinweg, oder ist vor uns. Ich sehe nichts. Rums, klingt es irgendwoher.

Granaten!

Hinter uns eine ganze Ladung Munition, Abstand nur zehn Zentimeter, sage ich mir unwillkürlich. Aber ich habe trotzdem eigentlich nicht Angst. Ich bin unruhig, aber die Ruhe des Mannes neben mir und die der Tiere dämmt das ein. Sie sehen auf dich, denke ich. Und so schlimm kann das ja nicht sein, wenn die ruhig sind.

Uiiih—rums!!

Ich kann nichts erkennen, vielleicht habe ich auch nach der verkehrten Richtung gesehen.

Jaulen und Krachen!

Ich klammere mich mit den Händen ganz fest, nicht weil ich fürchte herunterzufallen, sondern so, wie ich es beim Zahnarzt tue. Ich will nur meiner sicher sein.

Uiiih—rums!!

Der Fahrer haut plötzlich den Gäulen über den Rücken. Mir ist, als seien sie schon vorher im Sprung. Der Ruck wirft mich fast herunter. Mit den Beinen stemme ich mich ganz fest.

Galopp.

Rums—krach!!

Ich blicke nach rechts. Die Nacht ist noch schwärzer.

Etwas surrt dicht vorüber. Wie ein großer Brummer

Unwillkürlich ziehe ich den Kopf ein.

Die Gäule ächzen im Galopp.

Rums—krach!!

Der Wagen zittert. Um mich ist alles schwarz.

Der Fahrer schaukelt neben mir.

Krach!!

Es blitzt auf. Wird von Schwarzem überdeckt. Ist vorbei.

Dann Stille.

Ich verrutsche meine Hände immer wieder, obwohl sie gut liegen. Meine Finger umklammern das Eisen.

„Angst?" Der Fahrer blickt zur Seite.

„Wovor?" sage ich möglichst ruhig. Aber ich schäme mich gleichzeitig der Lüge. Nicht einmal jetzt kann ich ehrlich sein.

Vor uns flackert und blitzt es auf. Lichter fingern über den Horizont.

„Haaaalt!" kommt es von vorn.

Der Fahrer reißt die Gäule zurück. Blechern schlägt die Deichsel an die Rückwand des vorderen Karrens.

„Hier könnt ihr abladen. So — noch ein paar Schritte weiter. Hier links."

Wir springen vom Bock. Ich hake die Kette los und rüttle an der Rückwand. Wir heben den ersten Korb herunter, haben Mühe, daß er langsam auf die Erde kommt.

Die Hände werden aufgerissen.

Krach!!

Ich schrecke zusammen, weil das so unvermittelt kommt.

Rauschen folgt. Wird schwächer. Wird von Flüchen übertönt und dem Scharren der Körbe.

„Achtung!" Mit aller Anspannung setzen wir wieder einen Korb ganz vorsichtig herunter und zerren ihn auf den Haufen zu den anderen.

Krach!!

Feuerschein blendet. Ich stoße mir den Schädel. — Das Rauschen verebbt. „Achtung!" Der Korb wird heruntergesetzt.

Jaulen und Krachen!

Die Gäule rucken an.

„Festhalten!" brüllt einer neben mir.

Ich springe hin und greife nach den Zügeln.

Neues Jaulen und Krachen!

Die Pferdeköpfe schlagen hoch. Mit einem Ruck reiße ich sie herunter. Stemme mich dagegen. „Ohlalala!" beschwichtige ich.

Uiiih—rums!!

Etwas platscht an meinen Helm.

Rums—krach!!

Ich wende mich halb um, während ich den Gäulen

die Schnauzen rucke. Hinter mir muß ein Blitzen gewesen sein.

Weiches schlägt mir ins Gesicht. Ich schmecke Sand und spucke aus.

„Ohlala!“ beruhige ich. Gilt das nur den Gäulen?

Sie schnauben und blasen mich an. Ich stehe ganz dicht bei ihnen, die Ellenbogen am Körper. So ziehe ich ihre Köpfe zu mir heran. Deutlich fühle ich Wärme.

„Ohlala!“ sage ich immer wieder und reibe mit dem Helmrand an dem einen und dem anderen. Es ist beruhigend, Lebendiges gleich neben sich zu spüren, Atmendes, Warmes. Was soll mir geschehen, solange dieses Lebende da ist?

Krach! — Starkes Rauschen — langsam verebbend — schon übertönt vom Rufen und Klappern. Dann aber noch kurz und bestimmt ein matter Rums. Schlußpunkt, denke ich immer. Schlußpunkt einer Bahn.

Rauschen, verebbend, Schlußpunkt.

Selbstverständlich und sicher.

Uiiih—krach!!

Auch selbstverständlich und unaufhaltsam, aber ganz anders.

Blitzen. Menschen hasten, Gäule gehen hoch.

„Ohlala!“ tröste ich immer wieder und ziehe die Pferdeköpfe an mich.

„Aufgesessen!“

Ich schrecke hoch. — Loslassen, Zurücktasten, außen auf die Radnabe steigen, die sich schon etwas dreht, das Trittbrett fassen, hochziehen, festklammern — alles geschieht automatisch.

Mein Körper wird hin- und hergerüttelt. Dreck fliegt mir ins Gesicht.

Die Peitsche schlägt, mit einem Ruck liegen wir im Galopp. Ganz fest klammere ich mich mit beiden Händen.

Dann wieder Schritt. Rumsen und Krachen entfernter, meist vom Klappern der Karren übertönt. Der Fahrer sitzt stumpf neben mir, stößt mich immer wieder beim Schwanken des Karrens an.

Vor uns Dunkelheit. — Hinter uns Flackern.

Das Krachen und Blitzen bleibt zurück. Das Schaukeln wird gleichmäßig und langsam. Kaum sehe ich etwas, obwohl die Finsternis nicht mehr so schwarz zu sein scheint. — Ich habe das Gefühl, als seien Tiere und Menschen nun entspannt. Jetzt kann ich auch meine Hände lösen und mich zurechtrücken. Ich merke plötzlich, daß ich friere.

In der hohlen Hand zünde ich mir eine Zigarette an.

Fühle, daß ich sehr müde bin. —

Der Hohlweg liegt in der Dämmerung.

Leutnant Bang steht vor seinem Unterstand. „Nun?“ fragt er zu mir herauf.

„Gut,“ antworte ich.

„Dann legen Sie sich schlafen, wie die anderen.“ Er grüßt.

Die Luft im Unterstand ist feucht. Ein neues Holzbett steht da. Ich setze mich auf den Bettrand, streife die Stiefel ab, hake den Uniformkragen auf und werfe mich auf den Strohsack. Auskleiden ist Zeitverschwendung. Nur schlafen, schlafen.

Ein Balken läuft über mir entlang. Darüber liegen Bretter. Ein Ohrwurm krabbelt.

Ich bin noch sehr müde. Es fällt mir schwer, ganz wach zu werden. Eine Fliege summt laut. Es ist ganz hell. Der

Kragen drückt mich. Den Mantel habe ich ja auch noch an. Ich lasse meine Augen wandern. Das Ende des Bettes ist ein schlecht gehobeltes Brett. Man müßte sich Splitter einreißen, wenn man mit der Hand darüberstriche. Die Wände sind verschalt. Merkwürdig — vorne sind die Bretter neu. — Ja — so — das ist ja alles neu gemacht, das war ja eingestürzt — gestern — vorgestern — es kommt mir schon so endlos lange vor. Dazwischen ist viel Neues gewesen:

Die Nacht, ja, die erste Nacht draußen! Eigentlich ganz anders, als ich dachte. Gar kein klares, durchsichtiges Geschehen. Nur unbestimmtes Ahnen und Handeln im Dunkeln. Aufladen im Depot, — Abladen in der Batterie. Von allem nichts zu sehen. Nur das Blitzen: Abschuß. Verebbendes Sausen. Der Endpunkt-Aufschlag drüben. Eigentlich ist das doch klar und selbstverständlich — und doch unheimlich und verwirrend in der Dunkelheit.

„Morgen früh fahren 12 Gespanne Pioniermaterial. Vizewachtmeister Heller führt. Das ist eine gute Gelegenheit für Sie, sich ein wenig in der Umgebung umzusehen. Es wird Ihnen dann auch leichter fallen, sich bei Nacht zurechtzufinden."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

„Sehen Sie mal her," er breitet eine Karte auf dem Tisch aus. „Also hier an der Somme verläuft die Front jetzt so im Bogen."

Er weist mit dem Finger auf eine rot eingezeichnete Linie.

„Da liegt der Feind: Engländer. Hier ungefähr sind die deutschen Infanteriestellungen. Etwas dahinter liegen die Batterien im Gelände verstreut, vorn die Leichten, für die

wir fahren, mehr zurück die Schweren. Teilweise in Höhe unseres Lagers.

Von hier aus ist das Gelände direkt eingesehen." Er weist dicht vor das Lager. „Also in solchen Zonen sich möglichst wenig zeigen! Wir fahren nicht für eine bestimmte Batterie, sondern werden nach Bedarf eingesetzt. Meist laden wir hier beim Munitionsdepot und fahren dann ins Gelände. Da die Batteriestellungen bei zu starkem Beschuß immer wieder verlegt werden müssen, zeigen uns meistens Führer den Weg." — Sein Ärmel ist abgeschabt.

„Von hier ab haben wir fast jede Nacht Feuer. Beim Depot eigentlich immer. Auch die Straßenkreuzungen liegen fast jede Nacht unter Störungsfeuer. Wir fahren ja nach Möglichkeit schon nur nachts, damit man uns nicht sieht, aber die Flieger melden am nächsten Morgen die Wagenspuren,und jetzt kennt der Feind längst unsere Anmarschwege.

Außerdem setzt der Engländer natürlich auch noch wahllos jede Nacht einen Haufen von Blumentöpfen in die Gegend. Selbstverständlich sind natürlich auch die Stellen um die Batterien stark beschossen. Wenn größere Sachen los sind, liegt hier überall ein Sperrfeuervorhang." Er blinzelt mich an.

„Also gemütlich geht es hier nicht gerade zu, das haben Sie jetzt ja schon etwas gemerkt. Wir müssen aber mit unserer Munition durch, ganz wurscht wie. Wenn wir versagen, sitzen die anderen fest. Wir sind ebenso wichtig wie jeder Infanterist. Zu Hause grinsen sie ja meistens über uns, weil wir nicht schießen. Dafür arbeiten wir aber ohne Deckungsmöglichkeit im Artilleriefeuer." Er sieht mich fest an.

„Von uns hat keiner trotz seiner 600 Feuernächte den Pour le mérite, ich meine aber, darauf kommt es uns auch

nicht an. Denken Sie bei allem, was Sie hier draußen noch erwartet, daß Sie stolz sein können, im Feuer Ihre Pflicht zu tun, denken Sie daran, daß auch an Ihrem Durchhalten unendlich viel hängen kann."

Er reicht mir die Hand.

Im Dunkeln wird angeschirrt. Ich sattle mir einen Gaul. In der ersten Dämmerung verlassen wir unser Dorf.

Die ganze Gegend macht doch einen recht verwahrlosten Eindruck. Die meisten Bäume sind zerfetzt und geknickt — Hecken wuchern, zerrissen, wild, überall steht hohes Steppengras. Die Ortschaften sind alle stark vom Feuer mitgenommen. Der Kirchturm fehlt meist, oder ist halb eingestürzt. Heile Dächer gibt es überhaupt nicht mehr. Die Truppen hausen in Schutthaufen. Und zwischen dieser trostlosen Verwüstung wuchern wilde Rosen. Das wirkt erschütternd traurig.

Wir laden in einem Pionierpark Balken und Stacheldraht und schaffen es weiter.

Ein zerschossener Munitionskarren und zwei tote Pferde liegen in einem Hohlweg.

Heller hebt die Hand.

Die Gespanne halten. Ohne ein Kommando abzuwarten, springen die Fahrer ab. Hastig schneiden sie alles Eßbare herunter. Mir ist der Anblick der blutigen Fleischklumpen widerlich.

Heller merkt es.

„Na, Junker, wollen Sie sich nicht auch ein Kotelettchen herunterschneiden? Die Hufe sind auch sehr zu empfehlen. Das gibt eine famose Wurstelsuppe." Er zwinkert.

Ich wende mich ab. Ein Schrapnell platzt über der Mulde.

Keiner läßt sich in der Arbeit stören. Wieder faucht eins und zerpaukt.

„Aufgesessen!" ruft Heller.

Fieberhaft werden noch Stücke Fleisch halb geschnitten und abgerissen. Dann springen die Leute auf die Karren, die Peitsche saust auf die Pferderücken und im Galopp rasen wir davon.

Ich blicke mich kurz um. Die nackten Pferderippen mit den herausquellenden Därmen ekeln mich an. Fliegen und Ratten werden sich den Rest holen.

Eben war hier alles ruhig. Wie im Frieden. Und jetzt ist wieder Krieg. Ich kann nicht verstehen, daß beides so dicht beieinander liegt. Leben und Tod ...

Vor Morigny spielt sich hoch über uns ein Luftkampf ab. Zwei Flugzeuge wirbeln umeinander. Motoren brausen auf. Maschinengewehre klackern. Silbern blitzen Flügel. Dann sind sie verschwunden.

„Junker, ich muß zum Artillerie-Kommandeur. Sie reiten mit. Vergessen Sie die Generalstabskarte nicht, damit Sie Kartenlesen üben. Um 2 Uhr stehen die Pferde vor meinem Unterstand."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Wir reiten durch das Gelände zurück, das ich von der Feldbahn her schon kenne. Es kommt mir vor, als wäre ich nun schon monatelang hier.

„Schnell eingelebt?" fragt Bang.

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Ja, eigentlich lebt es sich auch ganz gut mit diesen Leuten. Es sind fast alles ältere Mannschaften, denen man etwas Ruhe lassen muß, und die man nicht nur vom reinen Kommiß-

standpunkt anfassen darf. Wenn die Ehrenbezeigungen nicht immer einwandfrei sind, so muß man eben ein Auge zudrücken. Die Hauptsache ist, die Leute haben Vertrauen zu mir und ich führe meine Aufgaben schnellstens und mit geringsten Verlusten aus!"

Er klopft seinem Pferd den Hals. „Das muß man alles erst lernen. Man kommt dann dahinter, daß auch das Munitionfahren keine ganz einfache Sache ist."

Er lacht. „Als ich damals von der Batterie wegkam, zu einer Munitionskolonne, kam ich mir geradezu schlecht behandelt vor. Ein Krieg, in dem ich nicht schießen sollte, schien mir einfach lächerlich und entwürdigend, und ich schämte mich vor meinen Kameraden. Wie ein Etappenhengst."

„Das ging mir auch so, Herr Leutnant. In der Garnison lächelten sie etwas über mich, weil ich nicht zu einer Batterie versetzt war." Er nickte mir zu.

„Aber in den ersten 14 Tagen hatte ich schon umgelernt. Zuerst dachte ich, man wartet einfach, bis das Hauptfeuer vorüber ist, denn dann schießt die Batterie ja doch nicht. Aber dann kamen die Sommeschlachten und Verdun. Die schluckten Munition, schneller, als wir sie vorbringen konnten. Da blieb zum Warten keine Zeit. Aber es ist mir doch recht schwer geworden, ohne Deckungsmöglichkeit im Feuer zu fahren. Verdammt noch mal! Wenn ich heute ehrlich bin, muß ich eigentlich sagen, daß mir damals zum Kotzen übel war und daß ich einfach versagt hätte ohne diese Kerls, die mit einer Selbstverständlichkeit in diesen Dreck hineinfuhren. Die kannten im Feuer ja keine Stollen. Und dabei war es bei uns in der Batterie auch manchmal mehr als übel gewesen." Er streicht seinem Pferd über den glatten Hals. Sein Sattel knirscht.

„Aber in diesen ersten Wochen vor Verdun habe ich umgelernt. Ich habe Geschmack an der Sache gefunden. Man darf nicht vergessen, daß die Leute dieses Hundeleben nun schon seit drei Jahren führen. Früher ging man im Herbst doch wenigstens nach Hause, oder bezog Winterquartiere, aber jetzt ist es dann ja noch übler als im Sommer."

Er blickt über das öde Feld. „Um nur die nackte Pflicht zu tun, muß man sich schon zusammennehmen. Dazu kommen die Verluste. Wenn es auch nicht mit einem Schlag geht, gerade dieses ständige wahllose Herausholen eines Einzelnen zermürbt ja viel mehr. Wir haben jetzt schon im ganzen mehr als den dreifachen Mannschaftsbestand der Kolonne verloren. Daß da keiner freiwillig sich meldet, ist ja selbstverständlich. Das käme jedem vor wie Selbstmord. Aber wenn's sein muß, bleiben sie alle dabei. Das ist mir die Hauptsache. Dabei haben sie alle noch ihre eigenen Sorgen außerdem. Sind ja fast alles Familienväter." Mein Pferd tänzelt kurz, aber ich habe es fest in der Hand.

„Sehen Sie sich mal die Leute von Ihrem Zuge an: Gründeler, über 40, Fuhrmann, 6 Kinder. Verwundet. Berkmeyer, Anfang Dreißig, drei Kinder, früher Infanterist, zweimal verwundet, jetzt bei uns, weil er etwas humpelt. Arnold, der ist jünger, so Mitte Zwanzig. Gepäckträger am Anhalter Bahnhof. Großstadttyp, aber anständiger Kerl. Man muß eben wissen, wo er bisher gestanden hat. Kann natürlich nicht verlangen, daß er sich wie ein Universitätsprofessor benimmt. Aber der Kerl hat Humor und ist Gold wert. Dann der Petersen. Vielleicht ist es mit dem am schwersten, weil er sehr verschlossen ist. Das ist ja auch ein schwerer Schlag, diese Friesen. Aber man kann sich auf ihn verlassen. Und dann der kleine Krapinsky. Kann sich nicht

ganz quatschen aus, sagt Heller. Er fühlt sich wohl hier etwas fremd. Was wollen Sie auch von einem kleinen westpreußischen Bauern, der sein Leben lang nicht aus seinem Dorf herausgekommen ist!

Hat übrigens auch Kinder, mindestens fünf, glaube ich. Aber davon spricht er nicht. Er sagt überhaupt nichts, nur mit seinen kleinen Gäulen unterhält er sich. Aber das versteht keiner. Er hat sie von seinem Hof mitgebracht."

Wir biegen in einen ausgefahrenen Weg ein. „Und dann die anderen alle! Eigentlich kann ich sehr zufrieden sein. Der Kurz und der Meinberg, Klemke und Beermann, jeder ist zwar anders, jeder stammt aus anderen Verhältnissen. Kurz ist Anstreicher, Meinberg Volksschullehrer. Das kann er nicht ganz verleugnen, muß immer ein klein wenig belehren, aber sie haben ihn gern, weil er über alles immer Bescheid weiß und sich nie drückt. Klemke ist halt der Etatsmäßige, aber im guten Sinne. Herrgott ja, er kotzt auch mal einen Kerl an, daß die Sandsäcke bröckeln, aber dann ist die Sache auch in Ordnung. Er hat eben am meisten Kasernenhof gerochen von uns allen. Und Beermann ist Bankbeamter, wie Heller. Der ist schnoddrig, aber beliebt, weil er nie fehlt, wenn was los ist. Beide werden wohl auch noch Offizier."

Die Unterstände neben dem Weg sind mit Zweigen verdeckt. Soldaten flicken ihre Sachen. Keiner kümmert sich um uns. „Bestrafen brauche ich eigentlich nie. Höchstens den Arnold, denn der stiehlt wie ein Rabe. Aber nie bei uns, er ‚besorgt' nur immer das Passende bei anderen Truppenteilen. Sogar Pferde hat er schon geklaut. Ich glaube, das Aas würde mir meinen Schinder unter dem Hintern wegstehlen, wenn's sein müßte. Dazu geborener Falschspieler. Außerdem unbedingte Fähigkeiten im lautlosen Aufbrechen

von Türen. Aber man muß über den Kerl immer wieder lachen. Er kann einfach alles. Und meistens läßt er sich, Gott sei Dank, auch nicht erwischen." Er lacht in Gedanken.

„Und dann habe ich den Plauert noch neulich einsperren müssen. Der Komut (das ist Kommandeur der Munitionskolonnen und Trains) hat darauf bestanden. Dabei kann der arme Kerl eigentlich gar nichts dazu. Ist nun mal seines Zeichens Verkäufer in einem Kolonialwarengeschäft. Kommt der Komut ausgerechnet unangemeldet zur Besichtigung ins Geschäftszimmer. Wir waren alle nicht da und nur Plauert hat Listen geschrieben. Anstatt nun gleich die Hacken zusammenzuhauen, hat er sich freundlich hinter seinem Tisch erhoben, hat sich die Hände gerieben, einen Diener gemacht und den Kopf zuvorkommend auf die Seite gelegt und gefragt: ‚Womit darf ich dienen, der Herr!'" Er lacht.

„Ich weiß nicht, was da alles sonst noch gewesen ist. Der Komut hatte aber noch einen roten Kopf, als ich angerannt kam. Daß der Mann wahrscheinlich gerade in Gedanken zu Hause gewesen war, wollte er nicht begreifen. Er verlangte exemplarische Bestrafung wegen absolut unmilitärischen Benehmens." Jetzt ist er ernst.

„Mir ist aber immer die Hauptsache, daß wir eine seelische Einheit bilden, daß uns nicht Befehle aneinanderbinden, sondern daß wir alle an einem Strang ziehen, weil es gar nicht anders sein kann. Ich will nicht Vorgesetzter sein, sondern Kamerad, der führt." —

Der Artilleriekommandeur wohnt in einem Schloß. Es ist eigenartig, wieder das Rauschen hoher Kastanien zu hören, wieder gut eingerichtete Zimmer zu sehen. Dunkle Ahnenbilder hängen auf dunkelroten Seidentapeten. Wir werden zum Kaffee eingeladen.

„Na, hoffentlich gewöhnen Sie sich gut ein, Fahnenjunker. Ist ja nicht ganz einfach, gleich von Mutters Schürze weg."

Wir sitzen um einen großen, runden Tisch: Der Kommandeur, ein Major, der Adjutant, zwei Artillerieleutnants, Bang und ein Ulan.

Krach, krach, ballert es auf einmal draußen los.

„Natürlich Flak. Man kommt hier an der Front doch keine Stunde zur Ruhe. Immer wieder Flieger!"

Wir stehen auf und treten auf die Terrasse. Ein paar tausend Meter hoch ziehen zehn Flugzeuge, umkugelt von weißen Wölkchen, ins Hinterland.

Mit starkem Brausen steigen plötzlich hinter den Blutbuchen kleine Einsitzer steil in die Höhe. Sie steigen in großen Spiralen. Die Engländer sind inzwischen verschwunden.

„Schließe mich nachher an, wenn Sie gestatten," beugt sich der Ulan zu Bang. „Bin ja nun auch zu einer Kolonne versetzt worden!" Die Stimme ist leicht näselnd. Der Kopf ist schmal und ohne Haare. Das ganze Gesicht wird durch das Einglas beherrscht.

Wir sitzen noch auf der Terrasse und rauchen. — Summend erscheinen die Engländer wieder auf ihrem Heimweg.

„1, 2 — 3, 4, 5, 6 — 7 — 8 — 9,10."

Alle sind noch beisammen.

Vor der Sonne kreuzt die deutsche Staffel. Flak ballert. Weiße Wölkchen erscheinen und vergehen.

Die Abwehrgeschütze schweigen plötzlich.

Die deutsche Staffel kommt heran, keilförmig geordnet. Schon klappern die Maschinengewehre. Weiße Fäden spinnen sich durch den blauen Himmel. Nun wirbelt alles wie ein Wespenschwarm durcheinander.

Wir sind aufgestanden, um besser sehen zu können, aber wir können nicht mehr Freund von Feind unterscheiden.

Pak, pak, pak, pak — wie ein Kreisel summen sie durcheinander.

Die Sonne steht blutrot am Himmel. Fern rollt die Front. Der Park liegt still, als wäre tiefer Frieden.

„Da — einer trudelt heraus!"

„Noch einer," der Kommandeur hat ein Fernglas vor den Augen.

Zwei winzige Schmetterlinge stürzen sich drehend aus dem Schwarm heraus. Fangen sich wieder, fliegen geradeaus, steigen.

Einer dicht hinter dem anderen.

Ganz dicht.

Pak, pak, pak, pak.

Der vordere qualmt plötzlich, zieht eine lange schwarzwirbelnde Rauchfahne nach, verliert an Fahrt — stürzt senkrecht herunter.

Einen Augenblick ist alles still.

„Hurra, er brennt!" schreit der Ulan.

„Das hat der Kerl doch fein gemacht."

Nun ist er schon tief. Flammen leuchten grell aus der schwarzen Fahne.

Da stirbt ein Mensch — denke ich — und es fröstelt mich. Da stirbt ein Mensch. In diesem Augenblick, den ich hier ruhig atme, stirbt da vor mir ein Mensch.

„Großartig! Dem haben sie es gegeben."

„Ja, die Tommies sollen sich nur in acht nehmen vor unseren deutschen Fliegern!"

Sie stoßen an. „Die Heimat kann mit uns Frontsoldaten zufrieden sein," sagt der Ulan.

Da ist wieder ein Mensch ausgelöscht, denke ich.

Frauen warten, ein Geschlecht ist vernichtet . . .

Dann reiten wir wieder an dem See vorüber, unter den Pappeln entlang. Dörfer kommen, hie und da sind schon Dächer zerschossen. — Gleichmäßig, wie eine Maschine, rollt die Front. Der Ulan erzählt von fabelhaften Rennpferden.

Einmal stehen neben der Straße Menschen in der Dämmerung. Bang hält sein Pferd an. — „Was ist da los?"

Der abgeschossene Flieger.

Wir steigen ab. Soldaten in Drillichjacken, die Feldmütze auf dem Ohr, die Hände in den Hosentaschen, stehen rauchend herum. Sie machen Platz, als sie die Offiziere sehen.

Ein Haufen schwarzer Trümmer liegt vor uns. Kaum mehr zu erkennen als der Motor. Das Gras darunter hat mitgebrannt. Es riecht widerlich angesengt. Ich muß an Schweinebraten denken.

„Pfui Teufel, wie das stinkt!" sagt der Ulan.

„Ja, er liegt noch drunter," erklärt einer.

„Hat ja doch keinen Zweck mehr," fügt ein anderer hinzu.

„Na, Hauptsache, daß es ein Tommy ist," sagt der Ulan und blickt sich im Kreise um.

„Nein, Herr Leutnant, es ist ein Deutscher."

„Schade," sagt der Ulan nur.

Dann reiten wir wieder. Bald wird es dunkel. Der Ulan spricht wieder von Pferden, Bang pfeift vor sich hin und schlägt manchmal mit der Reitpeitsche an die Stiefel.

Manchmal klingt das Eisen eines Hufes.

Der Abend dämmert. Der Kommandeur besteigt den Gaul. Er führt heute. Das erste Gespann fährt an, wir folgen. Auf jedem Bock sitzen zwei Mann.

Wir kommen aus dem Hohlweg heraus. Die Kreuze zu beiden Seiten der Straße sinken tiefer, — liegen auf unserer Höhe, — bleiben zurück.

Ich muß mich anstrengen, die Gespanne vor uns zu sehen, so dunkel wird es schon. Ermert neben mir kaut stumm an seiner Pfeife. Mit viel Mühe zünde ich mir eine Zigarette an.

Meine Gedanken laufen vorneweg. — Und zurück. — Ich bin gefaßt auf alles. Aber ich weiß doch noch nichts. Sorge macht mir vor allem, daß es gleich ganz dunkel sein wird, daß ich dann wieder jeden Überblick verlieren werde.

Ermert nimmt hin und wieder die Pfeife aus dem Munde und spuckt in weitem Bogen aus.

Die Gäule laufen einmütig nebeneinander her. Ihre breiten Hüften sind in geschmeidiger Bewegung.

Der Karren klappert und schüttelt.

Es ist nun dunkel. Nur noch die Rückwand des vorderen Gespannes ist zu sehen. Sie schwankt gleichmäßig vor uns. Sobald sie zu verschwinden droht, schnalzt Ermert mit der Zunge und ruckt kurz in den Zügeln. Dann setzen die Gäule sich in Trab.

Regen beginnt zu rieseln. Vor uns flackert und leuchtet es. Das Licht ist unbestimmt, verschwindet wieder, sieht wie ein Brand in großer Ferne bei starkem Wind aus. Wie ein Feuer von ungeheurer Ausdehnung.

Es ist naßkalt. Der Regen rinnt vom Helm.

So fahren wir lange. Meine Gedanken irren umher, müssen aber immer abbrechen. Mich beschäftigt dazwischen das, was ich sehen kann. Es ist nicht viel und wirkt daher um so stärker.

Im Flackern vor uns steigen gelbe und grüne Leucht-

kugeln hoch, zerfallen in Trauben und sinken herab. Einzelne Flammen leuchten grell auf und blenden sekundenlang.

Ich höre das Rattern der Karren, vermischt mit dem Klappern der Pferdehufe und dem unaufhörlichen Rollen der Front. Das Geschirr knarrt, der Sitz rüttelt ständig. Meine Hände sind kalt. Die Zigarette ist heruntergebrannt. Ich werfe sie weg.

Ermert flucht: „Aaszeug, verdammtes!" Dann klopft er die Pfeife an der Bockkante aus und steckt sie in die Manteltasche.

Bang läßt uns vorbeifahren.

Blitze und Flammen kommen näher, leuchten vor uns auf, rechts oder an der anderen Seite. Dann auf beiden — und überall. Flackern unberechenbar und unregelmäßig. Oft ist es für Augenblicke ganz dunkel. Dann spielen die Lichter wieder. Raketen steigen dazwischen und vergehen.

Uiiih — rums!!

Ich sehe nichts.

Wir klappern weiter.

Neues Jaulen und Krachen!

Rechts vor uns blitzt es auf. Ich habe die Empfindung eines aufsteigenden Berges.

Krach! Dasselbe Bild näher.

Heulen und Poltern! Weiter entfernt.

Uiiih—rums! Blitzen neben uns blendet. Dann ist es, als wäre an dieser Stelle die Dunkelheit noch schwärzer.

Ermert haut auf die Gäule ein. Mit einem Ruck ziehen sie stärker an. Ich klammere mich mit der rechten Hand an der Rückenlehne fest und stemme die Füße gegen das Brett, daß ich fast stehe.

Der Karren torkelt. Er stößt und schüttert ganz hart.

Wir galoppieren.

Remm! — Das war seitlich ganz nah. — Wir sind schon vorüber.

Dann ist wieder Ruhe. Gleich fallen die Gäule in Schritt.

Schon scheuchen uns neue Granaten auf.

Immer von neuem Galopp, — Schritt.

Mit aller Macht reißt Ermert auf einmal an den Zügeln. Die Gäule bäumen sich auf. Bums! — stößt die Deichsel an den Vorderkarren. — Sobald wir halten, beherrscht das Gepolter der Front alles, versinkt dann wieder unter dem Geklapper unserer Karren. Nur starke Einschläge sind noch zu hören oder das Rauschen einer Granate.

Wieder Halt-Rufe.

„Ihr könnt hier aufladen." Bang reitet vorbei.

Ermert führt die Gäule ganz dicht heran, zieht sie etwas drüber hinaus, nun noch ein paar Schritte zurück. Jetzt steht das Ende des Karrens dicht vor dem Geschoßhaufen.

Verflucht — ich stolpere. Holz und Stufen. Scheinbar ein Stollen. Ich richte mich auf. Nach ein paar Schritten stolpere ich wieder. Ein Granatkorb liegt im Weg.

„Mensch, faß mit an!" Sie laden schon.

„Eins, zwei, drei — hoh!"

Der erste Korb.

Ich zerre am nächsten. Allein geht das nicht. Nun hilft einer: „Hoh!"

Der erste Karren ist voll. Gleich daneben der zweite.

Krach! feuert unsere Batterie. Während wir wieder hochstemmen und schieben, rauscht die Granate hinüber. Leise klingt der Aufschlag nach.

Eine nach der anderen wandert los.

„Verfluchter Mist!“ schimpft Ermert. „Die schießen so lange, bis wir von drüben den Dreck auf den Kopf kriegen. Können doch warten, bis wir draußen sind.“

„Halt die Fresse und eil’ dich lieber.“

Nun sind wir am dritten Karren.

Uiiih—rums! haut die erste Granate herein.

„Hundepack, verfluchtes!“ schreit einer. Die Gäule rucken an, gerade als wir einen Korb auf der Kante haben. Ich kann meinen Fuß nicht rechtzeitig wegziehen.

„Verdammt!“ Das schmerzt. Ich beiße die Zähne zusammen.

„Einer nach vorn zum Halten!“

So schnell wie möglich humple ich hin.

Uiiih—rums, krach!!

Ich rutsche aus und liege der Länge nach im Dreck. Grad vor den Gäulen. Es platscht um mich. Jetzt werden sie über mich gehen! — Ich richte mich auf, dabei rutschen mir die Füße im Lehm wieder weg. Dann bin ich hoch. Patsch, fliegt mir Dreck ins Gesicht. Ich greife nach den Zügeln.

Wieder gehen die Pferde hoch. Ich reiße sie herunter. Sie schnaufen und rucken mit den Köpfen.

Rums! Das blitzt gleich neben uns.

Ich stoße die Gäule mit dem Ellenbogen. Horche dabei auf Rauschen, Einschlag und Splitter. Ganz dicht surrt es vorbei. Ich fühle den Luftzug an meiner Backe.

Schrapnells verpuffen über uns und beleuchten einen Augenblick die Gespanne. Dann zischt es. Die Gäule haben aufgerissene Augen und geblähte Nüstern.

Es ist wieder dunkel.

„Fertig!“ brüllt Bang. Mit einem Satz sind wir oben.

Wir sind nicht weit, da stockt es vor uns.

„Sitzt fest!“ brüllen welche.

Der Regen schlägt einem ins Gesicht. Es heult wieder heran und zerkracht. Im Blitzen sehe ich einen Karren in einem Trichter feststecken. Leute eilen herbei. Runter vom Bock. Wir stemmen uns in die Speichen.

„Hoh!“ Der Fahrer klatscht auf die Gäule. Der Wagen ruckt, sinkt wieder zurück.

Ramm! Es klappert an die Karrenwand und patscht um uns.

„Eins, zwei, drei — hoh!“ — Nun haben wir ihn.

Kremm! Im Licht einer Sekunde sehe ich die Gäule hochgehen. Der Wagen rutscht wieder zurück.

„Abladen!“ brüllt einer.

„O du Sau, verdammte!“

Ein Korb nach dem anderen wird heruntergekippt.

„Genug. Anfahren!“

Die Peitsche saust. Stöhnend ziehen die Gäule den Karren heraus.

„Halt!“

Nun schleifen wir die Körbe wieder heran. Schimpfen. Einer nach dem anderen, nun noch die Rückwand, die Sperrkette.

Das Wasser läuft mir kalt den Rücken herunter. Rauf! Galopp!

Ich sitze noch nicht fest, da reißt Ermert die Gäule wieder zurück.

„Haaaalt! Festgefahren!“

Wieder runter, wieder in einen Trichter, wieder stemmen. Klatschen der Peitsche auf Pferderücken. Ermunterndes Rufen. Wütendes Schimpfen.

Es hilft nichts. Die Körbe müssen herunter. Splitter surren. Aufladen — aber nach ein paar Minuten brüllt es wieder: „Haaalt!“

Einer kommt angeritten: Bang.

Wir sind schon unten.

Das Gespann steckt mit allen Rädern im Trichter. Die Gäule liegen halb. Ein Korb nach dem anderen platscht herunter. Einer stößt mich fast um. Ich verliere das Gleichgewicht und rutsche in den Trichter, trete jemand an die Beine.

„Mistvieh, paß auf!“

Ich stemme mich in die Speichen, einer fällt mir schwer auf den Rücken. Ich breche zusammen.

Mein Kopf schlägt gegen den Radkranz. Ich spucke und ringe nach Luft, drehe mich mit der Kraft der Verzweiflung und arbeite mich hoch. Der auf mir brüllt. Nasses läuft mir in die Augen.

„Hoh!“ Klatschend sausen die Peitschen. Die Speichen geben nach, der Karren steht oben.

„Aufladen!“ — Uiiih —rums!!

„Halt! Du Aas!“

Die Gäule gehen hoch.

„Haaaalt!“

Der Karren rutscht wieder zurück. Ich werde zur Seite geschleudert.

„Mein Arm!“ schreit jemand.

Wir fassen in die Speichen, stemmen mit aller Kraft. „Hoh! Ruck!“ Ist wieder oben.

Ich stolpere über Weiches: Stoff — Glieder.

„Da liegt einer!“ brülle ich. Werde nicht verstanden, zerre einen mit.

Krach!! Im Aufblitzen eines Schrapnells sehen wir einen Körper, zertreten und zermalmt.

Es ist schon wieder dunkel. Wir tasten: hier muß der Kopf liegen. Der Körper sackt zusammen.

Kremm!! Licht.

Ein zerfetztes Gesicht blut- und lehmverschmiert.

„Nichts mehr zu machen,“ sagt der andere.

„Fertig!“ ruft irgendeiner.

„Aufgesessen!“

„Was ist da los!“ schreit der Leutnant.

„Toter!“

„Werft ihn auf den Karren.“

Ich bin schon oben.

„Hier muß ich drauf!“ schreit einer von unten.

„Schon besetzt!“ ruft der Fahrer.

Wir rütteln wieder, Feuer und Dreck spritzt vor uns auseinander. Die Gäule kommen im Trab kaum vorwärts. Der Karren schaukelt, als müßte er umkippen.

Mitten im Fahren ein Ruck. Ich klammere mich fest. Der Fahrer stößt mich an und kippt nach vorne über.

Er kriecht zwischen den Pferden wieder heraus. Unser Karren steckt mit den Hinterrädern in einem Trichter.

Wir schreien. Die hinter uns halten.

Abladen, Hochdrücken, Aufladen.

Dazwischen Krachen und Splittern.

Aufsitzen. Der Tote liegt über meinem Sitz. Ich schiebe ihn weg. Er ist klebrig.

Wir schaukeln weiter. Das Feuer hat nachgelassen. Es wird langsam heller. Der Regen schlägt uns ins Gesicht. Alles ist trostlos und grau. Flaches Land, zerfetzte Bäume, aufgewühlte Straßen.

Erst jetzt fühle ich, daß ich durch und durch naß bin und friere. Vor uns schaukelt ein Karren. Ich drehe mich nach den anderen um.

Der entstellte Kopf des Toten wackelt hin und her. Der Stahlhelm fehlt. Der Mund steht weit offen, als ob er schreien würde. Er ist mit Lehm verschmiert. Blut fließt in einem dünnen Faden heraus. Ich fröstele. Es ist der erste Tote, den ich sehe.

Dämmerung steht fahl um uns.

Ich bin nicht ergriffen und nicht traurig. Ich denke nicht, daß dies der Heldentod ist, von dem sie in der Heimat reden. In mir ist bodenlose Leere und würgende Abwehr.

Im Munitionsdepot ist es schon fast hell.

Ich stehe auf dem Wagen und schiebe die Körbe zur Kante.

Einige Granaten schleudern noch haushohe Dreckfontänen hoch.

Wieder ein Korb unten. Nun greife ich den Toten um den Körper. Er ist schwer.

Jemand schwingt sich herauf und hilft.

„Unteroffizier Fury," sagt er. Ich habe noch nicht darüber nachgedacht, wer es sein könnte.

Bang kommt geritten: „Los, Kinder, daß wir nicht noch so ein Ding zuletzt in die Fresse bekommen."

Er zeigt mit dem Daumen über die Schulter dahin, wo die letzten Erdwolken zusammensinken.

Dann sieht er mich.

„Junker, sind Sie verwundet?" Es liegt etwas in seiner Frage, das mir Wärme gibt.

„Nein, Herr Leutnant."

„Sie sind im Gesicht blutig."

Ich fühle nach. Es ist feucht und klebrig. Aber nichts tut weh.

„Sicher von dem da, Herr Leutnant." Ich zeige auf den Toten.

Gegen 7 Uhr sind wir im Lager.

Ich stoße die Tür zu meinem Unterstand auf, eine dicke Ratte huscht mir entgegen. Es ist muffig warm in der Höhle. Ich lasse die Tür zufallen und setze mich stöhnend auf das Bett.

Als ich aufwache, ist es Nachmittag.

Gesicht und Hände sind von Blut und Dreck verkrustet. Der Mantel ist steif. Lehmverklebt sind Ohren und Nasenlöcher. Ich arbeite mit Bürste und Seife, schöpfe mir Wasser aus einem Pferdeeimer, dann knipse ich mit Mutters kleiner Stickschere meine Barthärchen ab. Einen Rasierapparat besitze ich noch nicht.

Der Kommandeur ist nicht in seinem Unterstand. Ich treffe ihn bei den Gäulen. Die sehen abgehetzt und müde aus. Er gibt mir die Hand.

„Ausgeschlafen? Nun kann ich Sie gut brauchen, Junker. Sie übernehmen den Zug von Unteroffizier Fury. Ist ja etwas früh für Sie, wo Sie hier noch kaum warm geworden sind. Aber ich glaube, Sie werden es schon schaffen."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Jetzt bist du nicht mehr fünftes Rad am Wagen, denke ich froh, und hole mir gleich die Leute zusammen. Ich lasse sie nicht antreten. Sie sind ja alle viel älter als ich. Mit bärtigen und versorgten Gesichtern stehen sie im Kreis um mich.

„Der Kommandeur hat mir Unteroffizier Furys Zug übergeben. Ich bin vor kurzem erst aus der Heimat ge-

kommen. Natürlich wißt ihr in allem besser Bescheid als ich. Darum gebe ich selbstverständlich keine Befehle. Ich will nur mittun. Wenn ich etwas falsch anfange, dann sagt ihr es mir. Ich tue meine Pflicht wie ihr auch. — Übrigens bin ich 17 Jahre, damit ihr nicht glaubt, ich wäre erst 15." Etwas unsicher sage ich das.

Die Leute grinsen verlegen. Dann sehe ich mir die Gäule an. Sie stehen unter Papp- und Blätterdächern, nicht splittersicher, aber wenigstens einigermaßen trocken. Einer ist verwundet: Fleischwunde am Hals.

Die Fahrzeuge sind so ziemlich in Ordnung. Die Geschirre werden von den Sattlern eben geflickt. Ich gehe zum Wachtmeister, um mich zu erkundigen, was noch bei meinem Zug wissenswert wäre.

Danach ist Befehlsausgabe. Wir Zugführer stehen im Unterstand um den Wachtmeister. Es regnet. Er verteilt die Gespanne für die Nacht. Mein Zug hat heute Ruhe.

Bevor die Karren ausfahren, begraben wir noch Fury. Der Kommandeur tritt an das offene Grab.

„Kameraden, wir betten Unteroffizier Fury in die Erde, in die wir so manchen Kameraden schon gelegt haben. Vielleicht folgen wir nach. Bald oder später. Unsere Kameraden, die hier in fremder Erde ruhen, haben ihre Pflicht getan und sind für ihre Heimat und für uns gestorben. Das vergessen wir ihnen nicht, auch wenn wir nicht viel davon reden. Unser Dank soll sich nicht in Worten äußern, sondern in der Tat. Und unsere Tat ist, daß wir da aushalten, wo wir hingestellt werden — —. Helm ab zum Gebet — Vater unser — —."

Er nimmt eine Hand voll Erde und wirft sie hinab.

Ein Grab mehr zwischen all den anderen Gräbern. Es fällt nicht weiter auf.

Ich wundere mich, wie wenig mich das alles bewegt. So anders hatte ich mir das früher gedacht. Als müßte man den Tod eines Kameraden doch tiefer empfinden. — Und nun: ich bin müde und abgespannt und es ist so vieles, was mich ablenkt, auch der Gedanke, daß die anderen nun gleich wieder in die Nacht hinausmüssen, und daß dann vielleicht dasselbe geschieht was gestern geschehen ist und was unzählige Male gewesen war und sein wird.

Wir stehen den Mantelkragen hochgeklappt vor dem Unterstand des Kommandeurs und sehen, wie die Gäule anrucken und ein Karren nach dem anderen in die Dämmerung hinaus durch den Hohlweg schaukelt.

Pünktlich um 5 Uhr morgens wache ich auf. Ich will gleich nach meinem Zug sehen. Eine große fette Ratte springt von meinem Bett herunter.

Bevor ich die Stiefel anziehe schüttele ich sie aus, dann hänge ich meinen Mantel um und gehe in den Hohlweg.

Es ist frisch. Der Regen hat aufgehört. Die Sonne geht auf. Um uns stehen schon ein paar Fesselballons, andere werden gerade hochgelassen. Oben surrt ein Aufklärungsflieger zur Front. Ab und zu verhallt ein Schuß.

Meine Leute sind schon wach. Berkmeyer wandert mit zwei Eimern zum Brunnen. Er hat sie rechts und links an einer Stange über der Schulter hängen. Gründeler trägt Heu in die Ställe. Die Gäule scharren und fressen. Die Wunde von der Dora macht sich auch schon besser. Die Leute beginnen zu putzen. Die Striegel klopfen sie auf den Steinen aus.

Arnold pfeift leise ein Soldatenlied.

Auch die anderen Züge machen Stalldienst. Die Feldküche kocht Kaffee.

Jetzt kommen auch die Gespanne zurück, die in der Nacht draußen waren.

„Zunder?“ fragt Berkmeyer hinüber.

„Schwer!“ antwortet einer.

Sie sind wortkarg, spannen die Gäule aus, trinken heißen Kaffee und legen sich schlafen. Verluste haben sie heute nacht nicht gehabt.

Gleich neben unserem Lager fängt es an zu ballern. Hoch oben zerplatzen weiße Wölkchen.

„Laßt den Tommy doch fliegen,“ meint Gründeler, „schadet den Kerlen in der Etappe auch nichts, wenn sie ein paar Bomben draufgekleistert kriegen.“

Ich gehe durch einen zerfallenen Graben zur Flakbatterie. Zwei Autoanhängergeschütze, davor der Entfernungsmesser. Schnelle Zahlen und Kommandos. Die Flamme zischt aus dem Rohr. Das Trommelfell zerspringt fast. Gewaltig rauscht das Geschoß nach oben. Dann ein weißes Wölkchen und sekundenlang später ein schwacher Knall.

So reiht sich Wölkchen an Wölkchen. Bald vor, bald hinter, bald unter dem Flieger.

Nachmittags lasse ich meine Leute schlafen. Nachts muß wohl wieder gefahren werden.

Zur Befehlsausgabe werde ich geweckt.

Die Sonne ist schon tief. Wir stehen um den Wachtmeister vor dessen Unterstand. Der Fahrbefehl ist da. Mein Zug kommt dran. Ich sage den Leuten Bescheid. Nach dem Abendbrot um viertel vor neun stehen wir im Hohlweg. Im ganzen 19 Gespanne. Der Zug Meinberg ist mit dabei. Heller führt.

Wir klappern und schaukeln in die Nacht hinein.

In der Mulde liegt ein eingezogener Fesselballon. Er ist mit Zweigen gegen Fliegersicht bedeckt.

Wir mühen uns wieder durch das Trichtergelände. Dann gehen die Stunden wie eine übermächtige Welle über uns:

Aufladen im Munitionsdepot, Abladen in der Batterie, Granatkegel im Mondlicht, Galopp, gestürzte Gäule, Fluchen herabgleitende Lichter, orgelnde Flieger, Klappern von Maschinengewehren, Abgeben von Leermaterial im Depot, Nachlassen der Spannung. — Es ist kalt.

Die Pferde trappeln müde vorwärts an Hausruinen, Grabkreuzen und Resten von Drahtverhauen vorbei.

Der Tag kommt, ein schöner, klarer Spätsommertag. Hoch oben ziehen die ersten Frühaufklärer zur Front.

Wir biegen in den Hohlweg. Steif und übernächtig klettern wir von unseren Wagen. Heller meldet dem Kommandeur.

Ich tauche in unseren stickigen Unterstand hinein und freue mich, wie schön warm es darin ist Todmüde schlafe ich sofort ein

Die Leute tun nur den notwendigsten Dienst. Die Pferde müssen in Ordnung gehalten werden und weiden dann frei um das Lager herum. Geschirre müssen geflickt, Fahrzeuge ausgebessert werden. In der übrigen Zeit wird möglichst geschlafen. Sonst geht alles bei gutem Wetter in Drillichjacken, die Hände in den Taschen, das Krätzchen schief auf dem Kopf, die Pfeife im Mund, die Gasmaske über die Schulter gehängt, im Gelände umher.

Der Soldat sucht immer. Für Messing und Kupfer werden Prämien bezahlt. Manches kann man auch selbst

gut gebrauchen und die Seidenfallschirme der Fliegerlichter sind in der Heimat sehr beliebt.

Ich wandere mit Heller planlos umher. Oben summen ein paar Flieger. Die Fesselballons stehen in langer Reihe hinter uns. Wir steigen durch zerfallene Gräben. Da sind dicke Balken unter den Einschlägen zusammengebogen wie Streichhölzer. Wellblech und Konservenbüchsenreste mit englischen Aufschriften liegen umher.

Heller geht pfeifend irgendwo.

Ich stehe an einem Stolleneingang. Muffige, kühle Luft schlägt mir entgegen. Richtige Grabesluft, denke ich. Unten schimmert etwas Helles.

Vielleicht auch ein Fallschirm? Vorsichtig taste ich hinunter. Erst ein paar Stufen, dann muß ich mich im Schutt weiter fühlen. Es ist kühl. Die weißen Kalkwände sind bläulich-grün angelaufen. Es riecht feucht und moderig.

Eine Ratte raschelt schnell an mir vorbei nach oben. Ein kleines Stück kann ich noch vom blauen Himmel sehen. Ich muß mich nun bücken, um nicht mit dem Kopf anzustoßen. Noch ein paar Schritte, dann bin ich am Hellen. Ich stolpere, greife hin. Es ist Stoff. Ich ziehe ihn weg: ein gelbgrünes, eingefallenes Gesicht. Verkrustetes Blut, blanke Schädelknochen, abgenagt.

Der Mann liegt auf dem Rücken, wie ihn der Tod gepackt hat. Die knochigen Hände sind um Steinklumpen gekrallt. Alles andere ist unter Schutt begraben. Aus dem grüngelben Khakirock kriecht aufgestört eine fettgefressene Ratte.

Ekel steigt in mir auf. Mechanisch reibe ich mir die Hände an meinen Hosen ab, steige schnell über das Geröll nach oben. Ich habe keine Lust mehr heute, Fallschirme zu suchen. Ich habe mit einemmal Sehnsucht nach Luft und Sonne.

Als wir zurückkommen, liegt schon der Marschbefehl für den Abend auf dem Tisch. Schnell esse ich. Ein paar Minuten Zeit bleiben mir noch bis zum Abrücken.

Ich lege mich im Mantel, umgeschnallt, auf das Bett und schließe die Augen.

Wieder sehe ich den toten Engländer, eine Ratte kriecht aus seiner Brust — er greift danach.

Ich fahre hoch. Tatsächlich bin ich eingeschlafen. Die Kolonne ist schon angetreten. Ich melde meinen Zug dem Wachtmeister, der heute führt. Bang gibt uns die Hand, und wir schaukeln los.

Wir sollen 900 Schuß aus einer Feldartillerie-Batterie zurück ins Munitionsdepot bringen, da die Batterie zusammengeschossen ist.

Auf dem ersten der 19 Gespanne sitzt der Wachtmeister. Außer mir sind noch zwei Unteroffiziere da, von denen Ahrens reitet.

Ich sitze bei Berkmeyer auf dem ersten Wagen meines Zuges. Hinter uns kommen noch vier Gespanne.

Wir rollen zwischen Trichtern und Drahtverhauen in die Nacht. Das zertrümmerte Gerüst einer Zuckerfabrik hebt sich gespensterhaft aus der Dunkelheit.

Regen schlägt ins Gesicht.

Die Pferde treten unsicher auf, platschen ins Wasser, rutschen aus. Die Karren schaukeln.

Vorne wetterleuchtet es. Links schlagen rote Flammen.

Leuchtraketen steigen — fallen. Immer neue.

Die Gäule ziehen unregelmäßig. Bald traben sie, dann stocken sie wieder.

Manchmal reitet Ahrens vorbei.

Blitzen: Die ersten Granaten vom Klappern der Kolonne noch übertönt.

Dann tiefes Rumsen. Die ersten Brocken klatschen.

Es regnet stärker.

„Halt!" Wir müssen auf den Führer warten.

Jetzt, wo die Karren nicht rasseln, wirkt das Feuer ganz anders. Es rauscht und braust, pfeift und surrt.

Wir sind abgestiegen. Je ein Mann bleibt bei den Pferden. Die anderen sollen Deckung nehmen.

Wir hören den Abschuß und Einschlag.

„Links," sagt Berkmeyer.

Heranrauschen, stärker werdend, dann verebbend, Krach!

„Rechts."

Manchmal rumst es ganz tief und dumpf.

„Das sind die ganz schweren Biester," sagt Berkmeyer.

Wieder ein böses Krachen. Man fühlt, wie es auseinanderspritzt.

„Die Viecher sind noch gemeiner, die rasieren dicht über dem Erdboden den ganzen Zimt weg." Dazwischen bellen Schrapnells.

Wir hocken und lauschen.

„Rechts — rechts — links," sagt Berkmeyer. Eins nach dem anderen kommt.

„Hinlegen!" schreit Berkmeyer. Wir werfen uns in den Schlamm. Das Rauschen wächst — wächst — ist weder rechts noch links.

Ich presse meinen Körper an die Erde. Mein Herz hämmert.

Das Rauschen wächst. Ich kralle meine Hände in die nasse Erde.

Das Rauschen wächst. Ich presse mein Gesicht in den Schlamm.

Das Rauschen nimmt ab — endet hinter uns mit einem splitternden Krach.

„Gerade über uns weg." Berkmeyer richtet sich auf. „Links — links — rechts," registriert er. „Hinlegen!"

Das Rauschen wächst. Meine Hände verkrampfen sich.

Es geht über uns weg. Immer wieder.

Ich krümme mich in dieser qualvollen Angst, von der ich früher nichts ahnte. Warte mit wild schlagendem Herzen. Zittere.

„Verflucht!" knirscht Berkmeyer.

Es rauscht, wächst — wächst immer noch.

Krrrach! haut es in die Dunkelheit.

Dreck klatscht um mich.

So geht es lange, endlos.

Dazwischen kann ich tief Atem schöpfen, wenn es seitlich vorbeirauscht.

„Ohlala," klopft der Fahrer vor uns auf der Straße den Pferden den Hals. Es regnet unaufhörlich.

Wieder saust es. Ich presse den Kopf in den Dreck. Nicht rechts und nicht links kommt es, — mitten auf uns los. Wird stärker, stärker.

Mein Herz schlägt hart und ganz eilig.

Alles krampft sich zusammen. Bäumt sich noch einmal gegen das Sterben auf mit aller Kraft.

Das Herz setzt aus, der Atem steht.

Letzte Kraft zerrinnt in Machtlosigkeit.

Klack!!

Ich lebe noch. — Lebe. — Richte mich auf. Mein Herz schlägt stark. Dreck spritzt über uns.

„Blindgänger!“

„Rechts — links — links.“ — „Hinlegen!“

Grauen wächst aus der Nacht heraus, will nicht aufhören.

Krach!! Etwas wirft mich zur Seite.

Ich wälze mich im Schlamm. — Brüllen aus der Nacht. — Versuche mich aufzurichten, stolpere, stehe.

Schreien und Stöhnen. Eine Taschenlampe blitzt auf.

Zuckende Leiber und Glieder im Klumpen.

Pferde kreischen, keilen gegen Wagenwände. Eins wird aus Trümmern hervorgezerrt. — Volltreffer auf der Straße.

Schlagende Hufe zerren Eingeweide aus aufgerissenen Leibern.

Der Fahrer hat einen zerschmetterten Arm. Blutet im Gesicht. Wird weggeschleift. Der Wachtmeister greift zum Revolver. Es knackt ein paarmal. Die Gäule liegen still. Wir schieben alles zur Seite. —

Endlich sind die Führer da.

Galopp!

„Halt!“ zwischen klatschendem Dreck, surrenden Splittern und berstendem Krachen.

Der Munitionsunteroffizier weist uns Ladeplätze an.

Die Batterie schießt nicht mehr.

Vier Karren stehen nebeneinander. Ein Fahrer hält immer vier Gäule, so wird ein Mann zum Laden frei.

Ich reiße mir die Finger an den Granatkörben. Rutsche.

Regen rinnt.

Rums!! Die Gäule schrecken. Der Korb fällt uns auf die Füße. Der Fahrer ringt mit den Pferden.

Der nächste Korb zerreißt.

Ramm. Ein Splitter zischt laut in den Schlamm.

Neben mir schreit einer: „Verwundet!“ Wir schleppen ihn zur Seite. Es ist Edler. Splitter im Knie.

Wir laden weiter. Edler wimmert.

Brautz!! — Die Gäule gehen durch. Wir brüllen, springen nach. Ich stolpere, greife ins Dunkel. Ein Mensch liegt da. Ich zerre ihn zum Granatstapel, blitze die Taschenlampe an. Es ist Wagner. Alles ist voller Blut und zertreten. Das Gespann ist wohl über ihn weg . . .

„Sanitäter!“ Niemand hört.

Wagner röchelt schwer.

Berkmeyer kommt mit dem Gespann zurück. Wir laden. Edler wimmert.

Neben uns stöhnt es. — Wir laden weiter. — Sie schleifen wieder einen heran. Helfen kann jetzt keiner.

„Seid ihr fertig?“ brüllt die Stimme des Wachtmeisters.

„Hinten ladet Meinberg,“ schreit er mir ins Ohr. „Laufen Sie rüber. Wenn die fertig sind, fahren Sie los. Ich nehme Ihre Gespanne.“

Er weist mit der Hand irgendwo in die Dunkelheit. Ich laufe los. Rutsche, stolpere, falle. Stehe wieder auf, gleite wieder aus. Laufe.

Der Regen schlägt mir entgegen. Dreck spritzt überall.

Rums!! Etwas faßt mich. Wirbelt mich herum. Trägt mich mit. Haut mich hin.

Ich haste weiter, strauchle, falle, stehe auf, rutsche noch einmal. Werde wieder vom Luftdruck umgeworfen, schlittere ein Stück, falle in einen wassergefüllten Trichter. — Krieche wieder heraus. Richte mich mühsam auf. Kann meine Füße kaum mehr heben. Der festgeklebte Lehm zieht zentnerschwer.

Damm haste ich weiter, werde mitten im Sprung erfaßt, in ein Loch geschleudert. Die Wände geben nach, die Füße rutschen.

Krach!! Platschender Schlamm.

Herrgott, nur nicht hier zugedeckt werden!

Ich kralle mich fest. Versuche mich nach oben zu ziehen. Immer wieder glitschen meine Füße aus. Das Herz klopft zum Zerspringen.

Die Nasenlöcher sind lehmverklebt. Ich atme schwer durch den offenen Mund, würge am Dreck, der hereinfliegt.

Ich habe keine Kraft mehr. Splitter hacken in den Lehm. Ich ducke mich und schließe die Augen. Fühle deutlich nur Eines: daß ich allein bin.

Versuche wieder mich nach oben zu ziehen, fasse Halt. Endlich. Ich stehe, laufe wieder in die brüllende Nacht. Dicht vor mir platzt ein Feuerball. Mechanisch werfe ich mich hin. Stürze weiter. Höre schreien. Stoße auf ein Gespann.

„Wo ist Meinberg?" Keine Antwort. Ich haste weiter. Stolpere über Pferdebeine. Ein Fahrzeug liegt halb gestürzt. Daneben wird aufgeladen.

„Verwundete?" frage ich einen. Ich weiß nicht, wer es ist.

„Krepiert!"

Der Karren ist beladen.

„Aufgesessen und los!"

Die anderen Karren sind auch fertig.

„Los!" Langsam kommen wir vorwärts, müssen immer wieder schieben.

Wir sind wohl die Letzten. Die Stellung ist schon geräumt.

Im Hohlweg liegt quer ein Fahrzeug. Die Taschenlampe leuchtet auf. Ein aufgerissener Menschenschädel, Hirn fließt heraus.

Wir laden den Wagen ab, schieben die Reste zur Seite. Den Pferdekadaver zerren wir an den Hufen zum Wegrand.

Eine andere Kolonne tobt vorüber, daß die Erde zittert.

Endlich sind wir am Munitionsdepot. Auf dem letzten Karren sitzt nur ein Mann.

„Wo ist der andere?"

„Den hat es erwischt. Fiel herunter. Wohl Splitter. Ich konnte die Gäule nicht zum Stehen kriegen. Lohnte wohl auch nicht mehr."

Ab und zu rauscht noch eine schwere Granate durch das Halbdunkel. Stöhnt auf, kracht zusammen und zeichnet eine Dreckfäule. —

„Gut, daß ihr da seid." Der Wachtmeister steht in der Dämmerung. „Sie haben ja immer was mitmachen wollen, Junker, genügt das jetzt?"

Ich schweige.

Auf der Straße humpeln verwundete Infanteristen neben uns her.

„Mitfahren?" Sie schütteln die Köpfe. Bei jedem Einschlag verschwinden sie in den Trichtern.

Wir fahren wieder Galopp.

Stumpf und abgespannt kommen wir zum Lager. Meine Leute schlafen schon.

Die zurückgebrachten Toten werden in einen alten Unterstand gelegt. Von meinem Zug: Lehmann, Meyer II, Niemüller und Teßler. Edler ist mit den anderen schon zum Lazarett unterwegs. Im ganzen haben wir 6 Tote und 5 Verwundete.

Wir schlürfen von der heißen, schwarzen Brühe.

Fröstelnd gehe ich in meinen Unterstand schlafen — schlafen.

Spät nachmittags sehe ich nach meinen Leuten.

Sie sitzen vor den Unterständen und flicken ihre Sachen und Geschirre.

Papiere und Wertsachen der Toten sind schon auf der Schreibstube abgegeben. Der Wachtmeister sitzt am Tisch und macht auf die eingelaufene Post mit roter Tinte ein Kreuzchen mit dem Vermerk „Gefallen".

Das Leben geht seinen Gang weiter, als wäre nichts geschehen.

Aber die Stimmung ist nicht begeistert, wie ich mir das in der Heimat immer vorgestellt habe.

Berkmeyer untersucht seine Pferde, sie haben nur leichte Fleischwunden.

Krapinsky steht ganz still bei seinem Gaul. Seine Janna hat er heute Nacht verloren. Er spricht nicht darüber. Immer wieder streichelt er den Übriggebliebenen.

Klein und krumm ist Krapinsky. Nur zum Fahrer hatte es noch gereicht. In seinem finnigen Gesicht stehen schwarze Bartstoppeln. Er ist nicht sehr sauber. Sicher wird er Läuse haben.

Er streichelt seinen Gaul über den Hals und sagt nichts.

Ich sehe sein Gesicht und weiß alles.

Er ist mit seinen beiden schwarzen, kleinen Pferden zusammen in den Krieg gezogen. Es gibt nichts, was die drei nicht miteinander getragen hätten. Krapinsky hätte ohne Bedenken jeden Einbruch verübt, um seinen Gäulen Futter zu verschaffen. Er hätte auch gehungert, wenn ihnen das genutzt hätte. — Jetzt hat er einen Kameraden verloren.

Es ist ein eigenartiges Gefühl, wenn man dann die

anderen abends wieder im Hohlweg auf ihren Karren sitzen sieht. Ernst und schweigsam.

Dann hören wir nur das Rollen und das Trappeln der Gespanne, das vom nie aufhörenden Brummen der Front verschlungen wird.

Endlich hat die Kolonne einmal keinen Fahrbefehl für die Nacht bekommen. Wir sind alle zufrieden, legen uns aber doch sehr bald schlafen. Was sollte man sich auch noch erzählen? Und dann weiß man ja nicht, was morgen kommt.

Ich versuche noch etwas in einem Liebesgabenbuch zu lesen, lösche aber bald die Kerze und schlafe ein.

Schrecke auf — jemand brüllt zur Tür herein: Alarm!

So schnell wie möglich ziehe ich mich an. Jetzt noch die langen Stiefel, erst den einen — so — noch den anderen. Verflucht, was ist denn da los? Ich schüttele den Stiefel aus. Eine dicke Ratte fällt heraus, rennt erschreckt weg.

Ich laufe hinüber zum Wachtmeister. Bei dem ist der ganze Unterstand schon voller Leute. Er selbst sitzt in der Unterhose auf einer Kiste, die Mütze auf dem Kopf und diktiert die Gespannverteilung. Der Kommandeur sitzt auf der Tischkante, schlenkert mit einem Bein.

In der Nacht ist Abmarschbefehl gekommen. Bis 10 Uhr soll das Lager geräumt werden. Mit Vizewachtmeister Heller, Unteroffizier Kurz und Sergeant Baer werde ich zum Quartiermacher bestimmt. Abmarsch 5 Uhr.

Nachdem ich meinen Leuten alles klargemacht habe, bleibt mir gerade noch etwas Zeit zum Packen.

Als ich zum letztenmal aus meinem Unterstand trete, dämmert es. Nun tut es mir doch leid, meine alte Be-

hausung aufgeben zu müssen. Ich habe mich an sie gewöhnt, trotz der Schrecken der ersten Nacht.

In der Tür drehe ich mich noch einmal um und sehe in den engen Raum, in dem es noch fast dunkel ist.

Wer weiß, wohin wir jetzt kommen?

Leise surrend zieht oben ein Fernaufklärer zur Front. Schattenhaft heben sich die Grabkreuze aus der ungewissen Morgendämmerung. Es ist mir, als ob ich ein Zuhause verlasse.

Dann traben wir aus dem Lager.

Ich drehe mich noch einmal um. Alles verschwimmt im farblosen Morgengrauen. Ein flaues Gefühl steigt in mir auf.

Es ist feucht und kühl.

Die Sonne geht auf. Je weiter wir zurückkommen, desto weniger merkt man die Spuren des Krieges.

Pappeln stehen in langer Reihe zu beiden Seiten der Straße. Wir reiten an Seen vorbei und durch kleine Wälder, in denen es feucht nach Herbst duftet.

„Mensch, wo wird das nur wieder hingehen!" sagt Heller neben mir.

„Verdun oder Flandern, wohin denn sonst."

„Natürlich, Sie wollen schon wieder was mitmachen. Nee, alles andere. Ich bin schon mehr für Italien."

„Gott, so'n bißchen Ukraine wäre auch nicht schlecht," meint Kurz.

„Na, und der Leutnant, hat der denn auch nichts gewußt?"

„Nee, nichts. Glaubt an Verdun und hofft auf Italien."

Eine Jagdstaffel zieht über uns zur Front. Die Flugzeuge in Keilform geordnet. Sie summen wie ein aufgeregter Starenschwarm.

Unsere Gäule nicken eifrig. Die Hufe klappern ohne Takt.

Ein roter Kirchturm blickt über die Bäume.

„Das muß das Kaff sein," meint Heller.

Kurz vor 8 Uhr sind wir bei der Ortskommandantur. Ich halte die Gäule. Drinnen ein langweiliges Hinundher.

Das Dorf macht einen ganz ordentlichen Eindruck. Die Straßen sind gepflastert, die Häuser heil. Wir sind ja zwanzig Kilometer hinter der Front.

Heller kommt aus der Kommandantur. — „Gott sei Dank! Endlich haben wir unsere beiden Straßen! Erst müssen wir aber noch eine andere Kolonne herauswerfen, die bis 12 Uhr verladen sein muß."

Es ist viel Arbeit, bis wir alle Quartiere eingeteilt haben. Ein großer Teil wird in einer Bäckerei mit Landwirtschaft untergebracht.

„Wo legen wir aber den Chef hin?" meint Heller nachdenklich.

„Vielleicht da vorne am Markt in das große, rote Haus neben der Kirche," schlage ich vor. Es ist das beste im ganzen Dorf.

Heller kommt gleich wieder heraus. „Ist nichts."

Ich verstehe das nicht. Er kann in der kurzen Zeit doch noch gar nicht gefragt, und erst recht nicht die Zimmer sich angesehen haben.

„Aber das kleinere da, mit dem Vorgarten?"

Er erscheint gleich wieder kopfschüttelnd. Ich kann mir nicht erklären, wie er das so schnell und sicher erledigt.

„Ich werde mal mitkommen," sage ich und werfe Baer die Zügel hin.

„Seht mal den erfahrenen Junker an," lacht Kurz hinter mir her.

„Was meinen Sie zu dem Haus? Es macht doch einen ganz ordentlichen Eindruck." Ich zeige auf ein langgestrecktes, helles Gebäude.

„Na, wollen mal sehen."

Ich komme mit. Heller bleibt gleich neben der Haustür stehen und liest einen Zettel an der Wand.

„Pierre Emdé, 67 Jahre alt,
Lucie Emdé, 48 Jahre alt,
Jeanette Emdé, 53 Jahre alt."

„Kommt nicht in Frage."

„Na, und dieses da?"

Heller kommt gleich wieder heraus und lacht.

„Endlich haben wir etwas Passendes gefunden."

Ich verstehe nicht, wie er dem Leutnant eine so kleine Bude anzubieten wagt.

Gleich neben der Tür hängt wieder der Einwohnerzettel:

„Maurice Derbier, 53 Jahre alt,
Hélène Derbier, 46 Jahre alt,
Georgette Derbier, 24 Jahre alt,
Paule Derbier, 22 Jahre alt,
Yvonne Derbier, 17 Jahre alt."

Während ich den Zettel studiere, kommt trällernd ein Mädchen in hellem Kleid die Treppe herunter. Es lacht, als sie mich vor dem Zettel stehen sieht, blickt sich im Vorbeigehen um und nickt mir zu.

Ich muß doch mal nachsehen, was sie mir für ein Quartier gegeben haben.

„Offiziersquartier," sagt Heller sehr stolz, „das da drüben."

Das Haus sieht nicht sehr freundlich aus.

Hinter der Tür hängt der bewußte Zettel:

„Babette Odier, 64 Jahre alt."

„Na, Junker, Sie scheinen nicht recht zufrieden zu sein? Ja, das hat die Ortskommandantur angewiesen!"

Wir bringen unsere Gäule unter. Dann setzen wir uns am Ortsausgang in den Straßengraben und warten auf die Kolonne.

Ich ärgere mich. Muß doch mal sehen, ob ich nicht mein Quartier eintauschen kann.

„Es ist wohl besser, wenn ich doch noch einmal nach unseren Gäulen sehe," sage ich so nebenbei und stehe auf.

„Guten Erfolg, Junker," lacht Heller frech hinter mir her.

Auf der Ortskommandantur sitzt ein Feldwebel mit struppigem Schnauzbart und dicker, erdbeerroter Nase.

„Verzeihung, Herr Feldwebel, kann ich nicht ein anderes Quartier bekommen?"

„Warum?"

„Meins ist reichlich eng."

„Wo wohnen Sie?"

„Bei Babette Odier, Hindenburgstraße 20."

„Woo?"

„Hindenburgstraße 20, Herr Feldwebel."

Er stemmt die Hände entrüstet in die Hüften und sieht mich mit vernichtendem Blick von oben bis unten an.

„Wie kommen Sie denn da rein, hm? Das ist doch das Quartier für Ihren Kommandeur. Die Frau ist gelernte Hotelköchin. Besser kann er es ja gar nicht kriegen. Und es ist die größte Stube im Ort. Und da wollen Sie wegen zu großer Enge ausziehen? Mann — das scheinen mir ja merkwürdige Zustände in Ihrer Kolonne zu sein. Ich kann Ihnen doch keine Luftschiffhalle zur Verfügung stellen, hm?"

Ich klappe eilig die Hacken zusammnen und verschwinde.

„Warum denn so einsilbig, Junker?" erkundigt sich Heller.

Mit einem Stöckchen male ich im Sand und kümmere mich nicht um ihn. —

Trappeln auf der Straße.

Richtig, da kommen ja schon der Leutnant und Zahlmeister Ackermann.

„Nun, Heller, wo liegen wir?"

Alles wird gezeigt, überall die Vorzüge besonders hervorgehoben, damit der Kommandeur auch sieht, daß wir ordentlich gearbeitet haben.

„Und hier ist das Quartier für Herrn Leutnant."

Dessen Blick ruht etwas skeptisch auf dem kleinen Haus.

„Klein, aber fein," sagt Heller und kneift sehr unmilitärisch ein Auge zu.

Bangs Gesicht wird vergnügter.

Er sieht sich musternd im Zimmer um. Es ist die gute Stube eines Bauern. Sehr sauber. In der Ecke steht ein riesiges Bett, voller Kissen.

„Etwas groß," sage ich, „man kann darin verlorengehen."

„Das verstehen Sie noch nicht, Junker," antwortet Bang und schlägt mit der Reitgerte an die Reitstiefel. Er scheint recht zufrieden und vergnügt zu sein.

Als ich zum Mittagessen hinüberkomme, hat sich Leutnant Bang schon gut eingerichtet. Jetzt wandert er im Garten zwischen Astern pfeifend umher. Er geht am Hause vorbei und guckt in ein offenes Fenster. Ich höre ihn reden, sogar französisch, allerdings sehr stockend und mit stark pommerschem Einschlag.

Er dreht sich um und sieht mich mit hochgezogenen Augenbrauen an.

„Sind unsere Gäule gut untergebracht?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Haben sie genug zu fressen?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Der Ali hat sich scheinbar etwas in den Fuß getreten, schauen Sie mal nach." Er winkt mir kühl mit der Hand ab.

Ich schlage die Hacken zusammen. Warum tut er mit einemmal so dienstlich?

Dem Fuchs fehlt nichts, alles ist in Ordnung. Auch Brand weiß von nichts.

Ich erzähle es beim Essen. Der Leutnant hört kaum hin.

„Ach, das verstehen Sie wieder mal nicht, Junker." Damit ist die Sache erledigt.

Später steckt er sich eine Zigarre an. „Junker, Sie können heute nachmittag in der Entlausungsanstalt baden. Und dann sorgen Sie bis zum Abend dafür, daß bei Ihrem Zug alles in Ordnung ist."

„Zu Befehl, Herr Leutnant." Verstimmt verschwinde ich. So knapp ist er zu mir noch nie gewesen.

Die anderen empfehlen mir auch dringend die Badeanstalt, als ob ich dreckiger wäre als sie.

Verärgert wandere ich dann zur Entlausung. Genieße aber das Bad sehr, sitze lange in der Wanne und lasse sie immer wieder mit frischem Wasser vollaufen. Meine Stimmung wird besser.

Dann sehe ich nach meinen Leuten. Sie sind gut untergebracht und recht vergnügt. Gleich nach der Befehlsausgabe, die sehr kurz ist, verzieht sich alles mit bemerkenswerter Schnelligkeit.

Als ich zum Abendessen zum Kommandeur gehe, wandert dieser mit zwei Mädchen im Garten umher. Er scheint guter Stimmung zu sein. Auch Heller findet sich ein. Sie gehen nun paarweise zwischen den Beeten auf und ab. Ich komme mir recht überflüssig vor.

Der Leutnant und Heller haben lange Hosen angezogen, haben sich überhaupt sehr fein gemacht. Ich sehe auf mein hohen Reiterstiefel, die zwei Nummern zu groß sind. Lange Hosen mit Bügelfalten besitze ich gar nicht. Schade.

Einmal, als ich am Haus vorbeikomme, steht die dritte in der Tür. „Yvonne Derbier, 17 Jahre alt." Ich muß an den Zettel im Hausgang denken und lache sie an.

Sie kommt zu mir herunter und fragt, wie es mir hier gefällt.

„Langweilig, ich habe den ganzen Nachmittag in der Badeanstalt gesessen." Sie lacht.

Wir gehen. Jetzt biegen wir nach der anderen Seite ab. Sie will mir ihre Rosen zeigen.

„Schön," sage ich. Ich weiß nicht, was ich sonst sagen soll.

„Es sind wohl die letzten." Sie beugt sich über eine kleine, rote Blüte. Ich sehe, daß sie dunkelblonde Haare hat, die zum Nacken hin heller werden. Mein Blick bleibt auf diesen hellen Nackenhärchen ruhen. — Sie richtet sich auf. Unsere Augen treffen sich. Dann lacht sie. Ich weiß nicht warum. Vielleicht lacht sie über mich. Ich werde unsicher, bekomme einen roten Kopf, sehe zur Seite, sehe auf meine groben, schmutzigen Stiefel.

Sie lacht noch: „Tiens, riechen Sie doch mal. Die kleine Rose duftet gut."

Jetzt beuge ich mich über die Blüte, ich tue es linkisch und verlegen, weil ich weiß, daß sie mich jetzt auch angucken wird.

Sehr tief atme ich den süßen Duft ein.

Ich habe meine Hände auf den Rücken gelegt und fühle, wie ihr Blick über mich gleitet, an meinen Händen stille hält. Jetzt sieht sie, daß meine Fingernägel nicht ganz sauber sind. Etwas Heißes läuft mir über den Rücken. Ich richte mich auf. Unsere Augen treffen sich wieder.

Ich weiß, daß meine Augen flackern. Sie sieht mich ruhig an. Sie hat dunkle Augen. Wir sagen beide nichts. Ich muß schwer atmen und finde es sehr heiß.

Der Leutnant ruft. Ich schrecke zusammen. Sie sieht es und lächelt, hebt ihren Arm.

Ich laufe weg — und drehe mich nicht um. Wie albern, daß ich weglaufe. Was wird sie jetzt von mir denken? Ich ärgere mich über mich selbst. Wie dumm ich gewesen bin! Warum hob sie den Arm?

Der Leutnant lacht viel und erzählt Witze.

„Na, Junker, was ist denn mit Ihnen los? Ist Ihnen Ihr Kraut verregnet?"

„Jawohl, Herr Leutnant." Alle lachen über mich.

Ich ärgere mich über meine dumme Antwort, bin sehr zerstreut, und das Essen schmeckt mir nicht, obwohl es Blumenkohl gibt.

Nach dem Abendessen gehen wir durchs Dorf, an dessen anderem Ende eine zweite Munitionskolonne untergebracht ist. Ihr Kommandeur, Oberleutnant Ernst, ist mit seinem Leutnant in einer netten Villa einquartiert.

Wir sitzen gemütlich zusammen. Es gibt Bier und Zigaretten. Ein Fahrer spielt auf dem Flügel Lieder und Märsche. Er tut es sehr laut. Bei den Liedern singen alle mit, es klingt aber nicht schön, weil Heller falsch singt.

Jetzt spielt der Fahrer Tänze. Einen nach dem anderen. Leutnant Petermann und Heller tanzen. Alle sind lustig.

Ich werde traurig, — weiß aber nicht warum.

Leutnant Bang legt mir die Hand auf die Schulter.

„Sie gehen am besten jetzt schlafen, Junker. Sie sehen müde aus. Sind Sie krank?“ Er sagt es sehr freundlich.

„Nein, Herr Leutnant.“

„Gut, dann legen Sie sich hin. Sie müssen morgen ja doch früh heraus.“ Er nickt mir zu. Ich bin entlassen.

Langsam gehe ich durch das Dorf in mein Quartier.

Meine Wirtin, Madame Babette Odier, ist sehr freundlich. Sie gibt mir die Hand und watschelt geschäftig hin und her. Dann erzählt sie mir eine lange Geschichte, von der ich kaum etwas verstehe. Ab und zu wischt sie sich mit der Hand einen Tropfen von der Nase und reibt die feuchten Finger an der Schürze ab.

Ich gehe in mein Zimmer hinüber, will die Tür schließen, aber es ist kein Schlüssel da. Ich frage Madame, sie grinst beruhigend. Das sei nicht nötig. Sie wohne ja ganz allein im Hause. Hier gleich nebenan schlafe sie. Sie schließe ihre Tür nie ab.

Als ich meinen Rock ausziehe, klopft sie noch einmal und bringt mir ein Buch: „Pour monsieur,“ sagt sie.

Ich sehe mir das Buch an. Es ist in Plattdeutsch geschrieben, Gorch Focks „Hein Godenwind“. Vielleicht hat das mein Vorgänger hier liegenlassen.

Beim Kerzenstummel versuche ich noch etwas zu lesen, aber mir fallen die Augen zu. Ich lösche das Licht und lege mich in die weichen Kissen zurück. Vielleicht träume ich jetzt von Yvonne Derbier — das wäre schön.

Ich wache auf, hebe meinen Kopf aus den Kissen. Es ist dunkel und sehr heiß. Habe ich geträumt — oder hat mich irgendein Geräusch geweckt? Ich horche. Alles ist still. Ich schlafe wieder ein.

Wache auf. Ein Geräusch? Angestrengt horche ich, noch vom Schlaf benommen. Irgendwo muß ein Geräusch gewesen sein, davon bin ich überzeugt. Langsam richte ich mich im Bett auf, horche in die Dunkelheit.

Es ist still. Ganz still. — Da schlurft etwas. Sehr vorsichtig und leise. Dann ist es still. Ganz still.

Jetzt wieder Schritte. Ich höre sie deutlich.

Gequält lausche ich. Überall juckt es mich, so daß ich kaum ruhig liegen kann. Jetzt sticht es mich am Hals. Ich fasse hin und fühle ein kleines Tier zwischen den Fingern.

Mir ist, als höre ich flüstern. Ich halte den Atem an. — Flüstern. Dann wieder vorsichtiges Rascheln.

Ich starre zur Tür, kann nicht begreifen, daß es so dunkel ist. Als ich schlafen ging, hatte ich das Fenster doch weit aufgemacht. Einen schwachen Lichtschimmer muß ich doch wenigstens sehen.

Ein unangenehmes Gefühl kriecht in mir hoch. Warum muß ich jetzt gerade daran denken, was Baer mir vor ein paar Tagen von im Quartier ermordeten Soldaten erzählt hat?

Jetzt muß jemand an der Klinke sein.

Revolver und Seitengewehr liegen auf dem Tisch am Fenster. Es sind nur ein paar Schritte bis dahin, aber ich kann mich nicht entschließen, diese wenigen Schritte zu tun.

Dieses Ahnen und Horchen ist schrecklich. Vorsichtig ziehe ich meine Beine hoch, steige leise aus dem Bett. Ein

Geräusch an der Klinke. Ich bleibe einen Augenblick stehen, reiße ein Streichholz an.

Greife meinen Revolver, stürze zur Tür, will sie aufreißen — kann nicht. Sie ist verschlossen. Ein Schlüssel steckt von außen. Das Fenster ist offen, aber die Läden sind vor. Ich will sie aufstoßen, aber sie sind scheinbar von außen verriegelt.

Ich bin gefangen. Einen Augenblick überlege ich. Dann schiebe ich den Tisch vor die Tür, ziehe mich an und lege mich wieder aufs Bett, den entsicherten Revolver neben mir. Der Kerzenstumpen ist ausgebrannt.

Es ist ausgeschlossen zu schlafen. Ich starre in die Dunkelheit und horche. Ungeziefer beißt mich.

Ich stehe wieder auf. Draußen ist es still. Versuche wieder die Fensterläden zu öffnen. Es geht nicht. Ich stemme mich mit aller Macht dagegen. Sie geben nicht nach.

Nun steige ich auf die Fensterbank, halte mich am Fensterkreuz und trete mit meinen klobigen Reiterstiefeln gegen den Laden, bis er aufpoltert. Ich werfe meinen Tornister aus dem Fenster und springe nach.

Jetzt gehe ich dann um das Haus herum zur Bäckerei, wo meine Leute liegen.

Es ist feucht und kühl. Die Nachtluft duftet stark.

Keinen Menschen treffe ich, kein Posten hält mich an. Eine steile, wackelige Stiege klettere ich über den Ställen in die Höhe. Auf dem Heuboden liegen meine Leute.

Das Dach ist reichlich durchlöchert. Vorsichtig taste ich umher, um niemand aufzuwecken. Es riecht stark nach Heu und schlafenden Soldaten.

Das Schnarchen wirkt beruhigend auf mich, ich fühle

mich geborgen, wickle mich in meine Decke, schiebe Tornister und Brotbeutel unter den Kopf und schlafe ein.

Einmal wache ich auf. Es dämmert draußen schon. Ich sehe es durch die Dachlöcher. Die Leute schlafen noch. Ich friere und wickle mich fester in meine Decke.

Ratten rascheln auf dem Heuboden, quieken und pfeifen.

Neben mir ist ein Loch im Fußboden. Eine kleine Schnauze mit nackter Spitze und langen abstehenden Haaren guckt heraus, sieht gerade mich an. Ich bleibe still liegen.

Die Ratte zieht sich nach oben. Sie hat ein graues, räudiges Fell und schleift einen nackten, langen Schwanz hinter sich her. Sie kriecht auf meine Decke und fixiert mich frech mit ihren kleinen Kohleaugen. —

Ich schlage nach ihr, da faust sie mit einem Satz weg. Ich lege mich wieder zurecht, versuche zu schlafen, und denke an die kleine Yvonne.

Es ist schon hell, als ich aufwache. Ich springe auf. Meine Leute sind weg. Unten klappern schon Pferdehufe.

Ich schüttele mir das Heu ab.

Auf dem Hof wird angeschirrt.

Die Leute grinsen verlegen. „Wir haben Herrn Unteroffizier nicht wecken mögen, Herr Unteroffizier schlief so gut."

Der Leutnant ist auch schon marschfertig.

„Na, Junker, wie geht es? Gut geschlafen?"

„Nein, Herr Leutnant, sehr schlecht." Er lacht über mein Nachterlebnis.

„Das verstehen Sie wieder mal nicht, Junker. Man braucht doch nicht immer gleich an Mord und Totschlag zu denken, wenn leise und schüchtern an der Tür geklinkt wird." Er reckt sich. „Ich jedenfalls habe ausgezeichnet geschlafen,

schade nur, daß man weiter muß. Gehen Sie mal jetzt und lassen Sie Ihren Zug antreten."

Das war wieder dienstlich gesagt. Mit einer scharfen Wendung bin ich draußen. Ich beeile mich aber gar nicht, gehe langsam den Gang bis zur Tür. Schade: Yvonne ist nicht zu sehen.

Der Kommandeur erscheint bei uns, steigt aufs Pferd, kommandiert: „Aufgesessen!" und wir trotten los.

Es tut mir sehr leid, daß ich Yvonne nicht mehr gesehen habe. Und gestern bin ich so dumm von ihr weggelaufen. — Ich überlege, ob ich zurückreiten soll, vielleicht ist etwas vergessen worden.

„Herr Leutnant haben ja was im Quartier liegen lassen!" rufe ich Bang zu und galoppiere zurück. Er ruft mir nach. Ich will nicht hören.

Im Garten springe ich vom Gaul. Poltere laut durch den Gang in Bangs Zimmer. Es ist leer. Natürlich finde ich keine vergessene Sache. Ich sehe auch keines von den Mädchen.

Enttäuscht trete ich heraus.

Yvonne steht bei meinem Gaul und streichelt ihn. Ich bin erschreckt — jetzt, wo ich sie wiedersehe, weiß ich doch nicht, was ich ihr sagen will. Sie gibt mir die Hand. „Bon jour!" Ein helles Kleid hat sie an. Die kleine, rote Rose steckt an der Brust.

Ihre Hand liegt weich und warm in meiner. Es ist mir schwer jetzt, wegzureiten. Sie sieht mich an.

„Wohin kommt Ihr jetzt?"

Ich zucke die Achseln, weiß es nicht. Wir wissen es alle nicht. Wir hoffen auf Italien.

„Ihr kommt nach Flandern."

Ich schüttele den Kopf. Es ist mir im Augenblick auch einerlei, wohin wir gehen. Noch immer halte ich ihre Mädchenhand in der meinen. Dann springe ich auf meinen Gaul, will losreiten.

Sie sieht mich mit großen Augen an. Reicht mir noch einmal ihre Hand herauf: „Au revoir, mon ami!" Sehr leise sagt sie es.

Der Gaul kriegt die Sporen. Ich jage davon. Drehe mich nicht mehr nach ihr um. In mir ist Freude und Traurigkeit.

Die Kolonne ist schon ein großes Stück voraus.

Der Kommandeur sieht mich böse an. „Mensch, haben Sie nicht gehört, daß ich Ihnen nachrief. Machen Sie doch Ihre Ohren auf und kümmern Sie sich nicht um Dinge, die Ihnen nicht befohlen werden."

So verärgert hat er noch nie mit mir gesprochen. Es tut mir aber doch nicht leid, daß ich zurückgeritten bin.

Nach einiger Zeit ruft mich Bang wieder zu sich heran.

„Reiten Sie mal vorneweg, damit beim Verladen alles klappt. Melden Sie dem Bahnhofskommandanten unseren Anmarsch."

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Ich galoppiere an der Kolonne vorüber. Auf einmal bockt mein Gaul, so daß ich ihm auf den Hals fliege. Ich gebe Schenkeldruck, rede ihm gut zu. Er denkt nicht daran, am vordersten Gespann vorbeizugehen.

Also umdrehen und zurückreiten. Dann hetze ich ihn wieder vor. Am ersten Gespann bleibt er wieder mit einem Ruck stehen, — immer wieder.

Ich werde wütend, gebe Schenkeldruck und Sporen.

Er schnaubt, geht steil hoch, keilt mit den Vorderbeinen in die Luft, dreht sich und saust wie irrsinnig zurück, wirft den Kopf wild, und bäumt sich wieder, um mich abzuwerfen.

Mit meiner ganzen Zähigkeit klemme ich mich fest. Mich kriegt er nicht hinunter, und wenn er krepiert! So toben wir auf und ab.

Plötzlich schießt er mit einem mächtigen Satz an der Spitze vorbei und rast weiter. Ich lasse ihm die Zügel frei. —

Bald sind wir dann bei der Bahnhofskommandantur.

Der Kommandant, ein Husaren-Oberst, nimmt sofort Anstoß daran, daß ich ohne Kopfbedeckung ankomme.

„Ist das bei den Kolonnen so Mode?"

„Bei Frontkolonnen nicht, Herr Oberst." Er zieht die Augenbrauen hoch.

„Hatte Schwierigkeiten mit dem Gaul, verlor dabei die Mütze."

„Dann können Sie eben nicht reiten!"

Ich reite zur Kolonne zurück. Arnold reicht mir lachend meine Mütze. Leutnant Bang sitzt trotz des warmen Wetters mit hochgeklapptem Mantelkragen im Sattel. Ich berichte über den Bahnhofskommandanten.

„Die sind immer so," meint der Leutnant, „bei denen schießt es zu wenig. Übrigens, Sie können nächstens die neuen Pferde mit einreiten."

Auf dem Bahnhof gerät er gleich mit dem alten Oberst aneinander. Nach langem Hin und Her können wir mit dem Verladen beginnen.

Es ist viel Arbeit, geht aber recht schnell. Über hundert Pferde müssen in geschlossenen Wagen untergebracht werden. Die Fahrzeuge müssen auf offenen Waggons festgebunden und festgenagelt werden.

Bang hat sich schon in einem Personenwagen II. Klasse hingelegt. Er hat Fieber. Ich wickele ihn in seine Decken und gebe noch meine dazu.

Mucki, Bangs kleiner Hund, läuft mir nach. Wenn ich stehenbleibe, versucht er mir immer in die Stiefel zu beißen.

Die Sonne geht blutrot unter. Der Abendwind rauscht in hohen Kastanien. Die Leute sitzen qualmend vor den Wagen, spielen Karten oder singen.

Dann fahren wir. Gleichmäßig stoßend rollen die Räder. Ich muß an Yvonne Derbier denken und an das, was sie mir sagte. Ich erzähle es Bang: „Wir kommen nach Flandern, Herr Leutnant."

„Kann sein, ich weiß es nicht," sagt er müde und krank.

Der Zug schleicht durch die Gegend. Es ist kalt. Wir halten oft. Ich strecke mich auf dem Polster aus und versuche zu schlafen. Die Lokomotive pfeift manchmal schrill und dünn. —

Ich wache auf, es ist schwachhell draußen. Flieger orgeln tief und laut. Ich wecke den Leutnant.

Ein Krach! — Der Zug hält.

„Die Leute sollen raus, Deckung nehmen."

Türen fliegen auf, Lichter gleiten langsam nieder. Alle rollen so schnell wie möglich den Bahndamm hinunter, suchen irgendwo Deckung.

Alles dröhnt.

Bang schreit: „Alles bleibt in Deckung, Heller oben nachsehen!"

Der läuft den Zug entlang. Die Pferde sind unruhig.

Papapapa. Wir werfen uns flach auf den Boden. Das Motorensurren verklingt. — Wir fahren weiter.

Es wird Tag.

Unausgeschlafen und fröstelnd sitze ich in meiner Ecke. Bang schläft noch unruhig. Er hat sich die ganze Nacht über umhergeworfen.

Sein Gesicht ist grau.

Nebel liegt über dem Land. Hohe Pappeln heben sich undeutlich aus dem Grau: Flandern?

Dann halten wir auf einer kleinen Station.

Unsere Tür wird aufgerissen. Jemand steckt den Kopf herein.

„Ausladen! Möglichst schnell. Besondere Vorsicht, da erhöhte Fliegertätigkeit. Sorgen Sie dafür, daß die Leute und Gespanne sofort unter Dach kommen. Eben ist noch Nebel, aber dann kommen die Flieger."

Das Ausladen geht schnell. Mucki läuft aufgeregt zwischen all den Pferde- und Menschenbeinen umher. Überall hört man sein freches Bellen.

Der Leutnant wird auf einen Wagen gepackt, dick in Decken eingeschlagen. Pferdehufe klappern auf Pflaster. — Die Häuser sind hell und ordentlich. An einzelnen Türen stehen Frauen. Sie haben blonde Haare und blaue Augen.

Die Kolonne ist gut untergebracht. Der Leutnant hat ein schönes Zimmer in dem Hause eines Fabrikbesitzers. Überall sind Teppiche und Läufer. Ich wage kaum aufzutreten mit meinen verschmierten, klobigen Stiefeln. — Bang liegt im Bett und schlürft Tee mit Rum. Draußen scheint jetzt die Sonne.

Die Vorhänge sind herabgelassen. Ich habe mich in einen bequemen Sessel gesetzt und versuche etwas zu lesen. Ein paar Fliegen summen langweilig, leise grollt die Front. Die Augen fallen mir zu.

Der Bursche steht in der Tür und meldet das Essen.

„Was gibt es?" frage ich leise.

Brand rümpft die Nase. „Nudeln mit Backobst."

Da schließe ich lieber wieder die Augen.

Schlafen kann ich aber nicht mehr. So stehe ich auf, schleiche mich leise zur Tür, um den Leutnant nicht zu stören.

Der wacht auf.

„Mir ist nicht gut, Junker, ausgeschlossen, daß ich heute Nacht führen kann. Was machen wir denn da? Heller, Palm und Baer sind wohl schon los, Quartier machen?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

Er fährt sich mit der Hand über die Stirn.

„Verfluchter Dreck! Muß ich jetzt gerade krank werden! — Na, dann müssen Sie halt in Gottes Namen die Kolonne heute führen. Aber blamieren Sie sich nicht. Gut auf die Wegkreuzungen achten, sonst sitzen Sie fest. Umwenden gibt es bei der Länge unserer Kolonne nicht. Verstanden?" Er sieht mich aus fiebrig glänzenden Augen an.

„Zu Befehl, Herr Leutnant." Sehr stramm stehe ich.

Ich bin stolz, daß ich führen darf. Die Verantwortung drückt mich aber doch. Im Marsch ist unsere Kolonne mit allem Drum und Dran weit über einen Kilometer lang.

Ich sehe mir am besten gleich den Ortsausgang an. Er ist nicht schwer zu finden. Eine schnurgerade Straße neben einem Kanal mit hohen Pappeln.

Flandern.

Vor sauberen Häuschen stehen Frauen mit weißen Hauben und Holzpantinen. Sie lachen, als ich vorübergehe.

„Wie alt bist du?" ruft mir eine nach. „Habt ihr keine

anderen mehr in Deutschland?" Sie hält die Hände über dem Leib verschränkt und sieht mich spöttisch an.

„Freiwillig!" sage ich kurz und gehe vorbei.

Im Dorf treffe ich den Wachtmeister und den Sergeanten Baer. Ich schließe mich ihnen an.

Vor einem Schaufenster bleiben wir stehen. Schuhe, Kaffeekannen, Besen, Krawatten. Es macht uns Freude, jede einzelne Sache genau zu betrachten.

„Zwirn, den muß ich unbedingt kaufen. Meine Frau hat geschrieben, das könnte sie immer brauchen. Ich will mal reingehen." Baer zwängt sich durch die schmale Ladentür, wir folgen.

„Ich werde Seife kaufen, die gibt es ja daheim kaum," meint der Wachtmeister.

Ich bekomme auch Lust, zu kaufen, einerlei was, nur kaufen. Da, den kleinen Taschenspiegel könnte ich gut brauchen. Ich sehe ihn mir genau an, dann lege ich ihn wieder auf den Ladentisch. Ich habe ja kein Geld. Mutter kann mir keins schicken und das bißchen Löhnung habe ich für Mutters Geburtstagsgeschenk verbraucht. — Schöne Trauben liegen in einer kleinen Kiste.

Der Wachtmeister sieht mich von der Seite an.

„Geldknappheit?"

„Nein," lüge ich, „ich habe keine Lust."

„Aber ich," und er kauft zwei Pfund.

Dann gehen wir weiter und betrachten alle Ladenfenster eingehend.

Der Wachtmeister reicht mir die Tüte. Ich nehme eine Beere.

„Ach was." Er gibt mir eine ganze Traube. Immer wieder hält er mir die Tüte hin.

Wir kommen zum Soldatenheim auf dem Marktplatz. Es ist sauber und gemütlich drinnen.

Eine Schwester kommt. Alle recken die Hälse nach ihr und benehmen sich möglichst gesittet.

Sie fragt freundlich, ob wir essen wollen. Sie ist jung und hat blonde Haare. Es verwirrt uns. Dann geht sie weg, um uns das Essen zu holen. Unsere Augen folgen ihr.

„Ich muß doch mal sehen, ob ich nicht helfen kann," sagt der Wachtmeister und steht auf. Wir wollen natürlich auch mithelfen, aber er winkt ab: „Einer genügt."

Baer kneift mir ein Auge zu: „So'n Aas."

Der Wachtmeister kommt zurück. „Und dabei ist so ein Mann noch verheiratet," meint der Sergeant schmunzelnd.

„Was hat das mit dem Helfen zu tun," erwidert der, „auf die Finger hat sie mir gegeben, das ist alles. Sie will nicht, daß ich helfe. Auch gut." Er setzt sich seufzend. Baer zwinkert mir zu.

Es gibt Wirsing mit Fleisch.

„Garantiert ohne Hufe," meint Baer.

Mein Teller ist viel voller als die beiden anderen.

„War gerade noch so'n Rest, den ich sonst weggeschüttet hätte," blinzelt die Schwester den Wachtmeister an.

Um 9 Uhr trabe ich mit drei Spitzenreitern aus dem Tor. Wir müssen in größerem Abstand vor der Kolonne reiten, um genügenden Spielraum zu haben, wenn Wegekreuzungen kommen.

Der Leutnant fährt im Panjewagen. Er will auf keinen Fall von seiner Kolonne weg ins Lazarett.

Wir reiten zu viert nebeneinander. In einem kleinen Abstand kommt hinter uns ein Verbindungs-

mann, dann sind noch ein paar andere Reiter zwischengeschaltet.

Es ist schön, durch die Herbstnacht zu reiten. Über uns stehen die Sterne.

„Eigentlich wie im Frieden," sage ich.

„Quatsch, wie im Frieden," antwortet Säbisch, „wo einen jeden Augenblick 'ne Fliegerbombe oder 'ne Granate zu Gulasch machen kann."

„Ich glaub', der Junker hat noch immer nicht genug," wirft Gründeler ein.

Wendel nimmt die Pfeife aus dem Mund und spuckt in die Dunkelheit. „E. K. und Achselstücke!" Das klingt wegwerfend.

„Das ist es ja gar nicht," wende ich ein.

Die Gäule trappeln.

„Nun, und was denn?" erkundigt sich Säbisch, „wofür dann so viel Freiwilligkeit? Dummheit kann das jetzt doch nicht mehr sein, wo Sie wissen, wie das hier ist."

„Warum nennt ihr das Dummheit? Warum wehrt ihr euch dagegen? Es ist doch so einfach: Alle sind draußen. Da komme ich mir ja schäbig vor, nicht mit dabei zu sein. — Nun bin ich hier, aber alle lehnen mich ab. Dabei müßte man doch froh sein über jeden, der mithelfen will. Oder lacht ihr über mich, weil ich Angst habe?"

„Die Hose haben wir alle voll gehabt am Anfang und Schiß haben wir heute noch. Daß Sie nicht weglaufen, wenn es schießt, wissen wir," sagt Säbisch, „aber was keiner verstehen kann, ist, daß Sie alles freiwillig machen."

„Wir sind doch ein Ganzes als Volk. Es ist doch so selbstverständlich, daß ich mich da nicht ausschließen will, daß ich da die Verpflichtung habe, mich geradeso einzusetzen

wie jeder andere, sobald ich körperlich dazu in der Lage bin. Und ich sage mir: Wenn ich hier draußen als junger Kerl so weit komme, daß ich einen ersetzen oder mit dazu beitragen kann, daß der Krieg einen Augenblick schneller zu Ende geht, dann hat es sich doch eigentlich gelohnt."

Schweigen.

„Ja, und dann ist es bei dem Junker ja auch Beruf. Wer sein Lebenlang beim Kommiß bleiben will!" Wendel nickt vor sich hin. „Aber ich verstehe nicht, wie man an diesem Räuberleben Gefallen finden kann. Mir hängt der Krieg zum Halse raus!" fährt er fort. Die anderen nicken.

„Ich will ja nicht Offizier werden, um Kriege zu machen, sondern um mitzuhelfen, Kriege zu verhüten. Der Schwache, der Wehrlose ist die schlimmste Kriegsgefahr, denn die Völker sind nicht besser als die Menschen."

Ein Wegweiser. Wir leuchten und vergleichen auf der Karte. Es ist richtig.

Nach einiger Zeit sagt Wendel: „Das stimmt eigentlich schon, was der Junker sagt. Wenn einem nur der ganze Schwindel nicht so zum Halse raushängen würde."

„Und wenn die Kinder nicht zu Hause hungern würden!" fügt Gründeler hinzu. „Man hat ja Furcht, in Urlaub zu gehen, weil man doch nicht helfen kann!"

„Verflucht nochmal, ich möchte schon in Urlaub, einmal wieder aus dem Schlamassel heraus!"

Die Straße gabelt sich. Wendel bleibt zurück.

Ungleichmäßig trappeln unsere Gäule. „Ja, die Kinder," beginnt Gründeler wieder. „Übermorgen soll ich in Urlaub. Nach 17 Monaten Dreck." Er spuckt wieder aus. „Ach

Herrschaften, wenn einem das alles wurscht sein könnte, aber man hängt ja daran!"

Wir reiten durch die Nacht.

Die Hufe klappern. — Manchmal klingt es hell auf, wenn ein Stein getroffen wird.

Wir halten einen Augenblick, um nach dem Wege zu sehen. Deutlich hören wir unsere Verbindungsleute reiten, das Rollen der Kolonne und das immer lauter werdende Grollen der Front.

Mit starkem Rauschen zieht ein Bombengeschwader zum Feind.

Dann wieder singt der helle Ton feindlicher Motoren durch die Nacht. Scheinwerfer pendeln hin und her.

Fallschirme mit Magnesiumfackeln sinken herab. Die Pappeln werfen lange Schatten.

Wir halten dicht an den Bäumen, um nicht gesehen zu werden. — Die ersten Bomben krachen irgendwo. Ein Maschinengewehr klappert böse. Der eine Scheinwerfer erlischt. Das Motorsingen verklingt.

Wir kommen durch ein langgezogenes Dorf. Aus einem Haus dringt hinter geschlossenen Fensterläden hervor Musik. Eine Tür geht auf, Licht fällt auf die Straße. Jemand tritt heraus.

Ich halte den Gaul. „Wo sind wir hier?"

„Immer geradeaus, ihr Wimmerdroschkenbrüder," sagt eine näselnde Stimme.

„Himmeldonnerwetter, ich will wissen, wie das Nest hier heißt!" brülle ich in die Dunkelheit.

Ein Augenblick Stille, dann: „Balkerke, Herr Kamerad!"

„Danke!"

Wir reiten weiter.

Säbisch lacht: „Der dachte auch, daß nur ein Offizier so ankotzen kann."

An einer Straßenkreuzung bleibt Gründeler zurück, um auf den nächsten Verbindungsmann zu warten. Später biegen wir links ab. Säbisch bleibt auch zurück. Ich reite allein weiter.

Die Hufe klappern, das Riemzeug knarrt. Der Gaul ist müde und stolpert oft. Es ist windig geworden. Aufgewirbelt rascheln dürre Blätter.

Einen Augenblick halte ich, suche mit der Taschenlampe auf der Karte.

Plötzlich springt mein Gaul zur Seite. Ich schrecke zusammen. Hatte sich nicht etwas Dunkles da am Wege bewegt?

„Hallo!" — Alles bleibt still.

Ich springe vom Pferde, leuchte in den Graben. Nichts ist zu sehen. Ich habe das deutliche Gefühl, als ob ich von irgendwoher beobachtet werde. Schnell lösche ich die Lampe.

Ein Geräusch, tastend und unbestimmt. Ich horche. Da, wo der Baum steht, muß jemand sein.

Mit einem Sprung bin ich da, greife etwas, das sich mir entziehen will, packe fest zu und fühle einen nackten Arm, eine weiche Brust. Eine Frau stöhnt.

Ich zerre sie auf die Straße. — Endlich bringe ich die Taschenlampe zum Brennen.

Ein junges, bleiches Gesicht, umschlossen von einem schwarzen Tuch.

„Was machst du hier?"

Sie zittert.

„Spionieren, was?"

Sie sieht mich bittend an. „Ah, mon dieu, mon dieu!

Nix spionieren." Aufgeregt spricht sie französisch und flämisch durcheinander, vermischt mit deutschen Brocken. „Ich nur meine Schwester warte, nur meine Schwester, nur meine Schwester," beteuert sie immer wieder.

„Was soll denn die Schwester nachts auf der Landstraße? Du darfst doch nach neun nicht mehr aus dem Haus. Was tust du hier, hm?"

Sie fängt an zu weinen.

„Herr Leutnant, is nix Schwester, is nur un petit rendezvous. Vous comprenez? Un petit rendezvous!"

Sie legt den Kopf auf die Seite und sieht mich bittend an.

„Lassen Sie mir laufen, bitte, bitte. Seulement un petit rendezvous!"

Sie nimmt meine Hand und streichelt sie leise. Es ist ein hübsches Mädchen.

„Bitte, bitte, Herr Leutnant. Ich nix tue."

Aber ich kann ihr nicht helfen, sie muß mit. Das mit dem Rendezvous stimmt nicht, ist ausgeschlossen, nachts kilometerweit zwischen zwei Ortschaften.

Mit der Linken halte ich meinen Gaul am Zügel, mit der anderen Hand habe ich das Mädchen am Arm gepackt.

Es redet eifrig auf mich ein, nennt mich immer Herr Leutnant. Bestimmt weiß es, daß ich keiner bin.

Ich werde unsicher, weiß nicht warum. In der Dunkelheit fühle ich ihren weichen, warmen Arm. Mein ganzes Empfinden konzentriert sich in meinen Fingern, die diesen Arm umspannen.

Vielleicht hat sie meine Unsicherheit gespürt. Sie bleibt stehen, drängt ihren Körper dicht an meinen, umschlingt meinen Hals und preßt mir ihren Mund aufs Gesicht. Ihr Atem ist heiß, ihre Lippen sind feucht. — Ich fühle die Weich-

heit ihres Körpers. Sie umschlingt mit beiden Armen meinen Hals, küßt mich wild und heiß, drückt meinen Hals mit ihren Händen. Ich reiße mich los, stoße sie weg. — Mein Herz geht schnell und aufgeregt. Mein Blut singt in den Schläfen. Es ist der erste Kuß eines Mädchens.

Sie bleibt stehen und schluchzt.

Jemand kommt auf der Straße uns entgegengeritten. Hält: Säbisch. Er lacht. „Ja, was tust du denn da nachts?" fragt er sie gutmütig.

„Spionieren," sage ich.

„Nix spionieren, nix spionieren," beteuert es eifrig.

„Säbisch, Sie führen! Ich bringe das Mädchen zum Leutnant."

„Jawohl." Das klingt enttäuscht.

Ich lasse das Mädchen vor mir laufen, fasse seinen Arm nicht mehr an.

Einmal bleibt sie stehen.

„Weiter!" herrsche ich sie an.

Dann kommt uns die Kolonne entgegen. Ein Wagen nach dem anderen klappert vorüber. Zuletzt kommt der Panjewagen mit dem kranken Leutnant. Er schläft unter Decken und Heu ganz vergraben. — Ich lasse Brand halten und wecke Bang.

Böse richtet er sich mühselig auf. Er hört kaum zu. Dann knipse ich die Taschenlampe an und beleuchte das Mädchen. Da lacht er heiser. „Sie sind mir der richtige Kerl, Junker. Fängt hier kleine Mädchen in der Dunkelheit. Hätte Ihnen das gar nicht zugetraut, und sogar noch so etwas Nettes."

Auch Brand grinst.

„Ein Mädel spionieren? Ausgeschlossen. Was versteht die denn davon."

Sie beteuert wieder ihre Unschuld, erzählt von ihrem Rendezvous. Sie nennt Bang immer: „mon Capitaine“, legt den Kopf auf die Seite und sieht ihn schmachtend an.

„Na, reiten Sie nur ruhig nach vorne, Junker, das andere findet sich.“

Ich steige auf und galoppiere weg. Macht euren Kram allein, denke ich ärgerlich. Ihr wißt es ja besser.

Gründeler, Säbisch und Wendel haben das Erlebnis schon eifrig besprochen. Sie fragen alle gleichzeitig, wollen genau wissen, wie sie aussah. Sie finden die Sache auch merkwürdig.

„Ich hätte sie wenigstens wieder mit nach vorne gebracht. Einfach auf dem Sattel,“ meint Wendel.

Die anderen lachen. — Ich schweige.

Gegen Morgen wird es kalt. Wir sind müde.

Wir sprechen schon lange nicht mehr. Manchmal nickt mein Kopf nach vorne, es ist schwer, sich im Sattel zu halten.

Wir steigen ab. Viel besser ist es dann aber auch nicht. Mein Gaul stolpert ständig, und ich stolpere auch. Immer will er stehenbleiben. Dann muß ich ihn ziehen.

Langsam fängt es an zu dämmern.

Die Straße wird belebter. Aus einem Seitenweg quillt eine andere Kolonne hervor. Lastautos und marschierende Infanterie kommen vorbei. Immer wieder hört man den Ruf: „Rechts ran!“

Es ist auch schwer, an den Kreuzungen nach dem Weg zu sehen, weil gleich gedrängt wird. Die Straße staubt stark. Alles sieht grau und freudlos aus.

Ab und zu kommen wir an Häusern vorbei. Sie machen einen trostlosen, verwahrlosten Eindruck.

Wir sind noch immer nicht an unserem Bestimmungsort. Ich vergleiche nach der Karte. Weit kann es nicht mehr sein.

An einer Wegkreuzung steht ein Offizier, schimpft, als er hört, wie weit wir noch wollen.

„Warum fährt denn Ihre Kolonne auch nicht schneller?“

„Wir kommen von der Somme, Herr Hauptmann, sind die ganze Nacht ohne Pause durchgefahren. Es geht nicht schneller, wir sitzen zwischen allen anderen.“

Immer wieder kommen neue Häuser, hören gar nicht mehr auf. Sie sehen unsauber und ungelüftet aus. Ab und zu wird ein Laden aufgestoßen, ein verstrubbelter Frauenkopf erscheint — zieht sich schnell wieder zurück. — Wir klappern über städtisches Pflaster.

Endlich sind wir in Yssy. Der Name steht groß an einer Hauswand. Ich freue mich. Nun werden wir bald unter sein.

Aber kein Quartiermacher ist zu sehen.

„Gründeler, reiten Sie bis zum Schild Yssy, rechts an der Straße. Sehen Sie da nach den Quartiermachern. Wenn Sie die erwischt haben, geben Sie uns Bescheid. Ich reite zum Kommandeur.“

Der Leutnant hustet.

„Was? Nicht da? Mensch, haben Sie uns etwa verkehrt geführt? Dann können Sie sich aber gratulieren! Wo ist mein Schinder?“

Seine Augen flackern. „Treiben Sie die Kerle auf, ist mir wurscht, wie!“

Endlich finde ich die Ortskommandantur in einer Nebenstraße. Das eiserne Tor ist abgeschlossen.

Auf Klingeln und Rufen antwortet niemand. Ich binde den Gaul am Gitter fest und klettere über den Zaun. Alles Trommeln und Klopfen an Tür und Fensterläden hilft nichts.

Erst als ich meine Pistole in die Luft abschieße, taucht oben am Fenster ein verschlafenes Gesicht auf.

„Hier ist alles überbelegt. Gar nicht daran zu denken, daß ihr hier unterkommt."

„Himmeldonnerwetter, wir haben doch den Befehl."

„Ist mir ganz wurscht," schreit der von oben, „hier kommt kein Schwanz mehr unter. Die Quartiermacher sind bestimmt wieder weggeschickt worden. Ich will mal nachsehen." Er verschwindet.

Dann erscheint er wieder mit einer Liste. „Die Kolonne liegt in Arneville. Da habt ihr noch ein nettes Ende. — Ja, ich kann da nichts machen."

Ich sehe auf der Karte nach.

Verflucht, noch ein paar Stunden, und ob es dann stimmt, weiß man auch nicht. Der Ort liegt schräg zurück. Wenn wir das gewußt hätten, würden wir jetzt schon längst schlafen.

Bang ist außer sich. Die Kolonne wartet in einem Seitenweg.

„Natürlich stehen wir jetzt auch noch verkehrt. Wenn mir die Brüder vor die Finger kommen, die können sich gratulieren!"

Alle schimpfen, als ob ich schuld wäre.

Bang führt selbst.

Wir müssen wieder auf die große Straße einbiegen. Das geht natürlich nicht ohne Reibungen. Die fremden Fahrer wehren sich dagegen, daß sie einfach von ihrer Kolonne getrennt werden sollen.

Bang sieht sie wütend an. „Verkommenes Pack," schimpft er vor sich hin, „könnten ihre Gäule auch besser pflegen! Wie die aussehen!" Es ist nur Wut, denn unsere Pferde sehen nach diesen Anstrengungen auch nicht besser aus.

Die Sonne beginnt warm zu werden. Die Kehle ist trocken vom Staub.

Schweigend geht es so weiter. Wir sind unausgeschlafen und mißgestimmt. Immer wieder müssen wir halten, weil der ganze Verkehr stockt. Alle schimpfen auf alles.

Ein Krach läßt uns aufschauen. Da — eine weiße Flakwolke hängt tief über dem Gelände.

„Die wollen wohl Pferde schießen," sagt Bang verärgert.

In rasender Fahrt kommt ein Flugzeug aus dieser Richtung. Ganz tief. Wie beim Hindernisrennen springt es über eine Baumreihe. Es sieht aus, als ob es landen wollte. Jetzt kommt es seitlich auf unsere Straße los, zieht hoch, dreht auf uns ein. — Grell leuchten blau-weiß-rote Ringe an Flügeln und Rumpf.

Der Flieger drückt auf uns los — da — rast mit hell pfeifenden Drähten über uns weg. Sein Maschinengewehr klappert. — Ist schon vorbei — liegt jetzt in der Kurve — kommt zurück — fliegt wieder dicht über den Bäumen die Straße ab.

Papapapapa.

Unwillkürlich ducke ich mich auf den Gaul.

Nun zieht der Engländer wieder hoch, steht auf einem Flügel, so daß man ihm von unten in die Sitzöffnung sehen kann. Der rote Tupfen mit dem blauen und weißen Ring leuchtet in der Sonne.

Eigentlich sieht das schön aus, wie er wendet, denke ich nebenbei.

Wieder rast er klappernd über uns weg.

Schreien hinter uns.

Ich will hin, kann aber nicht durch. Drücke den Gaul hinter dem Leutnant in den Graben. — Galopp.

Durcheinander — Gäule wollen durchgehen und verhaspeln sich im Riemenzeug, brechen in die Knie.

Wieder rattert das Maschinengewehr über uns.

Vor mir greift ein Fahrer mit beiden Händen an den Kopf.

Der ganze Zug stockt.

Krach! Dreck wirbelt mitten dazwischen auf.

Ratatatata.

Alles runter! Ich binde meinen Gaul an einen Wagen. Mit pfeifenden Drähten wischt der Flieger wieder dicht über uns entlang.

Zwischen sich wälzenden Pferden sehe ich einen Stiefel.

Ich will den Gestürzten herauszerren. Einer hilft mir.

Verdammt, wie die Biester um sich schlagen! Endlich haben wir den Mann heraus. Blutüberströmt, bewußtlos. Wir schleppen ihn zwischen den Karren lang und betten ihn neben die Straße. Es ist Föll.

Rums!!

Irgendwo wird geschossen. Der Flieger ist längst vorbei. Manchmal wird er von hochgehenden Dreckwolken für Augenblicke ganz verdeckt. Sssssssst, die Maschine kommt schon wieder über uns weggebraust. Die Wagenwand vor mir ist verrostet und verbeult.

Säbisch kommt um das Gespann herum. Ein Gaul schreit.

Taktaktak! Neben mir versuchen Pferde auf den Wagen vor ihnen zu springen. Der Fahrer reißt sie zurück.

Jemand schreit hinter mir auf.

Ich drehe mich um.

Gründeler ist zusammengesackt. Wo faßt man ihn nur an?

Nun liegt er auch am Wegrand.

Rums!!

Hört denn das gar nicht mehr auf?

„Jetzt kneift das Aas aus," brüllt einer neben mir. Der Engländer hat abgedreht. Zwei kleine, grüne Doppeldecker sind hinter ihm her, verschwinden hinter den Häusern.

Wie eine schwarze Wolke, die vorübergeweht ist, denke ich.

Gründeler stöhnt laut. Er hat die Augen weit aufgerissen. Der Unterkiefer ist zurückgesunken. Der Mund steht dick voll Blut. Er gurgelt. Das klingt widerlich.

Bang kommt angestolpert. Er sieht elend aus.

Sie schleppen Föll und Hapeler heran. Ihre Glieder hängen kraftlos herab.

„Schon tot," sagt der Sanitäter.

„Den einen Gaul muß ich erschießen, Herr Leutnant!" Der Wachtmeister wischt sich mit der Hand über das schmierige Gesicht.

„Erschießen und auf die Seite schieben! Möglichst schnell, damit wir weiterkommen! Sonst kommen noch mehr Flieger."

Gründeler gurgelt, als ob er sprechen wollte.

„Er wird ersticken," sagt Säbisch.

Die Augen des Verwundeten irren umher. Es ist entsetzlich, das mit anzusehen. Husten treibt ihm das Blut in Wellen aus dem Mund.

Drei Revolverschüsse schnell hintereinander. Der Gaul knickt zusammen.

„Anfassen," ruft der Wachtmeister, er stützt Gründeler. Ich will helfen. — Bang ruft mich.

„Reiten Sie vor. Bitten Sie die anderen Kolonnenführer, möglichst schnell weiterzufahren. Melden Sie mir dann."

„Jawohl, Herr Leutnant."

Überall ist Durcheinander. Ein paar Tote und Verwundete liegen am Wegrand. Pferdekadaver werden zur Seite geschoben. Leute schneiden das noch warme Fleisch herunter. Ekelhaft. Wie man jetzt überhaupt an Essen denken kann.

Die ersten Fahrzeuge rucken an.

Ich galoppiere zurück.

Langsam und mit vielen Stockungen rollen wir vorwärts.

„Wie geht es Gründeler?"

„Tot," sagt Bang müde. Ein Schauer überläuft ihn.

Gegen Mittag kommen wir in ein Dorf.

„Da steht Baer, Herr Leutnant."

Bang drängt seinen Gaul auf den Bürgersteig.

„Wo habt ihr gesteckt?" fährt er ihn böse an.

„Wir sind in Yssy nicht untergekommen, wurden hierher geschickt. Befehl wäre telegraphisch übermittelt."

Der Leutnant ist grün im Gesicht.

„Bringen Sie uns unter!"

Wir kommen in einen Fabrikhof. Ein Gespann nach dem anderen fährt ein. — Die Gäule werden ausgeschirrt und über ein paar schräg gestellte Bretter in den unteren Fabriksaal geführt. Er ist ganz leergeräumt. Ein paar Krippen sind ausgebaut.

Die Leute schleifen ihr Zeug in eine Ecke.

Bang sorgt dafür, daß die Toten und Verwundeten weggeschafft werden.

Wir holen für die Gäule Wasser und Heu.

Das Feldküchen-Essen ist auch fertig. Die Leute treten an. Mir widersteht jeder Bissen.

„Wo wohnt der Kommandeur?"

Der Wachtmeister nimmt die Mütze ab und kratzt sich am Kopf.

„Gleich die Straße links, das fünfte Haus." Er setzt die Mütze wieder auf und gibt ihr einen Stups von hinten, so daß sie nach vorne rutscht, steckt die Hände in die Hosentaschen und geht zu den Leuten. —

Leutnant Bang hat sein Quartier im ersten Stock. Brand und Zelm sind beim Auspacken.

Er selbst sitzt abgespannt in einem Sessel.

„Ich glaube, Herr Leutnant legen sich am besten gleich wieder hin, dann geht es am schnellsten vorüber."

Er läßt sich wie ein krankes Kind ohne Sträuben wegpacken.

Dann gehe ich in die Küche, um mir die Hände zu waschen. Madame steht am Herd und brodelt eifrig. Sie bietet mir gleich Platz an, wischt mit der Schürze über den Stuhl. Ob ich etwas essen will?

„Nein, nichts essen, nur schlafen." — Sie hat kein Bett mehr frei, nur ihr eigenes, da kann ich mich hineinlegen.

Sofort schlafe ich ein.

Jemand rüttelt mich am Arm.

Ich kann mich nicht gleich zurechtfinden. Das Zimmer kenne ich nicht. Ein Vorhang ist vor das Fenster gezogen. Stoff bauscht sich im Zugwinde. Die Tür ist offen.

„Un soldat," sagt Madame.

Ich stehe benommen auf. Plauert ist da.

„Die Kolonne soll gleich antreten, Herr Unteroffizier."

„Was, antreten?" Ich sehe auf die Uhr. Es ist noch nicht drei. Nicht einmal ein paar Stunden lassen sie einen schlafen. „Was ist los?"

„Pferdebesichtigung durch den Komut."

Schimpfend stolpere ich zum Wachtmeister.

Der sitzt auf dem Bettrand mit offenem Rock und kämmt sich mit einem Metallkamm die nassen Haare. Er streicht sie nach vorne ins Gesicht, zieht den Scheitel und kämmt sie mit Schwung zur Seite. In der Hand hält er eine Spiegelscherbe. Er sieht frisch gewaschen aus.

„Na, Junker, wo drückt denn der Schuh wieder?" Er steckt den Kamm in die Tasche.

„Pferdebesichtigung durch den Komut."

„Ja, da hilft halt nichts," er stemmt die Hände auf die Knie und steht auf. Knöpft seinen Rock zu. „Die sollte schon heute morgen sein. Der hohe Herr hat warten müssen, weil wir nicht kamen. Ist nämlich was ganz Feines. Ein richtiger Graf." Er knipst mit den Fingern.

„Das ist ja ausgeschlossen. Die Gäule können doch nicht mehr vorwärtskriechen und die Mannschaft auch nicht. Was soll diese Schinderei?"

„Befehl ist Befehl, da ist nichts bei zu machen."

Wir gehen zusammen durch den Fabriksaal. Die Leute liegen wie tot. Nicht mal die Stiefel haben sie sich ausgezogen.

Die Gäule haben sich auch fast alle gelegt. Sie sehen verwahrlost und mager aus.

„Der wird schon seine Freude haben an unserem Parademarsch," meint Klemke.

„Da wird nichts draus, Wachtmeister," sage ich. „Ausgeschlossen."

„Wann will er da sein?"

„Um vier."

„Liegt er hier im Nest?"

„Ja." — „Ich werde schon mit ihm reden."

Hier muß doch irgendwo ein Telephon sein. Richtig. Das Büro meldet sich.

„Kann ich den Herrn Grafen sprechen?"

„Entschuldigen Herr Graf, wir sollen gleich von Herrn Grafen besichtigt werden. Der Kommandeur ist krank. Wir haben auf dem Hermarsch Verluste gehabt und kommen direkt von der Somme. Leute und Pferde sind bis zum Äußersten erschöpft. Ich wollte Herrn Grafen bitten, von einer Besichtigung in der üblichen Form absehen zu wollen."

Ich mache mich auf ein gutes Donnerwetter gefaßt. — Einen Augenblick bleibt es still. Dann eine Stimme etwas ärgerlich: „Ich komme hin, lassen Sie nicht antreten."

Der Wachtmeister hat zugehört. Nachdenklich reibt er sich mit Daumen und Zeigefinger das schlecht rasierte Kinn.

„Junker, Junker, — das wird eine saubere Zigarre geben."

Ein Kraftwagen mit Offizieren fährt kurz nach vier in den Fabrikhof.

Ich laufe hin, reiße den Schlag auf, haue die Hacken zusammen, so fest wie es geht, und melde:

„Als Fahnenjunker mit Führung der Munitionskolonne beauftragt."

Der Graf ist erstaunt. „Fahnenjunker? — Mir wurde doch gesagt Leutnant! — Hm? — Hier führen Fahnenjunker Kolonnen? Ist ja ein komischer Betrieb. — Frisch von der Schulbank, was?" Er sieht mich von der Seite mit hochgezogenen Augenbrauen an. Mir ist sehr ungemütlich.

Er bemerkt den Wachtmeister. Der ist noch mal so alt wie ich, hat einen Kaiserschnurrbart und ist Offizierstellvertreter.

Der Graf sieht von mir zu Klemke.

Wir stehen unbeweglich. Der Wachtmeister ist fast zwei Kopf größer als ich. Der Graf hat richtige Bügelfalten und eine Seidenmütze.

„Großartiger Betrieb. — Die alten Leute müssen bei euch wohl Männchen machen und der Fahnenjunker kommandiert?“ Er schüttelt den Kopf.

So militärisch wie möglich baue ich mich vor ihm auf, räuspere mich:

„Darf ich Herrn Graf kurz erklären. Wir kommen von der Somme. Hatten die letzten Monate starke Verluste und waren fast ständig eingesetzt. Haben jetzt einen Nachtmarsch hinter uns und hatten noch heute morgen Verluste.“

„Hier? — Ist doch ganz friedliche Gegend.“

„Fliegerangriff auf dem Marsch, Herr Graf.“

„Ja, zum Kuckuck! Was marschiert ihr denn auch bei Tag? Es ist doch ausdrücklich befohlen, daß nur bei Nacht marschiert werden soll! Nachher ist natürlich die Schweinerei da. Diesen Quatsch haben Sie wohl angerichtet, Junker? Hm? Ich verstehe gar nicht, wie ein vernünftiger Mann derartige Kindereien mitmachen kann?“ Er sieht Klemke mißbilligend an.

„Er war als Nachtmarsch angesetzt, wir sind aber erst nach Yssy gefahren und wurden dann hierher geschickt.“

Der Graf klemmt sich ein Glas ins Auge, sieht mich von oben bis unten an.

„Wo sind die Pferde?“ fragt er kurz.

Wir gehen durch die Fabrik, fast alles schläft.

„Sauber seid ihr gerade nicht.“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

„Die Pferde sind auch in schlechtem Zustand.“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

Er sieht eins nach dem anderen an. „Muß aber gehen“ sagt er. „Habe Gespanne dringend nötig. Die Kolonne muß hier weg, näher an die Front. Sie müssen morgen in Verweghem Lager beziehen. — Heute nacht muß schon Munition gefahren werden.“

Der Wachtmeister und ich sehen uns erschreckt an.

„Das geht nicht, Herr Graf,“ platze ich heraus.

„Das wird gehen, Junker,“ sagt er mit schneidender Kälte. „Sie scheinen ein etwas vorlauter, junger Mann zu sein. Gewöhnen Sie sich das gefälligst ab! Befehle werden ausgeführt! — Das Wort ‚geht nicht‘ gibt es in meinem Lexikon nicht!“

Ich schlage die Hacken zusammen und sehe ihm gerade in die Augen.

„Ich spreche nicht meinetwegen, Herr Graf.“ Es ist mir im Augenblick einerlei, was dann kommt.

Er beachtet mich gar nicht. Wir treten auf den Hof.

Ein eisiger Schreck fährt mir durch die Glieder.

Da kommt Bang zum Tor herein. Er geht ganz langsam auf seinen Stock gestützt wie ein alter Mann, den Mantel trotz der Hitze hochgeschlagen.

Klemke und ich sehen uns an. Jetzt ist's aus, denke ich.

Bang sieht den hohen Besuch. Er gibt sich eine strammere Haltung.

Wie kann ich ihm nur klarmachen, daß ich gesagt habe, ich führe die Kolonne? Als er schon nahe ist, sagt der Wachtmeister sehr laut: „Das ist unser kranker Kommandeur, für den der Junker die Kolonne führt, Herr Graf!“ Wenn Bang nur richtig hingehört hat!

Der Graf faucht ihn gleich an: „Haben ja eine komische Kolonne, Leutnant — äh — Leutnant na —.“

„Bang, Leutnant Bang." Unser Kommandeur hebt die Hand zur Mütze.

„Hm, reichlich vorlaute Herrschaften hier!" Er sieht Klemke und mich vernichtend an. „Können gehen!"

Wir hauen die Hacken zusammen. Als wir außer Sicht sind, flüstert der Wachtmeister: „Mensch, Junker, d—i—e Zigarre. Sie werden nicht bald Offizier, wenn Sie so weiter machen."

Draußen wird erregt gesprochen.

Schließlich erscheint Bang in der Tür. Er winkt uns zu sich. Der hohe Herr scheint weg zu sein.

„Warum haben Sie mich nicht geweckt, Junker?" sagt er bemerkenswert sachlich.

„Weil Herr Leutnant sich schlecht fühlten."

„Wie kommen Sie dazu, zu sagen, ich hätte Ihnen die Führung der Kolonne übertragen?"

„Ich hatte Herrn Leutnant gestern so verstanden."

„Mensch, aber ich habe sie doch heute morgen längst wieder übernommen."

Ich schweige.

Bang sieht den Wachtmeister an.

Der schweigt auch.

Wir machen beide sehr schuldbewußte Gesichter.

Stille. — „Wer von euch beiden hat sich nun die Sache ausgedacht?"

„Ich, Herr Leutnant," gestehe ich.

Bang macht ein todernstes Gesicht und wendet sich weg.

„Daß Sie so was nicht noch einmal machen, Junker."

Erleichtert atme ich auf.

Der Leutnant sagt zu Klemke: „Also, es muß gleich wieder Munition gefahren werden. Ich habe versucht zu

handeln. Er wollte die ganze Kolonne. Ich habe ihm dann klargemacht, daß doch höchstens ein Drittel sich überhaupt nur bis zum Munitionsdepot schleppen kann. — Er gab sich dann mit zehn Gespannen zufrieden. Die sollen aber gleich weg. Hinter dem Nest am Hohlweg warten die Führer." Er zeigt uns auf der Karte. „Sie werden gegen 11 Uhr mit dem Laden beginnen können. — Morgens kehren Sie nicht hierher zurück. Die ganze Kolonne rückt heute nacht vor. Ihr bezieht Lager etwa einen Kilometer vor dem Kaff an dieser Straße," dann wendet er sich an mich. „Sie führen, Junker, Klemke bleibt hier."

„Zu Befehl, Herr Leutnant. — Soll ich nur meine Leute nehmen, oder von allen Zügen die frischesten Gespanne aussuchen?"

„Das macht der Wachtmeister. — Jetzt ist es bald 5 Uhr," er überlegt, „um 6 Uhr müssen Sie los. — Haben Sie überhaupt was gegessen?"

„Nein, Herr Leutnant, ich war zu müde."

„Gut. Essen Sie zuerst und dann legen Sie sich noch hin."

Ich gehe zum Quartier zurück. Meine Füße sind schwer. Es ist unerträglich heiß, zumal ich nur einen dicken, gefütterten Waffenrock besitze, den ich von Kammer mitbekommen habe.

Essen will ich nichts. Es gibt ja doch nur das elende Graupenzeug. Aber schlafen, schlafen muß ich. Die Augen fallen mir beim Gehen fast zu.

Brand macht gerade Ordnung beim Leutnant.

„Wecken Sie mich um viertel vor sechs, aber keine Minute zu früh. Machen Sie mir auch Butterbrote zurecht."

„Jawohl, Herr Unteroffizier, Butterbrote ohne Butter.“ Dabei klopft er wie ein gelerntes Stubenmädchen die Kissen in Bangs Bett auf.

Ich ziehe mich wieder in Madames Ehebett zurück.

Jemand rüttelt mich am Arm. Wütend fahre ich auf.

„Herr Unteroffizier müssen aufstehen, es ist zehn vor sechs.“

Mit einem schweren Seufzer erhebe ich mich, bleibe noch einen Augenblick auf der Bettkante sitzen und döse vor mich hin.

Brand treibt zur Eile.

„Ja, ja,“ sage ich mürrisch und knöpfe mir den Rock zu.

Er reicht mir Koppel und Mütze.

Im Hofe wird angespannt.

Der Wachtmeister hat scheinbar Mühe, den Leuten klarzumachen, daß sie wieder losmüssen. Sie sehen verstört und müde aus. Die Gäule sind zusammengefallen.

„Wollen Sie reiten?“ fragt er mich.

„Nein, wozu einen Gaul mehr schinden? Ich setze mich zu Säbisch, dann kann Neumeyer zu Hause bleiben.“

Die Karren rasseln über das Pflaster. Wir kommen ins Freie und sind bald auf der richtigen Straße.

Neben und vor uns fahren andere Gespanne. Manchmal auch Lastautos. Es wird belebter, je weiter wir nach vorne kommen.

Infanterie marschiert vorbei. Auf kleinen Karren ziehen sie Minenwerfer und Maschinengewehre hinter sich her.

Manchmal stockt der Verkehr. Dann hört man das Rollen der Front stärker.

Es ist noch immer dasselbe, denke ich, langweilig und gleichgültig. Ich stecke mir eine Zigarette an. Die belebt etwas.

Säbisch neben mir kaut seinen Priem und schweigt.

Ich hole meine Brote aus dem Beutel und halte das eine ihm hin. Er schiebt den Priem in eine Ecke und schüttelt den Kopf.

„Meinen Schlag habe ich schon verdrückt.“

Das Brot ist glitschig. Bei jedem Bissen knirscht Sand zwischen den Zähnen. Es schmeckt mir aber trotzdem.

Manchmal kommen wir durch Dörfer, die nicht so stark zerstört sind wie die an der Somme.

Es dunkelt. Die Straßen beleben sich immer mehr. Lastautos, vollbepackt mit Infanterie, rattern neben uns nach vorne. Dazwischen marschieren Kompanien ohne Tritt, Stahlhelme zurückgeschoben, Röcke offen, Gewehre kreuz und quer.

„Rechts ran!“

Eine Batterie überholt uns.

Wir sprechen nicht. Säbisch spuckt nur manchmal im Bogen über die Pferde weg und flucht.

Am Horizont tritt das Flackern der Front immer stärker hervor.

Es wird Nacht.

Wir fahren ins Munitionsdepot.

Laut poltert die Front.

„Eilt euch!“ Der Munitionsunteroffizier spuckt aus und wischt mit dem Handrücken unter der Nase entlang. „Hier gibt's oft Zunder. Dann bleibt kein Auge trocken. — Alles Buntkreuz, was da liegt. Bin froh über jeden Korb, den ihr von dem Sauzeug wegholt.“

Wir laden auf. Ohne Fluchen und Stoßen geht das natürlich nicht. Wir hasten, weil wir jeden Augenblick den ersten Einschlag erwarten.

„Ihr werdet heute allerhand erwischen!" Der Unteroffizier schnuppert in der Luft, als könnte er das riechen.

Draußen erwarten uns schon die beiden Führer. Der eine klettert zu mir hoch.

Zu sehen ist kaum etwas. Ich habe das Gefühl, als wäre alles um uns sehr kahl.

Bald klingt das Trappeln der Gäule und das Poltern der Karren dumpf und hohl. „Bohlenweg!" schreit mir der Führer ins Ohr.

Bei uns liegt noch kein Feuer. Ruhig sind wir deshalb aber doch nicht. Man kann das wohl nicht sein, wenige Augenblicke, bevor es losgeht.

Auf einmal sind wir aber drin.

„Galopp!" Die Gäule fallen gleich wieder in Trab zurück. Sie sind wohl zu müde.

„Nur nicht runter von den Brettern, sonst versacken wir!" brüllt der Führer.

Bramm! — Das muß sehr nah gewesen sein. Die Gäule fallen von allein in Galopp.

Lehmbatzen platschen. Splitter surren.

Ruck — wir stecken fest.

Ein Karren steht im Weg.

„Was ist los?" brülle ich dem Fahrer ins Ohr.

„Vorne staut es sich!"

Schlamm fliegt an den Wagenkasten. Ich stolpere vor. Ein Gaul versetzt mir einen Schlag. Ich springe zur Seite.

„Verfluchtes Vieh!"

Brummende Splitter. Zerpaukende Einschläge.

Es blitzt ganz nah. Ein Fahrzeug liegt auf der Seite. Pulverdampf schmeckt bitter auf der Zunge.

Abladen — wegschieben — aufladen — weiter.

Eine Kette von Durcheinander.

Wie alle Nächte. Endlos! — Ein Ereignis drängt das andere. Eines gleicht dem anderen. — Keines läßt uns zur Besinnung kommen — jedes verlangt aber vollen Einsatz.

Endlich stolpere ich von Unterstand zu Unterstand mit meiner Quittung.

„Feld 215! Ziel 41! Schuß!"

Rums!! Granaten gurgeln hinüber. —

Dann karren wir zurück. Ich sitze auf dem letzten Fahrzeug neben Motzheim.

Es braust und jault um uns herum. Immer wieder versuchen wir die Gäule anzutreiben, aber sie fallen gleich in Schritt zurück. Sind ausgepumpt.

Wir sprechen nicht miteinander. Starren in die Dunkelheit.

„Halt!" Wir brüllen es gleichzeitig. Motzheim reißt die Gäule zurück. Rums! Wir sitzen fest. Petersen und Zelm klettern vor uns von ihrem Wagen.

„Vorne liegt einer."

Die Räder sind zusammengebrochen. Pferdehufe poltern gegen die Bretter. — Taschenlampe! Das Mistding versagt wieder. Endlich etwas Licht.

Die Gäule wälzen sich, verwirren sich in Riemzeug und Leinen, schlagen um sich und schreien. Blut spritzt. Ein Stiefel ragt unter den Pferdeleibern hervor.

„Anheben."

Wahnsinniges Poltern. — Ich springe zur Seite. Eine

andere Kolonne rast vorüber. — Alles dröhnt. Ich drücke mich dicht an das Gespann.

Braffz — haut irgendwo eine Granate in den Schlamm.

Vorüber. — „Anheben!“ brülle ich.

Die Gäule schlagen um sich, daß man nicht in die Nähe gehen kann.

Zwei Schüsse — matt — untergehend im Tumult. Dann noch zwei. — Die Hufe fallen kraftlos zur Seite. Wir schieben die warmen Körper weg. Tölzer liegt auf dem Rücken. Gesicht und Stahlhelm sind zerquetscht. Der Brustkorb ist eingedrückt. Die Gäule haben sich auf ihm gewälzt.

„Nichts mehr zu machen!“ schreit Zelm.

Wir heben ihn vorsichtig auf unser Gespann.

Da liegt der zweite bewußtlos. Petersen ist über ihn gestolpert. Ich knie nieder, öffne den Mantel. Er ist voller Blut. Das Herz schlägt nicht mehr.

„Aufladen!“

Das ist Kleimann, denke ich, als wir den Toten auf den Wagen heben. —

Leise beginnt es zu dämmern.

Nur Petersen und Zelm schaukeln vor uns. Die anderen sind wohl schon zu Hause.

Die toten Körper rütteln im Wagen hin und her. Wie Säcke, denke ich.

Kleimann ist erst vor ein paar Tagen aus dem Urlaub gekommen. Stolz hat er mir ein Bild von seiner Familie gezeigt. Seine vier Jungen mit Halbmasthosen stehen vor Vater und Mutter.

Ob er wohl das Bildchen jetzt bei sich in der Rocktasche hat?

Nun wird der Wachtmeister seine Sachen zusammenpacken, der Leutnant wird ein paar freundliche Worte schreiben. Das ist alles. Immer dasselbe — — —

Die Gäule trotten mager und schlapp, nicken mit den Köpfen abgespannt und traurig. — Wenn sie stolpern, klingen ihre Hufe hell auf.

Müde kommen wir zum neuen Lager.

An einer Erdstufe sind Unterstände angelehnt.

„Wo liegt der Leutnant?“

„Da drüben!“

Ich melde. Bang hustet aus Decken und Mänteln.

„Legt euch gleich hin.“

Meine anderen Leute schlafen schon.

Wir bringen die Gäule unter, geben ihnen Futter und suchen dann unsere Schlafstellen.

Ich versuche noch etwas zu essen, aber es widersteht mir. Nur der heiße Kaffee tut gut. — Dann rolle ich mich in eine Ecke.

Nach schweren Wochen sind wir doch endlich in Ruhe gekommen. Wir liegen wieder in der Stadt und haben unsere alte Weberei bezogen.

Die Leute sind unten in den Packräumen untergebracht. Platz ist jetzt mehr da als nötig, denn die Kolonne ist stark zusammengeschmolzen.

Der Wachtmeister hat wieder wie vorher das Pförtnerzimmer bezogen.

Jetzt sitzt er an seinem Fensterchen und beobachtet alles, was auf dem Hofe vor sich geht.

Ich bleibe stehen. „Herr Wachtmeister, wo ist eigentlich mein Quartier?"

„Fragen Sie mal Heller. Der sitzt hier links um die Ecke gleich im ersten Laden und schlägt sich mit dem Zöllner wegen einer Proviantverrechnung herum." —

Tatsächlich hockt der Zahlmeister hinter einem leergeräumten Ladentisch, eine endlos lange Liste vor sich.

„Das ist ja alles wieder Quatsch, was Sie behaupten, Sie alter Finanzminister."

Heller sieht mich. Verbindlich dienert er hinter der Theke vor mir: „Was wünscht die Dame? Ein Achtel feinste Leberwurst? Jawohl, selbstverständlich beste Ware. Darf ich's zuschicken? — Vielleicht noch elegante Büstenhalter gefällig? Anprobe gestattet, die Dame?"

Der Zahlmeister sieht ärgerlich auf: „Immer dieser Blödsinn!"

Heller klopft mit dem Finger die Asche von der Zigarette.

„Großartiges Quartier haben wir, ich sage Ihnen: prima!" Er kneift ein Auge zu. „So — Sie wollen gleich hin? Bin schon dagewesen. Also gleich die nächste Querstraße. Sie sehen dann schon das schöne rote Haus, etwas zurückliegend im Garten. Docteur Poincaré, oder wie die Schangels hier schon immer heißen, steht daran." —

Das Haus sieht wirklich sehr gut aus. Spiegelglas und Läufer. Vorsichtig gehe ich am Rande der Treppe, damit der rote Plüsch nicht schmutzig wird.

Ein blonder, wuscheliger Mädchenkopf schaut aus einer Tür.

„Ah, monsieur le lieutenant!" Sie reicht mir die Fingerspitzen.

Ich lege die Hand an die Mütze.

„Entrez, monsieur." Sie macht eine kleine Verbeugung.

„Monsieur le capitaine hat mir schon gesagt von Ihnen. Sie wohnen nebeneinander."

„Voilà, monsieur."

Die Sonne liegt hell im Zimmer. Blumen stehen am Fenster. Ich bleibe unwillkürlich in der Tür stehen.

„Entrez, entrez, monsieur," nötigt sie mich.

Auf den Fußspitzen trete ich ein. Alte Eichenmöbel. Ein Waschbecken mit blinkendem Nickel. Ich wage mich kaum zu bewegen, fühle mich fremd in dieser ungewohnten Zivilisation.

Auf dem Teppich sind die Abdrücke meiner Stiefel zu sehen, obwohl ich so vorsichtig gegangen bin. Das Mädchen lacht: „ça ne fait rien." Es führt mich vor einen Schrank. Da kann ich die Sachen hineintun.

Ich werfe einen schnellen Blick in den großen Spiegel. Der schäbige Rock ist mir zu groß. Ich bekomme einen roten Kopf.

Das Mädchen lacht wieder hell und sieht mich von der Seite an. Natürlich lacht sie über mich. Ich sehe starr an ihr vorbei aus dem Fenster. Wenn sie doch nur aus dem Zimmer gehen würde!

Endlich geht sie trällernd die Treppe hinunter.

Ich atme auf.

Mir ist warm geworden. Ich werfe die Mütze auf den Tisch, öffne den Rock und trete ans Fenster.

Wie wunderschön das hier ist. Der Garten ist gepflegt. Die Wege sind mit Kies bestreut.

Alles ist so ungewohnt und still.

Dann ziehe ich meinen heißen, schweren Rock aus. Wenn ich Leutnant bin, will ich mir vom ersten Gehalt einen leichten Leinenrock kaufen.

Auf dem Tisch stehen Blumen.

Das Bett ist weiß bezogen.

Ich setze mich auf den Rand.

Es ist so schön weich. Ich lege mich in die Kissen zurück. Wie kühl die sind und wie gut sie duften!

Gegenüber an der Wand hängt ein Ölgemälde von Napoleon dem Ersten.

Leise bewegt der Wind die Vorhänge. Ein Duft von feuchter Erde und Herbstblumen kommt aus dem Garten.

Es ist so still — so still.

Die Augen fallen mir zu.

Poltern weckt mich.

Der Vorhang weht im Durchzug weit ins Zimmer.

Heller steht in der Tür.

„Mensch, was machen Sie denn da? Liegt der Mann am hellichten Tage im Bett und röchelt. Ist das eine Dienstauffassung?"

„Was heißt hier Dienstauffassung!" brumme ich verärgert.

„Ja, Menschenskind, wissen Sie denn gar nicht, wie spät es ist? Gleich sechse! So eine faule Festrübe! Na — sowas! Da liegt er nun und verschläft seine Ruhetage. Das ist ja geradezu strafbar. Statt daß Sie spazierengehen, sich in das Großstadtleben stürzen!" Er schüttelt den Kopf.

Verständnislos sehe ich ihn an.

„Mensch, man muß doch auch mal wieder die Schönheiten und Reize einer Großstadt genießen." Er reckt sich, daß seine Knochen knacken.

„Ach was genießen. Es kommt doch nur darauf an, daß

man recht viel Kraft sammelt, um weiter durchhalten zu können."

Er ärgert sich. „Stehen Sie mal endlich auf, Sie unverbesserlicher Idealist, Sie! Man ist doch keine Maschine, will doch auch mal ein bißchen was von seinem Leben und seinem Jungsein haben. — Kapieren Sie denn das gar nicht? Der Dreck kommt schon früh genug wieder. Und zwar janz alleene."

Ich stehe am Waschtisch. Es ist schön, das kalte, klare Wasser an der Haut zu fühlen.

Heller blickt, die Hände in die Seiten gestemmt, mir zu.

„Feste, feste — damit der ganze Dreck weggeht. Ich glaube, Junker, Sie haben sich in Ihrer ganzen Frontzeit nicht gewaschen." Interessiert guckt er ins Waschbecken.

Immer wieder lasse ich frisches Wasser nachlaufen.

„Sie haben wohl den Reinigungsfimmel?"

Ich greife nach dem Handtuch.

„Haben Sie sich auch schon rasiert? Ach, das ist ja bei Ihnen wohl noch nicht nötig?" Er grinst mich niederträchtig an.

„Sagen Sie, kann man hier nicht baden?" übergehe ich seine Bosheit.

„Fühlen Sie sich denn immer noch schmutzig? Im übrigen müssen Sie die Kleine danach fragen, die wird Ihnen da besser Bescheid geben und vielleicht dabei helfen."

Er steckt die Hände in die Hosentaschen, pfeift einen frechen Gassenhauer.

Dann gehen wir zum Leutnant ins Quartier.

„Der wohnt wohl wieder wie damals?"

„Nee, der kann sich beherrschen, bei der alten Schraube. Jetzt hat er es besser angetroffen." Er schnalzt mit der Zunge.

Das neue Quartier ist lange nicht so schön wie unseres, besonders von außen.

„Macht nichts, macht gar nichts," tröstet Heller, „dafür hat es andere Reize. Ich glaube, nach 14 Tagen werde ich dem Leutnant mal vorschlagen, ob wir nicht ein bißchen wechseln wollen." Wir steigen die Treppe hoch.

„Ah, da ist ja auch schon Madame! Hier bringe ich Ihnen unseren jungen Freund."

Wohlwollend klopft er mir auf die Schulter und schiebt mich vorneweg in den Hausgang. — Der Leutnant ist guter Laune.

„Na, ausgeschlafen, Junker?"

Ich entschuldige mich, daß ich zum Mittagessen nicht gekommen bin.

„Ach was, habe ich auch verschlafen. Nur der Heller verpaßt sowas natürlich nie."

Der Tisch ist weiß gedeckt. Das Geschirr ist heil, Brand trägt das Essen auf einem richtigen Tablett herein.

Es duftet nach Gebratenem.

Bang schnuppert mit geblähten Nasenflügeln.

„Wie ein Silberdiener bringt der Brand da das Essen." Er nickt ihm zu.

„Ja, er ist einem ordentlich fremd geworden," meint Heller.

„Warum?"

„Weil er sich endlich einmal seine Trauernägel mit dem Küchenmesser abgesägt hat."

Brand wird rot.

„Wie ein junges Mädchen!" stichelt Heller.

Nachher sitzen wir auf der Glasveranda beim schwarzen Kaffee.

„Nun, Junker, wie finden Sie Madame?" fragt der Leutnant leise.

„Ganz nett, Herr Leutnant," sage ich nebenbei.

Er ärgert sich. „Sie sind tatsächlich ein Mensch ohne jedes Verständnis für Frauen. Ich glaube, Sie wissen überhaupt nicht, ob Madame blond oder schwarz ist, ob sie blaue oder braune Augen hat."

Schuldbewußt schweige ich, weil ich es tatsächlich nicht weiß.

Am nächsten Nachmittag hat Madame Besuch von einer Freundin. Wieder sitzen wir alle auf der Veranda. Ich muß Dolmetscher spielen, denn Heller kann kaum ein Wort Französisch und will doch bei den Damen Eindruck machen.

Bang hat Madames kleine Tochter auf dem Schoß. Er fährt ihr mit gespreizten Fingern durch die offenen Haare.

„Genau solche blonden, weichen Haare hat mein Mädelchen." Gedankenverloren sieht er vor sich. Dann stellt er das Kind mit einem Ruck hin, steht auf und geht an den Flügel.

Er spielt den Hoch- und Deutschmeister-Marsch mit großem Schwung, geht dann über in einen sehnsüchtigen Walzer.

Heller und Madame räumen die Möbel im Salon zusammen und drehen sich.

Bang fragt mich über die Schulter weg: „Spielen Sie Klavier?"

„Nein, Herr Leutnant."

Madeleine, Madames Besuch, setzt sich neben mich. „Warum tanzen Sie nicht? Wollen Sie nicht?"

„Ich kann nicht tanzen, will es auch nicht!“ sage ich.

Madame kommt zurück. Heller greift sich Madeleine. Er sieht mich sitzen.

„Los, genieren Sie sich nicht, Madame tanzt gut.“ Schon ist er weg. Madame sieht ihm lachend nach. Sie atmet schnell und hat rote Wangen.

„Warum tanzen Sie nicht, Junker?“ Der Leutnant lehnt sich halb zu mir gewendet beim Spielen zurück.

„Ich habe es nicht gelernt, bin vorher weg zum Militär. So kam es nicht dazu.“

Bang steht auf und zieht sich seinen Rock glatt. Heller soll spielen.

Der paukt drauflos. Oft geht es recht daneben, aber das stört ihn nicht. Mit Vorliebe bringt er Läufer in sein Spiel, so daß Bang und Madame immer aus dem Takt kommen. Der Baß in der linken Hand hat nur zwei Akkorde, die er viel anwendet. Er spielt mit großem Eifer. Man kann es ihm ansehen, wie er dabei arbeitet. Manchmal wirft er die Hände hoch wie ein richtiger Künstler, wiegt sich auf dem Sessel hin und her und schleudert den Kopf zurück, meist wenn der Baßakkord zur Melodie nicht paßt. Er schließt mit einem langen Triller.

Madeleine sitzt wieder neben mir. Sie ist erhitzt. Eine Strähne ihres dunklen, weichen Haares ist ihr ins Gesicht gefallen.

Sie streicht sie mit einer raschen Bewegung weg. Ihre Hand ist klein und sehr weiß.

Nun stützt sie ihren Arm auf die Stuhllehne und legt den Kopf in die Hand. Sieht mich an. — Ich werde verlegen. Weiß nicht warum. Sie hat freundliche Augen.

„Habt ihr in Deutschland keine Männer mehr, daß so junge Menschen schon ins Feuer müssen?“

„Nein, ich bin freiwillig heraus. Es gibt bei uns noch Männer, die viel älter sind als ich und doch noch zu Hause sind.“

„Wenn Sie freiwillig gegen uns kämpfen, müssen Sie uns doch hassen. Dann hassen Sie auch mich.“ Sie spricht sehr langsam und sieht mich immer dabei an.

Ich schüttele den Kopf. „Muß denn jeder Haß empfinden, der seine Pflicht tut?“

Sie begreift mich nicht.

„Wie soll ich Menschen hassen, die ich nicht kenne, auch dann, wenn sie mir als Feinde gegenüberliegen? Sie tun doch auch nur ihre Pflicht.“

Sie sagt nichts. Ich fühle nur, daß sie mich anblickt. Warum sieht sie mich so an?

Brand erscheint in der Tür und klappt die Hacken zusammen.

Er reicht Bang einen Zettel. Der wirft einen Blick darauf und zieht die Augenbrauen zusammen. Dann legt er mir die Hand auf die Schulter.

„Sie sind versetzt, Junker. Zu einer Nahkampfmittel-Kolonne im Cambrai-Bogen. Inmarschsetzung sofort.“

Ich bin aufgesprungen. Es kommt mir sehr plötzlich.

„Das mußte ja doch kommen vor Ihrem Offizierskursus.“

„Jawohl, Herr Leutnant. — Schade — ich bin hier gerade verwachsen,“ — „und nötig,“ ergänzt Bang. „Aber da ist nichts zu machen. Sie wären schon längst weg, wenn wir nicht in einen anderen Abschnitt geraten wären. Sehn Sie, der Befehl ist schon 14 Tage alt, aber hat uns nicht früher erreicht.“

Ich bin sehr niedergeschlagen. Es fällt mir schwer, nun hier wegzugehen. Ich habe das Gefühl, als ob ich schon jahrelang bei der Kolonne wäre. —

„Es genügt ja, wenn Sie morgen fahren. Heute wollen wir noch etwas fidel sein. Tanzen Sie doch, Junker. Mensch, sind Sie schwerfällig!“ Er nickt mir zu.

Heller spielt schon wieder. Madame und der Leutnant drehen sich.

Merkwürdig — wie alles auf einmal so anders geworden ist. Nur noch ein paar Stunden — denke ich.

Madeleine legt einen Augenblick ihre Hand auf meine. „Sie müssen wieder nach vorne?“

Ich nicke.

Wieder sieht sie mich an. Ich bin traurig geworden.

„Kinder, seht euch nicht so lange in die Augen!“ ruft Heller mir zu.

Bang verbeugt sich vor Madeleine.

Madame ist strahlender Laune. Sie fächelt sich mit einem Taschentuch.

An der Wand hängt ein Bild belgischer Offiziere.

„Das ist mein Mann, ja, der zweite von links. Der.“

„An der Front?“

„Nein,“ versichert sie empört, „in Paris.“ Sie lacht. „Paris hat er immer geliebt.“ Sie wiegt den Kopf hin und her im Takt der Musik.

„Glauben Sie, daß der es besser macht? Der vertrauert auch nicht sein Leben in Paris, oder wo er gerade ist.“

Madeleine nickt mir im Vorübertanzen zu.

In mir ist schwere Traurigkeit, die ich selbst nicht begreife.

Ich stehe auf und gehe ins Herrenzimmer. Der Raum ist

dunkel und kühl. Weinranken hängen vor dem Fenster. Ich setze mich in einen großen Ledersessel. Musik und das Schleifen von Schritten dringt herüber. —

Nach all der Hetze und vor all dem Neuen habe ich Sehnsucht nach etwas Ruhe. Mir ist, als müßte ich Ordnung in meine Gedanken bringen, die durch immer neue Eindrücke aufgescheucht sind wie verängstigte Vögel. Aber sie irren weiter und lassen sich nicht fassen. — Es ist auch eigentlich nichts Besonderes geschehen, aber irgend etwas ist da, das ich verarbeiten muß. Etwas beschäftigt mich noch halb bewußt. — Und nun suche ich.

Madeleine tritt zu mir. Leise streicht sie über meine Haare.

„Mon petit frère.“ Ich fühle ihre warme Hand.

Dann setzt sie sich auf die Sessellehne. Sie legt den Arm um meine Schulter. Lange sitzen wir so, ohne zu sprechen.

Im Nebenzimmer spielt einer irgendein altes Soldatenlied.

Sie zieht mich dicht an sich —, biegt meinen Kopf zurück und küßt mich auf den Mund. — Ihre Augen lachen. — Etwas glitzert darin, was vorher nicht war.

Große Traurigkeit durchschwingt mich ganz stark.

Ich stehe auf.

Ich kann nicht leicht über Dinge hinweggehen, die mich bewegen. Ich sträube mich instinktiv dagegen, ein Stück meines Lebens leicht wegzuwerfen, nur weil vielleicht die Gelegenheit günstig ist. Oder weil andere einem solchen Augenblick wenig Gewicht beilegen.

„Ich habe noch Dienst . . .,“ sage ich.

Dann gehe ich langsam zur Fabrik zurück.

In mir ist ein Wirrwarr von Empfindungen. Etwas zieht mich mit aller Gewalt von dieser Schwerfälligkeit weg, irgend etwas lockt mich sehr. Aber ich kann nicht leicht sein, ich kann es nicht — — —

Meine Leute machen Stalldienst.

„Morgen muß ich weg," sage ich, „Nahkampfmittel-Kolonne Cambrai-Bogen. Nicht in die Heimat. Weggemeldet habe ich mich nicht, gerne würde ich bei euch bleiben. — Vielleicht kann ich auch wiederkommen."

Ich blicke vom einen zum anderen. Der Abschied fällt mir schwer. Sie sind mir vertraut geworden in dieser an sich vielleicht kurzen Zeit.

„Kommen Sie, Junker, wir wollen noch etwas spazierengehen. Vor der Kommandantur ist Musik." Bang nimmt mich am Arm und zieht mich die Treppe hinunter.

Es ist ein schöner Herbstabend. Außergewöhnlich warm. Viel Militär geht in den Anlagen spazieren und viele Damen sind da. Sehr elegant und geschminkt.

Sie sind mir gleichgültig.

Bang sieht mich von der Seite an.

„Sagen Sie mal, Junker, sind Sie denn so ganz unempfindlich, was Frauen anbetrifft? Sehen Sie zum Beispiel nicht, daß die da eine ganz wundervolle Gestalt hat? Die Fesseln und diese unbeschreiblich gelassenen, graziösen Bewegungen!" Er fixiert ungeniert eine Dame. Sie dreht sich nach ihm um und lächelt. Ich sehe weg.

„Doch, Herr Leutnant, ich sehe das schon, es muß aber doch mehr da sein als nur das schöne Äußere. Irgendeine innere Verbindung, — ich weiß nicht, wie ich das nennen soll.

Vielleicht gibt es das überhaupt nicht. — Bestimmt werden Sie jetzt von mir denken, daß ich ein großer Kindskopf bin."

Bang bleibt stehen und sieht mich ernst an. „Ich wollte, ich könnte noch so denken wie Sie."

Dann gehen wir schweigend nach Hause. Der Abendwind trägt das ferne Rollen der Front herüber. — Ein kleines Mädchen bietet uns Blumen an. Es läuft ein Ende weit hinter uns her. Immer mit ihrem dünnen Stimmchen bittend, bis Bang ihr die Blumen abkauft.

Er bleibt stehen und zieht aus seiner Brusttasche ein Bildchen, das er mir reicht: Eine Dame mit einem kleinen Jungen und einem Mädchen.

Ich betrachte es stumm, reiche es ihm dann zurück.

Er schiebt es sehr vorsichtig wieder weg. — Gibt mir die Hand.

„Bis morgen, Junker."

Langsam gehe ich nach Hause.

Berkmeyer holt am nächsten Morgen meine Kiste und den Tornister.

Jedem meiner Leute reiche ich dann die Hand. Verlegen stehen sie umher, wissen nicht, was sie mir sagen sollen. — Wir sind doch wie eine Familie zusammengewachsen.

Ich klopfe den Gäulen den Hals, gebe ihnen allen Zucker und alle Kommißbrotrinden, die ich habe auftreiben können.

„Melden Sie sich nicht immer freiwillig," ermahnt mich Klemke. „Das ist geradezu eine Herausforderung. — Und das E. K. bekommen Sie ja auf alle Fälle." Er blinzelt mir zu. „Müßten Sie ja eigentlich jetzt schon bekommen haben."

„Alles Gute, Junker," sagt Bang; „ich fordere Sie

wieder an, wenn Sie den Offizierskursus hinter sich haben. Daraus sehen Sie am besten, wie ich über Sie denke."

Auch Heller gibt mir die Hand: „Mensch, lassen Sie sich's gut gehen." Er schüttelt sehr kräftig meine Rechte.

Ich steige in den Wagen.

„Junker!" ruft er.

Ich drehe mich um.

„Daß Sie nicht vergessen, mich als Adjutant anzufordern, wenn Sie Generalfeldmarschall sind. Kann sich ja nur noch um Sekunden handeln!"

Der Wagen ruckt an. Heller steht stramm, die Hand an der Mütze. Wir fahren aus dem Fabrikhof. Petersen kommt mit. „Wenn ich denke, daß ich in zwei Tagen in Tönning sein kann!" Er steckt einen Strohhalm zwischen die Zähne. „Was haben Sie denn für vieles Gepäck?" „Ich muß doch der Deern, der Paula, was mitbringen!" Er sieht vor sich hin und lächelt unbewußt.

Gegen Mitternacht bin ich an meinem Bestimmungsort.

„Jawohl, liegt hier. Sie müssen durchs ganze Dorf, dann kommen Sie an einen großen Park mit weißer Mauer. — Die Nahkampfmittel-Kolonne liegt im Schloß."

„Danke."

Ich wandere langsam im Mondschein.

Das Dorf schläft. Marktplatz mit Brunnen und Denkmal.

Letzte Häuser.

Pappeln werfen lange Schatten.

Da ist auch schon die weiße Mauer.

Ein schmiedeeisernes Tor knarrt in den Angeln. — Der Posten kommt verschlafen angeschlendert.

„Die Kolonne liegt hinten im Park, Herr Unteroffizier."

Zwischen hohen, alten Bäumen steht schimmernd das Schloß. Es muß schön sein, hier ein paar Ruhewochen zu verleben.

Erst im Näherkommen sehe ich, daß die Fensteröffnungen schwarz und leer sind. Das Dach fehlt auch. — Ausgebrannt.

Ich gehe um das Gebäude. Bei den Ställen schimmert Licht. — Ich klopfe.

Ein Mann tritt aus der Tür. Hoher Kragen, aufgenähte Brusttaschen. Sicher der Kommandeur.

Schnell setze ich Kiste und Tornister herunter. — „Als Fahnenjunker-Unteroffizier zur Nahkampfmittel-Kolonne versetzt."

Er sieht mich von oben bis unten an und zeigt dann mit zurückgebogenem Daumen über die Schulter nach hinten.

„Drin sitzt er."

Ohne zu klopfen, stößt er die Tür auf.

Flackernder Schein einer Kerze. — Ein langer, schwankender Schatten an weiß getünchter Wand. Ich trete näher.

Mitten in einem kahlen Raum ein Tisch. Auf einer Weinflasche steckt ein Kerzenstummel. Er bescheint ein müdes Gesicht, in dem sofort die irrende Ängstlichkeit der Augen auffällt. — Leutnants-Achselstücke.

Ich schlage die Hacken zusammen. „Als Fahnenjunker-Unteroffizier zur Nahkampfmittel-Kolonne versetzt."

Er blickt mich unruhig und mißtrauisch an. Dann steht er langsam auf und reicht mir die Hand, ohne Kraft.

„So — Sie sind schon da? Ich dachte, Sie kämen frühestens in einer Woche." Es klingt zögernd.

Er weist mit der Hand auf einen Stuhl und setzt sich selbst.

Ich nehme Platz in genau militärischer Haltung. Es ist immer gut, vorsichtig zu sein, wenn man noch nicht näher bekannt ist. Besonders als Untergebener.

Der Leutnant spricht lange nichts. Vor ihm steht eine Flasche Rotwein und ein Glas. Daneben liegt eine Zeitung.

Die Schatten hüpfen an der Wand. Der Boden ist aus Zement. Scheinbar eine frühere Waschküche oder ein Pferdestall. — In der Ecke steht ein Feldbett mit dicken Pferdedecken und weißen Bezügen.

Der Leutnant starrt vor sich hin. Etwas Abwesendes ist in seinem Gesicht. — Er muß noch jung sein. Aber die Haare werden schon licht. Er ist gut rasiert. — Im Knopfloch liegt faltig das E.K.-Band.

Dann fährt er plötzlich hoch, als hätte er sich mit den Augen von der Tischkante losreißen müssen.

„Wo kommen Sie her?"

„Aus Flandern, Herr Leutnant."

Er klopft mit zwei Fingern auf die Tischplatte. Hat er überhaupt zugehört?

„War was los?" — Er sieht nicht auf.

„Jawohl, viel, Herr Leutnant."

„Verluste?"

„Jawohl, starke, Herr Leutnant."

Schweigen. —

„Kennen Sie den Cambrai-Bogen?"

„Nein, wir lagen mehr links, Somme, Herr Leutnant."

„Wie ist es da?"

„Noch schlechter als in Flandern, Herr Leutnant."

Schweigen. — Dann vor sich hin: „Wir kommen vom Osten. Morgen sollen wir nach Curry. Kennen Sie das?"

„Nein, Herr Leutnant, werden wohl nur Rattenlöcher sein."

„Rattenlöcher?"

„Wie alles da vorne."

Er schweigt und starrt vor sich hin.

Wir sitzen lange. Die Kerze tropft. Unter dem Bett liegen nebeneinander zwei weiche Lederpantoffel. Matt steht die Nacht vor den schmierigen Scheiben.

Die Türe knarrt.

Der Leutnant zuckt zusammen. Seine Augen werden groß. Der Mann, der mich vorhin hereinschickte, steht in der Tür. Jetzt sehe ich, daß seine Offiziersuniform nur Achselklappen hat. Er tut so, als wollte er stramm stehen, aber bevor es so weit ist, erklärt er bestimmend:

„Sie müssen jetzt schlafen gehen, Herr Leutnant."

„Ja, Hartmann, ich gehe ja gleich."

Das klingt hastig und eingeschüchtert.

Im Aufstehen trinkt er schnell sein Glas Rotwein leer. Mir hat er nichts angeboten, wie das Bang immer tat, wenn er etwas Gutes hatte. — Ich stehe auch auf.

„Wo kann ich unterkommen, Herr Leutnant?"

„Das macht Hartmann schon."

Ich schlage die Hacken zusammen und gehe.

Sehr lange muß ich dann draußen warten. „Ich mußte erst dem Leutnant helfen," sagt Hartmann. Wir gehen über den Hof.

„Wann es morgen losgeht? Das ist nicht so eilig. Sicher nicht vor Mittag. Der Leutnant trinkt nie vor zehn Kaffee."

Ich lege mich auf die leere Matratze in der kleinen Kutscherstube unter dem Dach. Wickele mich in Decke und Mantel und schlafe.

Es ist schon hell, als ich aufwache.

Schnell heraus und am Brunnen gewaschen.

Die Sonne kommt durch den Frühnebel. Es ist schon recht herbstlich. Das Wasser ist kalt.

Der Leutnant scheint noch zu schlafen.

An der Stallmauer sind die Gäule nebeneinander festgebunden. Die Leute schleppen in Holzeimern Wasser und fangen mit dem Putzen an. Unteroffiziere stehen in kleinen Gruppen und sprechen gähnend und sich reckend halblaut miteinander.

Ich gehe zu ihnen und stelle mich vor.

„Wo kann ich den Wachtmeister erreichen?"

„Der ist weggeritten."

Wir kommen ins Gespräch, so daß ich mich etwas über die Verhältnisse in der Kolonne unterrichten kann. Alle antworten sehr vorsichtig, denn sie wissen nicht, mit wem ich mich vielleicht schon gut stehe. Da ich jung bin und doch schon Unteroffizier, ist es für sie wohl selbstverständlich, daß ich bald Offizier sein werde und also zum Leutnant gute Beziehungen haben müßte. — Mit dem Kommandeur sind sie daher sehr zufrieden.

„Ja, der Herr Leutnant ist Reserveoffizier." — „Von Beruf?"

Keiner weiß es. „Der wird sicher gar keinen haben, der hat ja Geld wie Heu," meint einer.

„Und der zweite Offizier, Leutnant Lauterer, ist schon eine ganze Zeit zu einer Batterie abkommandiert. — Den ersten Zug führt der Leutnant, den zweiten der Wachtmeister." „Zug?" erkundige ich mich.

„Ja, die Kolonne ist in zwei gleiche Teile geteilt, also zwei Züge."

Was bei meiner früheren Kolonne Halbkolonnen waren, sind hier also Züge, — und unsere Züge sind hier Beritte.

Da kommt der Wachtmeister um die Ecke.

Ich gehe ihm entgegen und melde mich.

„Sie sind schon draußen gewesen?" Er mustert mich kritisch.

„Somme und Flandern, Herr Wachtmeister."

„Na, dann wissen Sie ja Bescheid. — Am besten ist, wir gehen gleich mal zusammen zum Leutnant."

Der schlürft eben seinen Morgenkaffee. Mit einer lässigen Handbewegung lädt er uns zum Sitzen ein.

„Sie können hier bei mir immer essen, Junker. Hartmann kann alles für Sie empfangen."

„Jawohl, Herr Leutnant." Ich scharre mit den Füßen. „Haben Sie bei der Munitionskolonne richtigen Dienst gemacht?" fragt der Wachtmeister vorsichtig.

„Jawohl, Herr Wachtmeister."

Vielleicht traut er mir auch nicht, weil ich klein und schmal bin.

„Was haben Sie denn gemacht?"

„Ich habe einen Zug geführt." Absichtlich sage ich nicht, daß es der fünfte Zug war.

„Einen Zug hat er geführt, Herr Leutnant," wiederholt der Wachtmeister erstaunt.

„Jawohl." Ich krame aus der Brieftasche meine Papiere hervor. Da steht, daß ich Dienst als Zugführer getan habe. Der Wachtmeister studiert alles genau. — Den Leutnant scheint das Kaffeetrinken mehr zu interessieren. Er sieht nur kauend herüber.

„Dann wollen Sie also auch hier Offiziersdienst tun?"

„Jawohl, Herr Wachtmeister."

„Ja, trauen Sie sich denn zu, gleich einen Zug hier zu übernehmen?“ fragt er mißtrauisch.

„Selbstverständlich, Herr Wachtmeister.“

„Was meinen Herr Leutnant? Ich glaube, wir geben ihm dann den zweiten Zug. Den ersten nehme ich. Dann brauchen Herr Leutnant nur aushilfsweise einzuspringen und sind etwas entlastet. Im Lager gibt es ja auch so genug zu tun.“

„Ja, das ist mir recht. Veranlassen Sie das.“

Nach dem Frühstück zeigt mir der Wachtmeister alles.

Die Pferde sind in gutem Zustand. Alles ist sehr sauber gehalten. Die Leute sind eben beim Packen. Die Unteroffiziere stehen, die Hände auf dem Rücken, dabei. Sie betrachten mich mißtrauisch.

„Der Fahnenjunker übernimmt von heute ab den zweiten Zug. Ich nehme den ersten,“ erklärt der Wachtmeister. „Die Sache läuft ihren normalen Gang weiter.“

Er grüßt und geht.

„Ja, ich übernehme den zweiten Zug,“ füge ich hinzu. „Ich hoffe, daß wir gut miteinander auskommen werden.“

Ich blicke einen nach dem anderen an. Alle sind über dreißig, die meisten wohl über vierzig. — Sicher werden sie jetzt verbittert denken, daß sie sich von so einem jungen Kerl nichts wollen sagen lassen. Ich spüre wieder das alte Mißtrauen, auf das ich anfangs auch bei der Munitionskolonne stieß.

„Natürlich bin ich viel jünger als Sie, und auch nicht so dienstalt. Ich glaube, wir werden aber trotzdem gut zusammen arbeiten. Ich lege keinen Wert auf Befehle, sondern lediglich auf Pflichterfüllung.“

Dann gebe ich jedem die Hand. Sie wissen scheinbar noch nicht recht, wie sie mich nehmen sollen.

In langer Kolonne marschieren wir dann nach vorne.

Die Sonne scheint. Aber die Stimmung der Leute ist sichtlich bedrückt. Das ist ja verständlich, denn sie kommen aus dem Osten nun zum erstenmal in den Großkampf des Westens, von dem sie nur Schlimmstes gehört haben.

Auch der Leutnant und der Wachtmeister sind still und nachdenklich.

Ich reite gleichmütig neben meinem Zug, denn ich kenne das alles schon und kann mir nicht vorstellen, daß es schlimmer werden soll, als es bisher war.

Das Gelände trägt immer deutlicher die Spuren des Krieges. Zerschossene Häuser häufen sich. Dazwischen zerfetzte Bäume. — Granattrichter am Wege.

Einmal ein Kraftwagen von irgendeinem Stab. Ein alter Herr mit schlohweißem Haar unter der weichen Mütze. Rot und Gold am Kragen. Er nickt herüber im Vorbeifahren. So wie ein Vater nickt, ist dieser Gruß. Doch kaum einer hebt den Kopf.

Ab und zu begegnen wir kleineren Trupps Infanterie, die müde im Staub zurückwandern.

In einem Dorf, dessen Kirche ein großer Schutthaufen ist, reitet ein Feldgeistlicher mit lila Armbinde und Südwesterhut vorbei. Das Kreuz funkelt auf seiner Brust. „Guten Tag, Kameraden!“ ruft er mit hallender Stimme herüber. Die meisten antworten nicht.

Aus einem roten Backsteinbau werden Bahren mit Verwundeten getragen. Sie werden wie Brote in die bereitstehenden Sanitätsautos geschoben. Stöhnen dringt heraus. —

An einem Ortseingang steht in großen Buchstaben: „Curry." Also wohl unser Dorf.

Große Wegweiser zeigen die Behausung des Ortskommandanten an.

Die meisten Häuser sind stark beschädigt. — Ganze Dächer gibt es überhaupt nicht. Schön scheint die Unterkunft kaum zu werden. — Die Kirche ist wieder nur ein einziger Schutthaufen.

Aber die erste Halbkolonne biegt wieder aus dem Ort hinaus. Also geht es doch noch weiter?

Wir kommen in eine große Mulde.

Es dämmert schon stark, so daß nicht viel zu erkennen ist. Wir fahren noch gut eine halbe Stunde, dann kommen wir an ein paar Unterstände, die sich an eine Böschung anlehnen.

„Jawohl, hier absitzen. — Ihr Zug bekommt die vordere Hälfte, meiner die hintere. Lassen Sie schon abladen. Bis dahin sehen wir uns die Sache mal an."

Mitten durch die Mulde läuft ein tiefgeschnittener, breiter Graben. Einer von den Quartiermachern zeigt ihn uns. „Da unten sind Unterstände für Pferde und Mannschaften."

„Und wie sollen die Gäule da hinunterkommen?"

„Hier sind kleine Pfade."

Dann schachteln sich die Leute ein. — Die Fahrzeuge bleiben oben stehen.

„Na — und wo sind wir untergebracht, Herr Wachtmeister?"

„Da oben in den Unterständen. — Das scheint ja eine trostlose Gegend zu sein."

Hier im ersten hat sich der Bursche eingerichtet. Gleich

daneben sitzt Leutnant Braumann schon auf seinem Feldbett und starrt nachdenklich in den kahlen Raum. — Dann kommt der Unterstand für die Feldküche und dann meiner. Dazwischen gehen Stolleneingänge in die Erde. Weiter hinten sind Wachtmeister, Zahlmeister und was alles zum Stabe gehört, untergebracht.

Und dann kommt meine eigene Behausung. Im Licht der Taschenlampe erkenne ich einen winzigen Raum, in dem ich nicht einmal aufrecht stehen kann. Eigentlich wird er ganz von einer großen, aus rohen Brettern zusammengezimmerten Bettstelle ausgefüllt. — Sie ist so niedrig über der Erde, daß die Ratten bestimmt immer in mein Bett springen werden. — Statt einer Tür hängen schmutzige Säcke vor dem Eingang. Sehr einladend ist das alles nach dem Ruhequartier in Flandern nicht. —

Der Leutnant sitzt noch immer unschlüssig. Hartmann hat schon einen Klapptisch aufgerichtet und breitet nun ein weißes Handtuch darüber. Das macht aber allerhand Arbeit, denn immer wieder laufen langbeinige Spinnen eilig über die Tischplatte. Hartmann fegt sie mit der Hand weg. Eine fliegt dem Leutnant aufs Bein, der sie hastig mit den Fingern wegknipst.

Mißmutig stochern wir dann beim Kerzenschimmer im Essen herum. Es ist ungemütlich kalt. Ich glaube, es ist das beste, wenn ich mich gleich schlafen lege.

„Bleiben Sie doch noch, Junker," bittet der Leutnant.

Hartmann hat längst abgeräumt. Braumann spricht aber kein Wort. — Weshalb ich eigentlich bleiben soll, weiß ich nicht.

Die Front ist still. Nur selten rumst es leise.

Braumann hält den Kopf dann lauschend schräg.

Wir schweigen. Er nimmt kurze Schlucke aus seinem Rotweinglas. Die Kerze flackert. Sein Gesicht ist müde und trostlos. Eigentlich tut er mir leid.

Er wird erst Ende Zwanzig sein, überlege ich. Seine Hände sind auffallend gepflegt.

Langsam verrinnt der Abend.

Als ich endlich herauskomme, stehen die Sterne kalt und flackernd über mir.

Ich krieche schnell in mein feuchtes Loch, wickle mich in meine Pferdedecken, lege den Mantel noch obenauf und schlafe ein.

Platschen macht mich wach. Es dämmert und scheint in Strömen zu regnen. — Ich drehe mich auf die andere Seite. Als ich dann endgültig wach werde, hat der Regen anscheinend nachgelassen. Ich richte mich auf.

Das ist ja allerhand! Meine ganze Bude steht ja voller Wasser. Da ich keine Tür habe, ist alles unter dem Sackvorhang hereingelaufen. Mitten drin stehen Kiste und Tornister. Ein Stiefel ist umgefallen, Wasser ist hineingelaufen.

Schlecht gelaunt stehe ich auf.

Alles ist mit Feuchtigkeit vollgesogen. Ich schlage den Vorhang zurück. — Dichter Nebel liegt über der Mulde. Von dem Graben, in dem die Leute wohnen, ist überhaupt nichts zu sehen.

Auch der Leutnant ist verstimmt.

„Haben Herr Leutnant gut geschlafen?“

„Kein Auge habe ich zugetan. Hier laufen ja so viel Viecher herum. Sogar Ratten. Außerdem regnet es herein. Ich weiß nicht, wie man das hier aushalten soll.“

Er reibt sich ärgerlich die blaugefrorenen Hände.

Im Graben steht auch Wasser.

Als erstes lasse ich Fußbretter machen, damit man nicht im Schlamm versinkt.

Dann müssen alle Unterstände Türen bekommen. Überall regnet es durch, besonders bei den Pferden.

So gibt es übergenug Arbeit. — Nun geht ein großes Sägen und Hämmern los. Öfen und Feuerstellen werden gebaut, und bald riecht die ganze Gegend durchdringend nach dem Qualm feuchten Holzes. Jeder, der hinaus muß, hängt sich eine Zeltbahn um. Man kann nur mit ganz kleinen Schritten gehen, weil die Füße im nassen Lehm wegrutschen.

Der Wachtmeister sitzt fluchend in seinem Unterstand.

„Das ist ja hier schlimmer als in Polen. — Pfui Teufel! Dieser Dreck! Mir sind auch die ganzen Polinten naß geregnet.“

Irgendwo habe ich für meinen Unterstand eine Tür aufgetrieben. Die schleppe ich mir hin. Dann grabe ich einen Rinne in den Fußboden, damit das Regenwasser abfließen kann. Die Tür ist zu groß. Ich muß ein ganzes Stück absägen.

Endlich hängt sie in den Angeln. Aber es ist dunkel in meinem Loch, weil kein Fenster vorhanden ist.

So kann das nicht bleiben. Ich hänge die Tür wieder aus und säge ein Fenster ein. Dann besorge ich mir Glas.

Einen Ofen kann ich leider nicht unterbringen. Ich sitze aber lieber in meinen Mantel gehüllt an meinem kleinen Tisch als beim Leutnant.

Als ich zum Mittagessen in seinen Unterstand komme, sagt er: „Wir essen hier zusammen, aber haben natürlich getrennte Wirtschaft.“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

Hartmann trägt unser Essen auf. Braumann hat ein Stück gebratenes Fleisch, etwas Gemüse und Bratkartoffeln. Das duftet ganz unwirklich friedensmäßig.

Mir schmeckt das Dörrgemüse daher noch schlechter als sonst.

Bei Bang war das anders. Der aß immer das gleiche, was seine Leute bekamen.

Abends komme ich kurz vor dem Essen in den Burschenunterstand, wo Hartmann und Enzbach für den Leutnant kochen.

Ich habe den Eindruck, als wären sie etwas verlegen, und wundere mich auch, daß ein so großes Stück Fleisch in der Pfanne liegt, viel größer als das, was der Leutnant zum Mittagessen bekam.

Sie haben zwei nette, kleine Foxterriers in der Küche, die eben erst laufen gelernt haben. Beide schlafen in einer Pappschachtel am Ofen.

Die Züge wechseln sich im Munitionfahren ab. Der Wachtmeister ist ohne Verluste zurückgekommen.

Am späten Nachmittag ziehe ich mit 18 Gespannen los, lade Handgranaten und Stacheldraht und bringe alles glatt nach vorne. Es ist ziemlich still. Die Leute sind beruhigt, daß es anscheinend im Westen doch nicht so schlimm ist, wie immer gesagt wird. Wir kommen ohne Verluste zurück. Der Regen hat aufgehört. — Ich kann bei offener Tür nach Hause schreiben. Gleich mache ich allerdings einen großen Tintenklecks, weil ein Ohrwurm in die Tinte gefallen ist und nun an der Feder hängt.

„Wachtmeister, Wachtmeister, mir ist schlecht," schreit es plötzlich draußen.

Ich springe hinaus. Der Zahlmeister liegt der Länge nach auf der Erde. Er ist ein großer, breiter Mann, den ich unmöglich allein in seinen Unterstand schleppen kann.

Ich renne in die Schreibstube. „Herr Wachtmeister, der Zahlmeister liegt draußen bewußtlos!"

Wir tragen ihn auf sein Bett, wo er langsam wieder zu sich kommt.

„Das Herz — mein armes, schwaches Herz," haucht er.

Der Sanitäter kann nichts finden.

„Doch, doch, es ist mein Herzfehler. Ich habe ihn schon lange. Aber nun ist es durch die Strapazen und Aufregungen im Kriege nur viel schlimmer geworden. Ich hätte mich ja schon längst krank gemeldet, wenn ich nicht bei der Kolonne hätte bleiben wollen." Er sinkt ermattet zurück und ist erst am nächsten Morgen wieder auf.

Bei Sonnenwetter ist es viel angenehmer hier draußen. Die Gegend bleibt allerdings trostlos. — Die ganze Mulde ist kahl. — Sie wird nach der einen Seite durch die kleine Geländestufe abgegrenzt, an der unsere Unterstände liegen, und an der anderen Seite durch die stark mitgenommene Baumreihe einer Landstraße.

Wieder löffele ich mißmutig in meinen Nudeln, während mir der gute Duft von Braumanns Teller in die Nase steigt.

Der Befehlsempfänger, der täglich nach hinten muß, bringt ihm alles mit. Dafür darf er im Panjewagen fahren, statt auf dem Rad.

Motorengebrumm läßt den Leutnant aufhorchen.

Es wird stärker.

Er legt das silberne Besteck auf den geblümten Teller.

Ich klappere weiter mit meiner Blechgabel.

Jetzt hält er es nicht mehr aus.

„Junker, warten Sie doch mal, können das nicht feindliche Flieger sein?“

„Sicher,“ sage ich.

„Können Sie das unterscheiden?“

„Natürlich, Herr Leutnant.“

Ich trete vor die Tür. Hoch oben orgeln winzige Mücken von der Front her ins Hinterland.

„Engländer. — 1 — 2, 3 — 4, 5, 6 — 7, 8, 9!“

Wir haben uns bei der Munitionskolonne aus solchen Angriffen nicht viel gemacht und sicher nicht das Mittagessen unterbrochen. Die Treffsicherheit der Bomben schien uns zu gering.

Braumann springt hoch, schiebt mich eilig zur Seite und ist mit einem Sprung im Stollen gleich nebenan. So viel Gewandtheit hätte ich ihm gar nicht zugetraut.

Ich setze mich wieder an den Tisch. Mein Blick fällt auf den halbgefüllten Teller des Leutnants. Es riecht gemein gut. Ohne daß ich es eigentlich will, pieke ich mir ein Stück Fleisch heraus. Das Wasser läuft mir wirklich im Munde zusammen. Ich kann nicht widerstehen und hole mir noch eins.

Flaks ballern jetzt.

Die Bratkartoffeln sehen knusperig aus. Etwas Bohnen gehören auch dazu. Ich schmatze vor Wohlbehagen. So gut hat es mir seit Jahren nicht mehr geschmeckt.

Rum — rum, krachen draußen ein paar Bomben. Aber sie sind weit ab. Ich blicke auf meine Nudeln. Sie sind schon etwas kalt geworden und sehen wie verlaufene Kerzenstummel aus. Das ist doch ein gewaltiger Unterschied. — Ich kann nichts dazu, daß meine Gabel sich drüben schon wieder ein paar gute Stücke herausfucht.

Aber, da kommt schon der Blumenstrauß am Boden durch. Schnell breite ich alles etwas aus. Doch das Stück da ist eigentlich noch überflüssig.

Poltern.

Ich fahre zusammen. Herrgott, es schießt ja auch nicht mehr. Der Leutnant kommt zurück. Schnell tauche ich meine Gabel wieder in die kalten Nudeln und kann eben noch eilig mit der Zunge über die Lippen wischen, da kommt der Leutnant schon zur Tür herein.

Er sieht mich nicht sehr freundlich an. Sicher hat er mir übelgenommen, daß ich nicht mit in den Stollen gerannt bin. Ich habe auch etwas das Gefühl, als fiele ihm der leicht gelichtete Teller auf. Vielleicht ist das aber nur mein schlechtes Gewissen, denn er sagt nichts. —

Nachmittags freunde ich mich mit den kleinen Hunden an. Sie spielen in der Sonne vor dem Unterstand.

Enzbach erscheint in der Tür. Er ist ohne Rock und hat die Hemdsärmel hochgekrempelt.

„Komm, Plüsch, komm auch schön,“ er hockt sich nieder und klopft sich auf den rechten Schenkel.

„Wie heißt das kleine Vieh?“

„Plüsch, Herr Unteroffizier.“

„Und der andere?“

„Plum, Herr Unteroffizier.“

„Wo haben Sie denn diese feinen Namen her?“

„Die hat der Mummert gewußt. Es ist aus dem Ausländischen, hat er gesagt. Was weiß ich!“

Später sitze ich wieder in meinem Unterstand und schreibe Tagebuch. Plüsch spielt unter dem Bett mit Kellerasseln und kläfft dabei sehr, wenn er angegriffen wird. Die Tür ist offen.

Der Zahlmeister segelt vorbei. Ich sehe ihm nach. Er ist groß und breit. Man sieht ihm die schwere Krankheit nicht an. Er blickt sich plötzlich schnell nach allen Seiten um, läßt sich dann hinfallen und schreit jammervoll.

Ich rühre mich nicht, bin neugierig, was jetzt kommen wird. Er jammert weiter. — Eigentlich müßte er doch schon längst bewußtlos sein. Niemand kommt. Der Wachtmeister ist im Graben und seine Schreibhilfe hat sich sicher etwas schlafen gelegt. Kein Mensch rührt sich. — Da steht der Zahlmeister von allein wieder auf. Wahrscheinlich ist es ihm doch etwas kalt geworden. —

Als ich dann zum Abendessen gehe, treffe ich ihn wieder.

„Nun, wie geht es, Herr Zahlmeister?"

„Ach, gar nicht gut," er zieht die Stirne kraus. „Früher war ich ein so guter Sportsmann, aber jetzt könnte ich keine 100 Meter mehr laufen. Ich glaube, mich trifft ganz bald der Schlag. Und ich hab' es auch noch auf dem Magen." Er hustet schleimig und spuckt.

Ich entferne mich.

Plüsch trollt hinter mir her.

Mummert kommt vorbei, die kleine Feldmütze ohne Schirm schief nach vorne gezogen, in Reithosen, aus denen graue Strümpfe heraussehen, und Pantoffeln.

„Guten Abend, Herr Unteroffizier." Er nimmt mit viel Mühe den abgekauten Zigarrenstummel aus dem Munde und bleibt stehen.

„Dem Plüsch sein Schwanz müßte ooch mal kopiert werden, sonst wird er wie bei 'nem Wolfshund."

„Ja, aber das kann hier wohl keiner machen."

„Bin ich doch Spezialist von." Seine Stimme ist gekränkt.

„Gut, dann machen Sie es morgen."

Am nächsten Tage gehe ich nach dem Kaffeetrinken mit den beiden kleinen Hunden hin.

Mummert zieht ein großes Messer aus der Tasche, klappt es auf und wischt die Marmeladenreste an der Tischkante ab. Dann greift er sich den kleinen Plüsch, klemmt ihn unter den Arm, so daß der Kopf nach hinten schaut, und legt das Schwänzchen auf die Tischkante. Er tastet ein paarmal mit dem Messer ab und säbelt dann drauflos.

Plüsch erhebt ein fürchterliches Wehgeschrei. Es scheint nicht ganz einfach zu sein, den Schwanz durchzuschneiden. Mummert hebt den Hund hoch. Das Ende hängt noch. Er säbelt jetzt wie um einen Brotlaib herum.

„So, das Aas wäre fertig." Er setzt den quiekenden Hund herunter. Der dreht sich im Kreise und versucht, das blutende Stummelchen zu lecken. Der andere hat sich inzwischen eiligst aus dem Staube gemacht und ist nirgendwo zu finden. —

Beim Mittagessen kommen wieder Flieger.

„Bestimmt Engländer," sage ich gleich, „ich höre das sofort heraus, Herr Leutnant."

Schon hastet er wieder die Stollentreppe hinunter. Kaum ist die Tür hinter ihm zugefallen, als ich mich eiligst wieder für den Teller des Kommandeurs interessiere. Mein Interesse bleibt auch so lange bestehen, bis ich den Leutnant wieder auf der Treppe höre. Gemein, der schöne Blumenstrauß guckt schon wieder verräterisch am Tellerboden hervor. — Was haben nun alle guten Vorsätze genutzt?

Nach dem Essen treffe ich den Zahlmeister.

„Wohin so eilig, Meister?" rufe ich ihm nach.

„Zum Wachtmeister, wir wollen zusammen ins Proviantdepot."

„Darf ich mich anschließen?" frage ich.

„Aber natürlich, Junker."

Wir haben nicht umgeschnallt. Im Vorbeigehen hänge ich mir noch schnell die Gasmaske über die Schulter.

„Wozu brauchen Sie denn das Ding?" lacht der Etatsmäßige.

„Angewohnheit —, außerdem kann man nie wissen."

„Hier? — Wie soll hier Gas herkommen?" Er lacht.

Wir wandern los.

Auf dem Proviantdepot ist es langweilig. Alles wird gut bewacht und registriert. Ich glaube allerdings, Mummert würde trotzdem seinen Vorteil von einem kleinen Besuch hier haben. —

Ich gehe in der Sonne auf und ab und rauche.

Ein dünnes Glöckchen jammert plötzlich.

Ich blicke mich um. In der einen Hofecke schlägt einer mit dem Seitengewehr an eine frei hängende Eisenbahnschiene.

„Gas-Alarm!"

Da kommen auch schon Zahlmeister und Wachtmeister herausgestürzt.

„Gas-Alarm!"

Ich muß unwillkürlich lachen, so aufgeregt sind sie. Ich schnuppere umher. Nichts zu riechen.

„Herr des Himmels, was machen wir jetzt?" Der Zahlmeister schlägt die Hände verzweifelt zusammen.

Er stürzt wieder hinein, der Wachtmeister hinterher. — Erregte Stimmen. — Gleich darauf kommen sie wieder mit allen Zeichen des Entsetzens herausgestürzt und rennen los.

Ich gehe ruhig weiter. Überall treffe ich Leute, die ihre Masken griffbereit um den Hals hängen haben. Ich komme aber glatt nach Hause, ohne meine Maske aufsetzen zu müssen.

„Das war aber schlimm," sagt der Leutnant beim Abendessen.

„Was meinen Herr Leutnant?"

„Na, heute der Gasangriff. Der Zahlmeister hat mir davon erzählt! Doch schauerlich, solches Gas! Er hat bis hierher Dauerlauf machen müssen, weil die Gaswolke wie eine Wand hinter ihm nachdrückte."

Ich wundere mich nur, daß er diesen Dauerlauf mit seinem kranken Herzen ausgehalten hat.

Abends fahre ich wieder mit meiner Halbkolonne los, weil Wachtmeister Bender gestern draußen war. — Es ist wieder still, so daß wir ohne Verluste zurückkommen. Ohne ein paar seitlich krepierende Granaten ist es natürlich nicht abgegangen.

Ich wache mittags durch Kratzen an der Tür auf. Öffne. Plüsch stürzt sich gleich auf meine nackten Füße.

Während ich mich wasche, fällt ein großer, brauner Käfer von der Decke ins Wasser. Ich werfe ihn auf die Erde. Plüsch ist sofort tapfer hinterher. Aber nur, solange der Käfer durchgeht. Macht er kehrt, zieht sich Plüsch in breitbeinigen Sprüngen sofort zurück.

Als ihm das Spiel zu langweilig wird, macht er sich an meine Stiefel.

Es wird Zeit zum Mittagessen.

Leutnant Braumann sitzt schon ungeduldig da und Hartmann kommt mit den Schüsseln. Es duftet wieder ganz unwirklich gut.

Eifrig horche ich, ob nicht wieder die englischen Flieger mir zu einem Extraessen verhelfen. Ich habe mich auch nicht getäuscht. Motoren surren, Flaks ballern.

Der Leutnant wird unruhig. Um seinen Abmarsch zu beschleunigen, trete ich vor die Tür.

„Ein ganzes Geschwader, Herr Leutnant!"

Auch dieses Mal bleibt die Wirkung nicht aus.

Kaum ist er verschwunden, mache ich mich wieder an mein Werk. Es schmeckt mir gut, wenn nur der dumme Blumenstrauß nicht so schnell durchschimmern würde.

Erstaunt sagt der Leutnant später: „Aber ich bin doch noch nicht fertig gewesen?"

„Glauben Herr Leutnant, daß ich den Teller leer gegessen habe?"

Beschwichtigend meint er aber: „So ist das natürlich nicht gemeint."

Das nächste Mal nimmt er dafür zur Vorsicht den Teller mit nach unten. — Mir bleibt nichts anderes übrig, als enttäuscht in meinen Graupen zu stochern.

„Das Essen wird sonst immer kalt," meint er beim Nachobenkommen entschuldigend. —

Eines Nachmittags läßt mich der Kommandeur rufen.

„Da ist etwas für Sie angekommen, Junker. Ich gratuliere." Er reicht mir die Hand und gibt mir ein kleines Päckchen.

Es ist das E. K. II.

Jetzt habe ich das schwarz-weiße Band im Knopfloch, das ich mir noch auf der Schulbank so heiß gewünscht habe.

Ich sehe immer wieder verstohlen an mir herunter, gleich-

zeitig schäme ich mich aber etwas, weil es noch so neu aussieht. —

Abends sagt der Leutnant beim Essen: „Ich bin zu einem Bekannten bei einer Nachbarkolonne eingeladen. Kommen Sie doch mit, dann ist der Weg nicht so lang."

Wir sitzen in einem kleinen überheizten Unterstand, in dem so viel gequalmt wird, daß kaum mehr etwas zu sehen ist. Für mich ist es sehr langweilig, ich kenne niemanden und muß als Jüngster natürlich immer den Mund halten und das Blechgrammophon mit zwei verkratzten Platten aufziehen. —

Es ist sehr finster, als wir zurückgehen.

Der Weg nimmt gar kein Ende.

„Sicher sind wir verkehrt gegangen," meint der Leutnant.

„Ich glaube auch," gebe ich nach einiger Zeit zu.

Wir biegen nach links ab, dann nach rechts. — Es ist zum Verzweifeln. Ich glaube, wir müssen den Tag abwarten. Wenn es nur nicht so kalt wäre!

Da schwingt das Surren eines Fliegers durch die Nacht. Tritt zurück, schwillt wieder an, wird schwächer, um zu starkem Orgeln anzuwachsen.

„Auch das noch," stöhnt Braumann.

Pa—pa—pa—pa—pa, klappern die Maschinengewehre. Flaks bellen, Scheinwerfer fingern. Langsam pendeln die ersten Magnesiumlichter herunter.

Gleich vor uns erkenne ich einen Graben. Davor stehen Fahrzeuge.

„Herr Leutnant, wir sind ja mitten im Lager!" Scheinbar sind wir im Dunkeln zwischen dem Graben und unseren Unterständen umhergeirrt. Es ist ja auch ein Abstand von über 100 Metern.

Plötzlich ein heftiges Sausen.

„Hinwerfen!“ brülle ich — und liege selbst schon der Länge nach fest an die Erde gepreßt.

Uiiih! — Das dauert endlos. Brafffffzzzz!

Es kracht, splittert und surrt.

Im unsicheren Licht eines eben niedergehenden Fallschirmes sehe ich eine riesige Dreckwolke zusammenfallen.

Die nächsten Bomben krachen etwas weiter, und einige Augenblicke später ist dann der ganze Spuk in der Nacht verschwunden.

Der Kommandeur stöhnt schwer.

„Sind Herr Leutnant verwundet?“

„Nein, nein, wo ist mein Unterstand?“

Er zieht mich am Arm mit sich.

„Kommen Sie doch bitte noch einen Augenblick mit hinein.“

Er ist sehr verstört.

„Das war doch schrecklich,“ sagt er immer wieder.

„Die Dinger treffen ja meist nicht, Herr Leutnant,“ beruhige ich ihn. Wir sitzen lange schweigend.

Ich bin sehr müde. Tastend suche ich dann meinen Unterstand. Da ist schon der erste Stolleneingang, und da der Küchenunterstand. Nun kommt noch ein Stolleneingang. Ich stolpere, schlage mir mein Knie. So, da muß auch mein Unterstand sein. Ich blitze einen Augenblick die Taschenlampe an, obwohl das streng verboten ist.

Die Tür ist aus den Angeln gerissen. Holzsplitter liegen umher. Die Bombe muß nah eingeschlagen sein.

Ich leuchte etwas herum.

Der Unterstand vom Zahlmeister ist ja zusammengebrochen!

Ich laufe hin, schreie! — Kein Mensch kommt. — Ich stolpere weiter bis zum Wachtmeister. Der fährt erschreckt hoch.

„Was? — Eingeschlagen beim Zahlmeister?“ Er läuft in Unterhosen heraus.

Wir holen noch Hartmann und Enzberg und versuchen dann die Balken und Bretter wegzuräumen. Es ist schwierig, weil wir wenig sehen.

Endlich haben wir den Zahlmeister heraus. Er blutet am Kopf und an den Händen, hat die Augen geschlossen und wimmert. Enzberg holt schon den Sanitäter. „Schädelbruch anscheinend, außerdem beide Beine gebrochen, vielleicht noch mehr.“

Noch in der Nacht fahren wir ihn ins Feldlazarett.

„Schrecklich, schrecklich,“ wiederholt Braumann immer wieder. „Schrecklich, schrecklich!“

Erst gegen Morgen finde ich etwas Schlaf. Es ist kalt ohne Tür im kleinen Unterstand.

Nach dem Mittagessen gehe ich durch die Ställe. Plüsch hoppelt hinter mir her. Ich sehe die Pferde nach und das Geschirr.

Das Tacken von Maschinengewehren läßt mich aufblicken.

Hoch oben drehen sich zwei Flugzeuge umeinander. Die Motoren summen. Das Tacken klingt kurz und böse dazwischen. In der Kurve leuchten die Flügel für Augenblicke hell auf. In engen Spiralen geht einer nun tiefer, dreht sich um seine eigene Achse — trudelt. — Tiefer, immer tiefer. — Der andere hinterher. Beide verschwinden hinter dem Horizont.

Wir sind auf den Grabenrand gestiegen, um besser sehen zu können. Während des Kampfes hat lautlose Stille geherrscht.

„Der ist kaputt," sagt der Wachtmeister. „Wenn man nur wüßte, ob es ein Deutscher oder Engländer ist."

„Ach, natürlich ein Tommy," sagt Sergeant Siegel mit einer ungeduldigen Kopfbewegung.

„Wie wäre es mit einem kleinen Spaziergang hin, Herr Wachtmeister?" schlage ich vor.

„Ja, aber zuerst muß ich die Gasmaske holen," lacht er.

Wir kommen an der zusammengebrochenen Zuckerfabrik vorbei, überschreiten dann die große, gerade Straße.

„Schön ist die Gegend ja nicht, aber ich habe es mir eigentlich schlimmer vorgestellt."

„Warum?"

„Ja, als der Befehl kam, daß wir in den Westen sollten, haben wir doch alle einen Schreck gekriegt. Und nun ist die Sache doch nur halb so wild."

„Weil jetzt hier Ruhe ist."

„Das stimmt. Angriffe scheinen hier aber auch nicht erwartet zu werden, denn hier liegen ja fast nur ruhebedürftige Truppenteile. Man hört doch kaum einmal einen Schuß."

„Hoffentlich bleibt das nun so. An der Somme und in Flandern war es anders."

„Der Leutnant war auch nicht erbaut. Der ist ja überhaupt etwas ängstlich," sagt der Wachtmeister.

„Hat wohl keine Nerven mehr," entschuldige ich.

„Kann sein. Er ist zu reich aufgewachsen. Arbeiten und die Zähne zusammenbeißen hat er nie nötig gehabt. Nun will er mit Alkohol sich Mut machen."

„Aber er muß sich doch zusammennehmen können. Verflucht noch mal! Das müssen wir doch alle!"

„Der Vater soll krank sein. Hartmann hat das mal gesagt. Vielleicht kann er da nicht so wie unsereiner. Um Mädels kümmert er sich ja auch nicht. Aber im Grunde ist er ja anständig, sonst wäre er wohl längst mit seinen Nerven irgendwo reklamiert."

Wir kommen an ein Dorf.

„Ist hier in der Nähe ein Flieger abgeschossen worden?"

„Nein, das war noch ein Stück weiter. Da hinter dem Hügel muß es gewesen sein."

Schließlich finden wir die Stelle. Von weitem sieht es erst aus wie eine zusammengebrochene Bretterbude. Je näher wir kommen, desto deutlicher können wir die Tragflächen erkennen. Der Doppeldecker sitzt mit dem Rumpf auf der Erde. Die Flügel sind heruntergebrochen und liegen mit den Spitzen auf dem Boden auf. Große blau-weiße Kokarden leuchten. Der Propeller ist zersplittert und die Rumpfnase ist an einem kurzen Weidenstamm zerdrückt.

Soldaten stehen herum.

„Sind die Flieger tot?" fragt der Wachtmeister.

„Nein, verwundet. Sie sind schon zum AOK. abtransportiert," sagt der Feldgendarm wichtig. Er geht, die Hand an der Revolvertasche, in hohen Kürassierstiefeln umher. Sein Blechschildchen um den Hals glitzert.

„Det Kotzbrettchen als Luftsieger."

Wütend sieht er sich um, trifft aber nur auf ganz harmlose Gesichter.

Auf dem Rückweg kommen wir durch das stark zusammengeschossene Fronval. — Eine tote Stadt.

Der Granitsockel auf dem Marktplatz ist leer.

Am Ortsausgang steht ein Husar Posten.

„Das hätten die feinen Pinkels sich auch nicht träumen lassen, daß sie einmal ohne Pferde Wache schieben müssen," meint der Wachtmeister.

Abends kommt wieder ein Fahrbefehl.

„Den nehmen Sie, Junker," sagt der Wachtmeister, „weil ich das letzte Mal draußen war."

Verfroren kommen wir am nächsten Morgen zurück. Verluste haben wir nicht gehabt. Herbstnebel liegen auf dem Land. Langsam beginnt es zu dämmern.

Ich trinke einen Becher heißen Kaffee und lege mich schlafen.

Die Tür wird aufgerissen.

„Was ist los?"

Der Leutnant blickt entsetzt herein.

Dröhnend rollt der Donner der Front. Mit einem Satz bin ich aus dem Bett. Alles zittert. Der Nebel ist wie eine graue Wand.

„Trommelfeuer!"

Der Wachtmeister kommt uns entgegen. Fahl steht der Tag auf. Schatten geistern durch den Nebel, unwirklich groß.

Harte Schläge durchdröhnen das Rollen, das doppelt unheimlich in diesem milchigen Grau wirkt.

Wir gehen durch den Graben. Überall stehen die Leute erregt in Gruppen zusammen.

Unaufhörlich rollt es.

Nervös trinken wir unseren Kaffee.

Wenn der Nebel doch nur weggehen würde! — Wir fühlen uns unsicher in diesem undurchsichtigen Weiß.

Ich nehme ein Buch, aber meine Augen irren immer wieder von den Zeilen weg und meine Gedanken können sich nicht mit den einfachen Begebenheiten beschäftigen, sie kommen mir albern und unwesentlich vor.

Die Scheiben klirren. Die Tür klappert.

Braumann geht hastig im Unterstand hin und her. Er nimmt die Zeitung in die Hand, faltet sie aber gleich wieder zusammen. Dann setzt er sich, nimmt sich auch ein Buch, — läßt es liegen, — steht sofort wieder auf.

Dumpf überdröhnen die Einschläge ganz schwerer Kaliber das ständige Rollen.

Das Tintenfaß tanzt über den Tisch.

Ich müßte wohl Mutter auf ihren letzten Brief antworten, sonst ängstigt sie sich. Aber es hat doch keinen Sinn, denn vielleicht ist alles in zwei Stunden schon ganz anders.

Eilige Schritte draußen.

Der Wachtmeister stößt die Tür auf.

„Fahrbefehl. Munition für Feldartillerie. Ganze Kolonne."

Es ist mir wie eine Erleichterung, jetzt zu einer bestimmten Tätigkeit gezwungen zu werden.

Wir rumpeln durch den Nebel. Es ist unangenehm naßkalt.

Das Fahrzeug neben mir ist gerade noch zu sehen. Das davor schon nicht mehr. Ich reite dicht heran: „Keinen Abstand verlieren!"

Manchmal taucht der Wachtmeister wie ein riesenhaftes Ungeheuer im Nebel auf. Er wendet und reitet wieder nach vorne. Ich bleibe zurück, bis ich auf den ganz hinten reitenden Sergeanten Siegel stoße. Wie die Schäferhunde pendeln wir hin und her.

Es will nicht recht Tag werden.

Vom Weg kaum eine Spur. Der Horizont ist verwischt. Nur manchmal treiben die Nebelschwaden etwas auseinander, dann sieht man ein paar Meter weit verkümmerte Grasstoppeln.

Alles beherrscht das unheimliche Poltern der Front. Die Gestalten wirken schattenhaft verzerrt. Die Gäule nicken. Die Leute sitzen starr mit eingezogenen Köpfen. —

Aufladen im Depot.

Schwer kracht und splittert es hinter dem Nebelvorhang.

Wir hasten, obwohl kein Schuß noch bis zu uns gedrungen ist. —

Dann weiter.

Ein Karren nach dem anderen schwankt hinaus. Es geht etwas bergauf, dann wieder herunter. Führer sind vorne. Hauptsache, daß wir zusammenbleiben.

Stellenweise reißt der Nebel auseinander. Das Gelände ist kahl. Silbrig liegt es auf den Grasstoppeln und der aufgewühlten Erde.

Immer mehr Trichter kommen.

Uiiiih—rums!!

Dicht links bricht eine Erdsäule aus dem Gelände hervor, um gleich wieder in sich zusammenzufallen.

Krach!

Nebelschwaden treiben vorbei.

Ramm!

Übergroß zeichnet sich gespenstisch eine schwere Wolke in das Grau. Mein Pferd tänzelt unruhig. Ich habe es straff in Schenkeln und Zügeln.

Brautz!

Der Gaul springt nervös zur Seite. Ich gebe Sporen, um ihn in der Hand zu behalten. Das Sattelzeug knirscht. Ich drücke ihn vor. Nur ein paar Galoppsprünge, bis ich wieder Anschluß an das vordere Gespann habe.

Uiiih!!

Noch ein paar Sätze.

Ja, das andere ist auch noch da — und das nächste auch.

Ich lasse den Gaul wieder Schritt gehen.

Ramm—ramm!!

Die Gespanne traben. Eins nach dem anderen holt mich ein. Da ist auch schon Siegel. Ich winke ihm hinüber und galoppiere wieder vor.

Alles ist so anders wie sonst bei Tag. Man sieht nichts, und sieht doch mehr als bei Nacht. Aber alles ist nur schattenhaft angedeutet, ohne Farbe und ohne Schärfe.

Wenn ich im Galopp liege, scheinen die Dreckwolken der Einschläge wie Pappeln im Nebel zu stehen — oder wie erhobene Hände. Ja, wie geisterhaft drohende Hände.

Kremm. Dicht vor mir links. Ich reiße den Gaul instinktiv hoch und beuge mich dicht auf seinen Hals. Die Mähne schlägt mir ins Gesicht. Schenkeldruck treibt das Tier wieder vor. Pulvergeruch beißt auf der Zunge. Die Gasmaske schlägt im Takt auf den Hüftknochen. Ganz dicht surrt eine Eisenhornisse vorüber.

Die Gespanne hasten schattengrau neben mir. —

Mitten in dieses Branden kommt doch noch eine Steigerung.

Sagen kann man nicht, wie das ist. Man fühlt es mehr. Es ist, als ergreife einen irgend etwas Unsichtbares. Irgendeine Macht.

Luftdruck — naher Treffer, stellt das Gehirn im Bruchteil einer Sekunde fest.

Der Gaul stolpert. Ich reiße ihn hoch. Er bäumt sich, ich presse ihn mit den Schenkeln herum. — Zurück!

Aber es lohnt nicht mehr. Nur zersplitterte Bretter, blutiger Brei. Das erste Gespann verloren. Zerrissen, zerstampft, zertrampelt, vom nächsten Fahrzeug zerfahren.

Ich reiße den Gaul wieder herum. Sporen! Schenkel! — Er sträubt sich. Sporen bis zum Absatz. — Zittern. Springen. Jagen. Galopp! Karriere!

Springen. — Irgendwo Reste eines Verhaues, eines Unterstandes. Straucheln. Hochreißen.

Er bricht wieder in die Knie. Sporen! Sporen! Aufbäumen. Weiter, zitternd, hetzend. Wahnsinnig vor Angst.

Aufsteigende Erdfontänen drohen wie schwarze Hände im Nebel. Immer wieder. Rechts — links — vorne — links — links.

Dann fühle ich wieder das Ungeheure, das Sausen, das Versten, das Zerspritzen und Sterben.

Sporen, Springen —, zu spät — alles tot, zerfetzt. Zermahlen von Rädern.

Sporen, Schenkeldruck. — Weiter! Neben mir holpert ein Karren. Schwankt. Die Gäule rasen. Schwarze Hände drohen im Nebel. Hier — hier — dort. Dreck schlägt mir in das Gesicht. Steine, Eisen klappern am Helm. Die Gasmaske haut im Takt. Geduckt rasen die Gäule.

Überall Hände im Nebel. Schwarze Hände. Nah, ganz nah. — Manchmal Blitzen.

Auf einmal nichts. — — —

Irgend etwas Dumpfes wacht auf. Schmerz wischt dieses Unbestimmte weg. — Schlag ins Gesicht. — Dreck

klebt in den Augen. Dreck zwischen den Zähnen. Mein Gaul wälzt sich auf der Erde. Ich springe hoch, rutsche, stehe, ziehe das Tier hoch. — Es will nicht. Zerre, reiße am Zügel. Es springt auf. Zitternd. Schaum fliegt in großen Flocken umher. Die Augen treten stier aus ihren Höhlen.

Es bäumt sich, keilt, will weg. Mit Aufbietung aller Kraft stemme ich mich entgegen, halte. Springe in den Sattel — bin oben. Das Tier dreht sich wie rasend. Sporen, Sporen! Ein Satz. Ich fliege fast herunter. In irrsinnigem Galopp jagt es mit mir weiter.

Nebel. Blitzen. Keine Gespanne mehr. Nur Krachen und Blitzen. — Weltuntergang.

Kein Maßstab für die Zeit. Vielleicht jage ich schon Jahre so?

Weiter, weiter. Ohne Anhaltspunkte. Irgend wohin. Ist auch gleichgültig. Mögen Menschen Namen kennen, Orte, Länder. Ich weiß von nichts. Ich werde vom Wahnsinn getrieben. Um mich ist nur das Verderben.

Pa—pa—pa—pa—pa, ganz dicht.

Maschinengewehr: formt das Hirn. — Seitlich ein Ungetüm unheimlich im Nebel. — Verschwommen. — Deutlicher werdend. Dreck spritzt auf. — Kriechend. — Blitze schleudernd: Tank. —

Pa—pa—pa—pa—pa.

Jagen. — Weiter jagen. — Stolpern. — Hochreißen.

Nebel. — Immer weiter, weiter.

Keine Gespanne, keine Batterie. —

Ich habe keine Ahnung, wo ich bin. — Keine Ahnung mehr, wo die Front ist.

Vorne, hinten, seitlich, überall Einschläge.

Vielleicht reite ich die ganze Zeit im Kreise herum. Einerlei, weiter, weiter! Nicht umsehen, nicht überlegen, nur einmal weg aus dieser Hölle! —

Der Nebel wird heller.

Das Feuer läßt nach.

Laute schälen sich einzeln aus diesem Zusammenprall von Geräuschen heraus.

Hart und scharf hier und da ein Einschlag.

Das Rollen bleibt zurück. — Der Nebel zerreißt.

Kein Feuer mehr.

Dem Chaos entronnen! — Aber es ist keine Erleichterung, keine Hoffnung. Alles wird überlagert von Müdigkeit und Abgespanntheit.

Von selbst fällt der Gaul in Trab, in Schritt. Er zittert noch. Ist schweißbedeckt. Mit beweglichen Ohren lauschend, zusammenzuckend, wenn irgendwoher sich aus dem Brausen und Trommeln noch ein einzelner starker Krach hervorhebt.

Wir sind müde, sehr müde.

Das Gelände ist kahl und trostlos. Aufgeackert, zerrissen von Granaten. Trichter an Trichter, einer in den anderen übergehend. Totes Land.

Letzte Nebelschwaden treiben vorüber, geben die Ruinen eines Städtchens frei. —

Beim Näherreiten erkenne ich Fronval.

Den Heimweg kann ich jetzt nicht mehr verfehlen. Ich mache mir Sorge um meine Kolonne.

Am Ortseingang hat gestern der Husar Posten gestanden. Jetzt ist niemand da.

Weiter. Merkwürdig, wieder über Steinpflaster zu reiten. Klapp, klapp machen die Hufe hell, wenn ein Eisen anschlägt.

Schritte sind hinter mir.

Das Nest ist doch reichlich verfallen. — Da hängt ein Fensterladen schief nur in einer Angel.

Schritte hinter mir.

Der Gaul stolpert langsam vorwärts. — Die Vorderwand eines Hauses ist fast ganz auf die Straße gekippt.

Schritte hinter mir.

Ich blicke mich um.

Ein Soldat geht auf der Straße.

Wenn man abgespannt ist, ist der Weg vom Ohr und Auge zum Gehirn weit.

Ein Soldat. — Natürlich. — Ich hatte auch nichts, anderes erwartet. Aufgefallen wäre mir nur ein Zivilist. Wann habe ich überhaupt zum letzten Male Leute mit Hüten gesehen? — Hüte — ja —, der hatte einen Helm, natürlich einen Helm. Ja — aber — —

Ich drehe mich noch einmal um.

Der Soldat geht weiter. Er hat den Mantelkragen hochgeklappt und das Gewehr über die Schulter gehängt. Ja, und den Helm hat er auf, — den Helm. Das ist ja ein flacher Helm, ein englischer Helm. Was will der Kerl mit einem englischen Helm?

Mein Gaul stolpert.

Ich drehe mich noch einmal um. Der Soldat blickt auf. Sekunden vergehen. Langsames Begreifen.

„Hallo, hallo!"

Engländer!

Ich bin wach. Fieberhaft arbeitet mein Hirn. Ich reiße den Gaul zusammen.

Schüsse peitschen. Kugeln zirpen.

Galopp. — Die Hufe schlittern. Die Mähne flattert mir ins Gesicht, so tief ducke ich mich auf den Pferdehals.

Funken springen aus den Steinen. Laut hallt das Pflaster zwischen den Häusern.

Ich hetze den schnaufenden Gaul. Er muß jetzt weiter. Muß aushalten.

Schon bin ich am Marktplatz. Der leere Denkmalssockel. Nun gleich links der Ortsausgang.

Schüsse peitschen.

Der Gaul rutscht und schlittert. Nur jetzt nicht stürzen!

Um die Ecke. Das sind schon die letzten Häuser.

Verdammt! Leute stürzen aus den Ruinen hervor. Seitengewehre blitzen.

Ein Maschinengewehr setzt klappernd ein.

Ich reiße den Gaul auf der Stelle herum. Er keucht ganz hohl, bricht in die Knie. Ich haue ihm die Sporen in den Leib, presse ihn wieder in den Galopp. Zerre die Pistole hervor und schieße blindlings rückwärts. Eine Kugel hüpft über das Pflaster. —

Ich bin schon wieder um die Ecke.

Engländer laufen, schreien, Kugeln schwirren. Ich drohe mit der Pistole, obwohl ich weiß, daß das lächerlich ist.

Einer wirft etwas. — Wie eine alte Konservenbüchse torkelt das Ding durch die Luft. Merkwürdig, wie man in aller Hast Einzelheiten, ganz nebensächliche Einzelheiten sich merkt.

Ich bin schon vorüber.

Krafffzzz! — Das klingt widerlich.

Eine Ecke.

Meine Gedanken sind ausgeschaltet, das Handeln ist instinktiv.

Rechts neben der Kirche ein kleiner Hohlweg. — Den kenne ich — den kenne ich, da durch!

Barriere. — Graben. — Soldaten schreien. Ich drücke ab, leer. Einer reißt eine Handgranate vom Koppel, ich schlage mit der Pistole nach ihm.

Der Schlag trifft ihn nicht, trifft den Gaul.

Ein Sprung. In großen Sätzen jagt das Tier durch den Hohlweg.

Pitsch—pitsch—pitsch!!

Wir jagen, jagen.

Der Gaul stöhnt, röchelt. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Mensch, Junker, wir haben Sie für tot gehalten. Wo kommen . . ."

„Herr Wachtmeister — die Engländer sind in Fronval!" unterbreche ich ihn.

„Ausgeschlossen!" Er wehrt nachlässig mit der Hand ab.

„Wir müssen weg."

„Aber das ist doch ausgeschlossen!"

Der Leutnant kommt hinzu.

„Sofort einen Unteroffizier zur Erkundung hin. — Da muß doch noch Infanterie zwischen liegen."

„Nein, Herr Leutnant, ich habe keine gesehen. Wenn wir nicht schnell hier abhauen, sind wir heute abend tot oder gefangen."

„Brückmann soll los. Eilert mit."

Sie galoppieren zur Straße hinüber.

„Ja, aber wir können doch nicht weg, ohne Befehl," meint der Leutnant unschlüssig.

„Wir können uns aber auch kaum wehren mit unseren paar Karabinern."

Alles fängt an zu hasten. Sachen werden zusammengeschnürt. Pferde angeschirrt und gesattelt. —

Mein Gaul hat einen leichten Streifschuß abbekommen. Brückmann und Eilert kommen aufgeregt zurück.

„Vom Ortsausgang Fronval haben wir Feuer bekommen. Dazwischen haben wir niemand angetroffen."

„Dann los!"

„Herr Leutnant reiten wohl am besten mit dem ersten Teil der Kolonne. Ich mit dem zweiten und der Junker kommt mit dem Rest. Eilt euch!"

„Müller II, Andermann, Schröppke!"

„Herr Unteroffizier?"

„Ihr reitet zur Straße hinüber. — Ausschwärmen und sichern. Bei Annäherung des Feindes schießen und sofort zurück."

Die Feldküche wird zugeschraubt. Nun noch Proviantkisten, mein Gepäck, Sanitätszeug, Planen, Heu. — Nie haben die Leute so schnell gearbeitet. Kein Unteroffizier steht heute mit gelangweilter Miene dabei. Jeder faßt mit an.

Kläffend kommen Plüsch und Plum angetrollt. Die hätten wir fast vergessen.

Auf der großen Straße wimmelt es von Kolonnen, die alle nach hinten streben. Dazwischen geht Infanterie in Marschkolonne vor. Batterien folgen.

Jede Übersicht geht in diesem Durcheinander verloren.

Immer sind fremde Gespanne vor uns, so daß wir keinen Anschluß an unsere Kolonne finden. Jaulend ziehen Granaten über uns weg ins Hinterland. Englische Flieger toben herum.

Gerüchte, vielleicht wahr, vielleicht wahnsinnig übertrieben, schwirren von Kolonne zu Kolonne.

Es ist schon dunkel. Einer ruft mich vom Wegrand an. Es ist Beckmann.

„Wir sind hier im Quartier."

Alles ist vollgestopft. Keiner findet den anderen. Leute zanken sich, weil einer von einer anderen Kolonne bei uns Stroh gestohlen haben soll. Mit vielem Geschimpfe wird es ihm wieder abgenommen. Ich bin mißtrauisch, ob es uns je gehört hat.

Der Leutnant sitzt bei einer rußenden Petroleumlampe und trommelt mit den Fingern auf die Tischplatte.

Wir löffeln angebrannte Suppe.

Nur jetzt schlafen können! —

Nebenan schrillt ständig ein Telephon. Hastige Stimmen erteilen kurze Befehle. — Irgendein Stab.

Ich habe eine kleine Kammer bekommen. Eben will ich mich auf das kahle Bett werfen, da macht jemand die Tür auf.

„Ist hier noch Platz für die Nacht? Nur für ein paar verwundete Infanterie-Offiziere."

„Selbstverständlich." Ich stehe auf.

„Nein, bleiben Sie nur. Egbert —" er legt zwei Finger an den Stahlhelm, sein Gesicht ist schmutzig und pulvergeschwärzt.

„Macht nichts. Ich bin beweglich genug und finde schon noch Platz, Herr Leutnant."

Die Verwundeten sind froh, daß sie so gut untergekommen sind. Ihre Verbände sind durchgeblutet.

Ich gehe zu Braumann hinüber. Da ist auch alles überfüllt.

Nebenan beim Stab wimmelt es auch von Menschen. Unter dem großen Tisch entdecke ich aber noch Platz.

Manchmal wache ich auf, wenn einer mich aus Versehen tritt. Es riecht nach nassem Leder, feuchter Wolle und Knaster. Der Atem ist zu sehen.

Telephone schrillen in meinen Schlaf. Standortmeldungen werden empfangen, Batterien vorgeschoben, Abmärsche verteilt. Zahlen schwirren dazwischen. „Herr Gott, auch Bussy geräumt? — Nein, muß gehalten werden. Unbedingt! Reserven sind angefordert." —

Mir ist alles gleichgültig, es schlägt wie das ferne Brausen einer Brandung in meinen Traum. — Ich schlafe. — Aber ich kann mich im Schlaf nicht von der Kriegsmaschine lösen. Ich liege in einer Erstarrung, die von wilden und unfolgerichtigen Träumen beherrscht wird.

Dann folgen Tage und Nächte, in denen wir Munition für schwere und leichte Batterien und Infanterie fahren. Wochen schwerer Verluste. Wir kommen nicht mehr aus den Kleidern und kaum einmal aus dem Feuer heraus. Alle Quartiere sind überfüllt, werden von Tag zu Tag überfüllter, denn nun werden von der ganzen Front neue Truppen zugezogen.

Die vorhergehenden Wochen kommen uns längst wie unerreichbar schöne Träume vor. Wir leben ohne Übersicht, werden immer vor neue Aufgaben gestellt, sind übermüdet und überhungert.

So haben wir längst keinen Sinn mehr für Einzelheiten des Erlebnisses und für das Bild des Kampfes. Alles verschwindet meist in grauweißen Nebeln oder grüngelben Gaswolken.

Es ist kalt geworden. Bald werden wir im Winter sein.

Dann haben wir das alles hinter uns.

Auch die vielen Bretterfärge sind gezimmert. 50, — 100, — 1000 neue kleine, schwarze Holzkreuze stehen im Winternebel.

Ich sitze müde in einer kleinen Bauernstube und habe vor mir Mutters Brief liegen.

„Hier ist alles begeistert über den schönen Sieg . . .," steht darin, und Lore hat an den Rand geschrieben: „. . . wie muß das herrlich gewesen sein, einen solchen Sieg mitzuerringen! Hier ist alles geflaggt und die Glocken haben geläutet."

Ich lege den Brief still weg. Mich fröstelt.

Wie sollen sie zu Hause das auch anders wissen? Nein, sicher können sie es nicht besser fühlen. Aber die Kluft ist da, — bleibt. Es sind eben zwei Welten. So stark fühle ich das heute zum erstenmal. Über mich kommt eine große Traurigkeit. Einmal muß doch irgendwie eine Überleitung von unserem inneren Erleben in das der Heimat erfolgen. Aber ich weiß keinen Weg.

Weihnachten sind wir in Stellung.

Alles ist stimmungslos.

So viele neue Leute sind als Ersatz für die großen Verluste gekommen, und es ist schwer, einen Kontakt zu finden.

Überhaupt ist der Geist der ganzen Kolonne lange nicht so wie bei Bang. Das hängt wohl auch vom Kommandeur ab.

Im größten Unterstand ist ein kleiner Weihnachtsbaum aufgestellt, an dem ein paar magere Kerzen flimmern.

„Machen Sie das nur, Wachtmeister," hatte der Leutnant gesagt.

„Ja, aber Herr Leutnant müssen wenigstens ein paar Worte sprechen."

Der sah ihn gequält an.

Nun steht er vor dem Baum.

Die Leute drängen sich ganz eng herum. Das bedrückt ihn noch mehr.

Es ist sehr heiß, Mummert hat gut eingeheizt. Die Luft ist schlecht, es riecht nach vielen Menschen und feuchten Kleidern.

„Meine Herren . . .," beginnt der Leutnant unsicher, „wir sind nach schweren Kämpfen und kurzer Ruhe wieder hier in Stellung. Das ist nicht leicht, aber wir tun es gerne für Kaiser und Reich . . ." „Du hast gut reden . . .," zischelt eine Stimme leise dazwischen. „Hoffentlich ist dieses Weihnachten aber das letzte Weihnachten, das wir draußen im Felde verleben müssen." Er stockt.

Einer räuspert sich. Der Leutnant zuckt zusammen und blickt sich um. Alle Augen hängen an ihm. Das macht ihn noch unsicherer.

„Wir . . . wir . . .," er stockt wieder, „wir können dieses Fest natürlich nicht besser begehen, als wenn wir an die Heimat denken . . .," er stockt, „in diesem Sinne wollen wir anstoßen."

Hartmann reicht ihm ein Glas. Alle holen sich im Feldbecher ihren Schluck Rotwein. Dann klappern die Becher blechern aneinander. „Drüben trinkt er seine Pulle alleene," läßt sich eine Stimme flüsternd vernehmen. Der Leutnant tut, als ob er nichts hört.

Die Flammen flackern. Ein Zweig zerknistert.

Ich gehe vom einen zum anderen. Der war mit dabei — und dieser und der auch, aber kein gemeinsamer Geist verbindet alles. Tausend Interessen kreuzen sich, es fehlt der Führer, der alles zu einem Ganzen zusammenschweißt.

Froh bin ich, als ich dann in meinem Unterstand wieder allein bin. Sergeant Siegel, mit dem ich zusammen wohne, ist zum Glück noch bei den anderen geblieben.

Es ist sehr kalt.

Mit hochgeschlagenem Mantelkragen stehe ich im Raum. Der Atem dampft vor mir.

Nun brennt die Kerze. —

Hier hausen wir jetzt schon wieder acht Tage. In der Zeit gewöhnt man sich an einen Raum und fühlt sich zu Hause, weil die Gedanken so viel zwischen diesen Wänden umherlaufen. Man kennt jede Faser in den Deckenbalken, kennt das Tropfen des Wassers vor der Tür.

Ich setze mich auf die Bettkante.

Von zu Hause ist nichts gekommen, kein Brief, kein Paket. Die anderen haben auch nichts erhalten. Sicher Postsperre oder sonst irgend etwas. Das ist ja auch nebensächlich. Was sollen Geschenke uns hier nützen und erst Worte? Gerade vor Worten habe ich eine Scheu bekommen, denn alles wird nur schwerer, wenn diese Worte zeigen, daß keine Verbindung zwischen uns und denen in der Heimat besteht.

Aber ein Erinnern an frühere Weihnachten läßt mich nicht los. Ich stütze den Kopf in die Hände und schließe die Augen. Ich möchte ganz fest an Weihnachten zu Hause denken, als ich noch Kind war. Aber ich verstehe es nicht mehr. Kann nicht mehr den Weg zurückfinden in das frühere Leben.

Siegel poltert herein. Er ist sehr vergnügt und riecht nach Alkohol.

„Mann, Sie sind hier wohl eingeschlafen? Oder sind Sie vor meiner schönen Wanddekoration in Bewunderung erschauert? Ja, da ist was dran, daß einem das Wasser im Maul zusammenläuft."

Er zeigt auf die Postkarten nackter Frauen über seinem Bett.

„Etwas braucht man doch auch fürs Herz, Junker, meinen Sie nicht auch?"

Stumm lege ich mich schlafen. Ich kann jetzt nicht antworten.

Lange starre ich noch in die Dunkelheit. Es ist das erste Weihnachten, an dem ich nicht zu Hause bin.

„Name, Truppenteil, Papiere?" Der Wachtmeister hinter dem Tisch sieht mich böse an. Das kann ja gut werden, denke ich.

„Sie gehören zur zweiten Inspektion. Gehen Sie auf Stube 14, bringen Sie Ihre Sachen unter!"

„Der Nächste! — — nun — wird's bald? Wie oft soll ich noch fragen: Name, Truppenteil, Papiere? — Himmeldonnerwetter, kein Zug hier in der Bande! Na — euch werden wir mal schleifen!"

Der Ton ist reichlich heimatmäßig. Das verspricht ja gut zu werden.

„2000 Mark demjenigen, der einen alten Knochen aus der Ruhe bringt." Ich blicke mich um. — Tatsächlich Hochberg, den ich von der Fähnrichprüfung her schon kenne.

„Welche Inspektion sind Sie, auch zweite und Stube 14? Das ist ja glänzend. Na, lassen Sie den alten Kaffer mal schnattern, uns kriegen sie nicht klein."

Auf unserer Stube treffen wir noch Uhl und Fehlert, die wir auch von der Fähnrichprüfung her kennen. Fünf andere Fahnenjunker und acht Offiziersaspiranten kommen noch hinzu. Die Stimmung ist nach dem frostigen Empfang nicht gerade gut. Aber Hochberg tröstet uns.

„Das gehört nun mal zum System. Jetzt werden wir ange... wie junge Hunde drei Monate lang, dann bestehen wir trotzdem und wissen wenigstens, wie man es macht. Das ist lediglich eine diskrete Art der Belehrung."

Tatsächlich geht es sehr militärisch zu. Man nimmt wohl von vornherein an, daß wir von der Front stark verwildert und mit zu großem Selbstbewußtsein zurückgekommen wären. Das gilt auch von den Reserveoffiziersaspiranten, welche zum Teil viel länger draußen waren als wir und lange schon selbst geführt haben.

Mit Eifer stürzen sich die Wachtmeister und Unteroffiziere des Stammtrupps auf uns, um uns zuerst einmal möglichst zu ducken. Das fällt ihnen nicht mehr ganz so leicht wie in der Garnison, denn inzwischen haben wir uns an den militärischen Ton und Betrieb schon etwas gewöhnt, und so prallt manches an uns ab, was wir früher tief empfunden hätten.

Schön ist das natürlich für uns alle nicht, auf einmal wieder im Brennpunkt des Interesses von Vorgesetzten zu stehen.

Im theoretischen Unterricht geht das noch einigermaßen. Wir sitzen in schönen Hörsälen und bekommen Vorträge. Diese scheinen aber nicht immer das zu behandeln, was an der Front wesentlich ist.

Am interessantesten sind die Vorträge von Hauptmann Bruckner. Er geht, die Hände in den schräggeschnittenen Taschen, vor uns auf und ab:

„Man hetzt gegen den Militarismus, und Ihnen wird der Drill hier auch mißfallen. Man muß sich aber seine Notwendigkeit vor Augen halten. Erst durch Brechen jedes einzelnen Willens kann die Masse ganz in die Hand des Führers gebracht werden. Durch immer neues Üben werden einzelne, einfache Handlungen nach und nach vom Bewußtsein ins Unterbewußtsein verschoben. Der Soldat soll nicht denken, lautet der beliebte Vorwurf gegen den Militarismus. Natürlich soll er auch nicht denken, denn wo kämen wir hin,

wenn jeder entscheidende Entschlüsse fassen würde? Für den Soldaten denkt der Führer. Nur so können einheitliche Handlungen zustande kommen. Daher kloppen wir Griffe, mit denen wir an sich sicher nicht die Entscheidung im Kriege erringen werden. Drill ist eben nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zweck."

Vor allen Dingen fällt es uns schwer, so lange still zu sitzen.

So freuen wir uns meist auf das Exerzieren und Reiten, aber diese Freude wird gleich gedämpft, denn wir kommen bald dahinter, daß wir fast alle Kommandos vergessen haben und keinen Parademarsch mehr machen können.

Auch die Felddienstübungen sind keine reine Freude. Was sich draußen aus der ganzen Lage selbstverständlich ergibt, ist hier noch lange nicht klar. So bekommen wir immer wieder zu hören, daß wir uns wie die Kaffern anstellen und nicht entfernt daran denken können, einmal Offizier zu werden.

Das geht so vom ersten Morgengrauen bis in die Nacht. Zwischendurch jagt ein Appell den anderen. Mit Stiefelappell, Kleiderappell, Gesundheitsappell werden schön die wenigen Ruheminuten ausgefüllt.

Körperlich ist es eine größere Anstrengung als an der Front in ruhiger Stellung, nur daß man an der Front von der Notwendigkeit der Strapazen mehr überzeugt ist. Wir sind abends daher sehr müde.

Trotzdem finden manche immer noch Zeit für irgendwelchen Unfug, aber es sind meist die aus dem Osten kommenden, oder die, welche an der Front nicht allzuviel mitgemacht haben.

Hochberg findet Nacht für Nacht seinen Weg ins Freie. Aus aneinandergeschnallten Koppeln, Bettüchern und Decken fertigt er ein langes Seil, mit dem er sich an der Fassade des Gebäudes herunterläßt. Bald hat er auch ein paar Konkurrenten, und jede Nacht findet nun das halsbrecherische Klettern aus dem zweiten Stock statt.

Hochberg lacht vergnügt, wenn wir etwas sorgenvoll diesen Versuchen zusehen.

„Gefährlicher als an der Front ist das bestimmt nicht, dafür macht es aber mehr Spaß. Was haben wir denn von unserem bißchen Leben gehabt, wenn wir doch nächstens irgendwo krepieren?"

Eines Nachts wird alles alarmiert. Draußen fallen Schüsse. Eine vorübergehende Patrouille hat die Kletterer gesehen. Sie kommen zwar noch glatt in unsere Stuben, aber nun geht eine strenge Untersuchung los, die ohne Ergebnis verläuft, denn keiner verrät den anderen.

Als der Major aber droht, den ganzen Kursus schwer zu bestrafen, treten sofort sämtliche Beteiligten vor. Die folgenden Tage sind wenig angenehm für alle. Nur Hochberg verliert seine Ruhe nicht.

„Ich habe mich gleich wieder freiwillig an die Front gemeldet, und wenn sie mich bestrafen wollen, melde ich mich immer wieder. Was wollen sie denn dann machen? Ob ich noch Leutnant werde, oder schon vorher eins in die Rippen kriege, ist doch egal."

Das Ganze endet in strengen Verweisen. „Bertram, v. Hochberg, Thiele und Schweizer werden sofort wieder an die Front geschickt und dürfen den Kursus nicht beenden!" verkündet der Inspektionsführer eines Abends.

Die Prüfungen fangen an. Wir trösten uns immer damit, daß wir schlimmstenfalls wieder an die Front müssen, und dahin kommen wir sowieso, ob wir bestanden haben oder nicht.

Wir sitzen aber doch im Druck vor jeder einzelnen Prüfung. Vielleicht ist das noch eine selbstverständliche Unsicherheit von der Schule her.

Bei der Felddienstprüfung ist Schlackschnee.

Wir Prüflinge müssen hinter einer Hausecke warten, bis wir einzeln herangerufen werden. So stehen wir den ganzen Morgen im Wasser.

„Mensch," sagt mir Uhl, der mit rotem Kopf zurückkommt und ganz heiser geworden ist, „Mensch, schmeiß die Kerle in die Pfützen, sonst kotzt dich der Olle an, das wären doch keine Zuckerpuppen!"

Das Gehöft soll gestürmt werden.

„Sprung! — Auf! Marsch! Marsch!"

Wir platschen durch den nassen Schnee.

„Stellung!" Ich werfe mich mitten in eine Pfütze. Die anderen klatschen auch hinein. „Visier 800. Auf den zurückgehenden Feind! Schützenfeuer!"

Dann wieder weiter. Mitten in die größte Pfütze. Wieder weiter.

Endlich ist das Gehöft genommen. Ich melde mich als Sieger.

Der Major sieht mich mißbilligend an.

„Sie sind ja ein infamer Leuteschinder! Warum schmeißen Sie die Kerle immer in die Pfützen?"

„Zu Befehl, Herr Major, ich kann im Feuer unmöglich Rücksicht auf Pfützen nehmen, das Leben meiner Leute ist mir wichtiger als ihre nassen Uniformen."

Ich sehe ihm ruhig in die Augen.

Sein Blick bleibt empört. „Danke, der Nächste."

„Mensch, nur nicht in die Pfützen," rufe ich noch schnell Sender zu.

„Das ist doch kein Krieg," hallt es eine Viertelstunde später über den Platz. „Ich würde an Ihrer Stelle nächstens einen Regenschirm mitnehmen und Gummischuhe, damit Ihre Zuckerpuppen nur ja nicht naß werden. — Sie Jammerkapaun!"

Auch das Exerzieren geht nicht ohne Schwierigkeiten.

„Achtung! Die Kompanie hört auf mein Kommando!" „Zu vieren abzählen!"

„Mit Gruppen — rechts schwenkt — Marsch!"

„Geraaade — aus!"

Ich trete leise auf der Stelle und drehe mich immer so, daß ich meine Leute sehen kann. — Der Major steht neben mir und gibt leise seine Befehle, die ich dann in die Tat umsetzen muß. Mitten zwischen sagt er plötzlich freundlich:

„Sagen Sie mal, Junker, was ist Ihr Vater?"

„In Reihen gesetzt, rechts — um!" brülle ich unverdrossen.

„Mensch, hören Sie nicht, daß ich mit Ihnen rede? Wollen Sie mich nicht gefälligst ansehen? Was ist das für ein Benehmen?" sagt er scharf.

„Kompanie — halt! Rührt euch!"

Ich reiße eine harte Kehrtwendung zum Major. Das hat er geahnt und ist in demselben Augenblick zur Seite getreten, so daß ich noch einmal wenden muß.

„Zu Befehl, Herr Major, mein Vater war Major."

„Mann, sind Sie verrückt geworden? Seit wann geben

Sie hier selbständige Kommandos? Habe ich Ihnen etwa befohlen, Ihre Leute stehen zu lassen?"

„Zu Befehl, nein, Herr Major. Ich habe die Frage von Herrn Major beantworten wollen."

„Sie haben überhaupt nichts zu wollen, sondern Befehle auszuführen. Verstanden?"

Ich glaube, er wird mir gleich ins Gesicht springen. Fressen kann er mich ja doch nicht, denke ich beruhigt.

„Danke!" Er hebt zwei Finger flüchtig an das Mützenschild. —

„Mensch, laß nur nicht halten, wenn der Olle dazwischen fragt," sage ich schnell noch zu Palmer.

„Der kann sich was husten. Heiraten kann er mich nicht, und wenn er mich ankotzt, denke ich nur — wie würdest du aussehen, wenn du jetzt im Hemd daständest? Da würden ja die Spatzen lachen über den Bauch!"

„Palmer!"

„Zu Befehl, Herr Major!" Er fegt über den Exerzierplatz.

„Ihr habt gut lachen," sagt Sender sorgenvoll. Er zieht sich nervös das Koppel gerade und faßt zum hundertsten Male an die Kokarde, damit die Mütze nur nicht schief sitzt.

„Ihr werdet alle mal Offiziere, und wenn es auch schlimmstenfalls ein paar Monate später ist, aber wir Nicht-Aktiven! Und wenn man es gerade so nötig hat, weil man auf das bißchen Geld angewiesen ist, das ist doch dann bitter." —

Eine Stunde später kommt er sehr niedergeschlagen zurück.

„Nun, wie war's, Sender?" frage ich teilnahmsvoll.

„Da ist wohl nichts zu hoffen. — ‚Was ist Ihr Vater von Beruf?' hat er mich angeschnarrt, ‚Tot,' habe ich ge-

sagt. ‚Dot, dot? Ist das ooch ein Beruf?' ‚Kaufmann,' habe ich dann gesagt. Da hat er mich verächtlich angesehen und gesagt: ‚Werden Sie doch Heringsbändiger, das paßt besser zu Ihnen, Sie mit Ihrer jammervollen Aufmachung.'"

„Mensch, das hast du auch ganz verkehrt angefaßt," lacht Balzmann. „Meiner ist doch auch nur Lehrer, und die schätzt der Olle auch nicht. ‚Prinzenerzieher,' habe ich gesagt. — Er hat ja auch die Jungs vom Bäckermeister Prinz vertrommelt. — Da war er still."

Dann ist auch dieser Abschnitt des militärischen Lebens abgetan. „Geht alles vom Kriege ab," hat Uhl uns immer getröstet, wenn wir den Kopf hängen ließen. Nun sind wir sehr stolz mit dem Portepee, aber 23 müssen so zurück und kommen erst für den nächsten Kursus in Frage. Knauer, Sender und Uhl sind auch dabei.

Sender ist sehr traurig.

„Mensch, trösten Sie sich," sagt Uhl, „was sollte ich dann erst sagen, wo ich Junker bin? So machen wir den Rummel halt noch mal drei Monate mit. Geht doch alles vom Krieg ab!"

Er zündet sich eine Zigarette an. Verächtlich wirft er das glimmende Streichholz weg. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

„Rechts ran!" — Ein ganz schweres Geschütz rasselt von einem Schlepper gezogen vorbei.

Es regnet in Strömen, aber wir sind alle in viel zu erwartungsvoller Stimmung, als daß wir das unangenehm empfinden würden.

Infanterie stolpert in nicht abreißenden Kolonnen neben der Straße nach vorne. Alles ist im Vormarsch und alles ist von dem Gedanken erfaßt, daß es vorwärtsgehen wird.

„Das muß ja gehen," sagt Leutnant Gattner, der Kommandeur unserer Nahkampfmittel-Kolonne, zu mir, „wo die Tausende aus dem Osten herübergeholt worden sind. — So günstig stand das alles ja noch nie für uns wie jetzt. Die Stimmung der Leute ist ja auch wesentlich."

„Jawohl, Herr Leutnant, von denen versagt keiner. Das frühere Schimpfen hat aufgehört. Jeder sagt sich eben, daß dieser eine Schlag noch nötig ist. Und daß er die Entscheidung bringen muß," wirft der Wachtmeister ein.

„Da sind Sie wohl froh, daß Sie gerade noch rechtzeitig gekommen sind? Das kann ich verstehen. Ist mir 15 geradeso gegangen. Ich hatte auch immer Angst, daß der Krieg zu Ende sein würde, ehe ich draußen wäre," sagt der Leutnant zu mir.

„Jawohl, aber nun muß er doch wirklich bald zu Ende gehen, ich kann mir jedenfalls kein langes Weiter vorstellen."

„Das kann keiner, der draußen ist, aber es muß ja auch diesesmal gehen."

Die Gäule trappeln und die Räder mahlen. Ich zünde mir eine neue Zigarette an. Das ist nicht ganz einfach bei Regen und Wind. —

Wir laden schwere Minen.

Es ist dunkel.

Ich binde mein Pferd an ein Fahrzeug fest und klopfe ihm den Hals zur Beruhigung. Es schießt wenig. Dann helfe ich beim Aufladen. Schade, daß ich die Leute noch nicht kenne. Kaum die Namen von den Zugführern meiner Halbkolonne habe ich behalten. Es muß aber auch so gehen. Nur leichter wäre es für mich, mit einer Truppe in die Offensive zu gehen, die ich genau kenne und die mich kennt.

Ein paar hundert Meter vom Depot kommen wir ins Feuer. Ein Gespann bricht zusammen. Der Fahrer ist tot, der zweite Mann verwundet. Infanteristen kauern dicht dabei in einem Trichter. —

Es ist noch dunkel, als wir halten müssen. Neben uns steht noch eine Kolonne. Wir biegen etwas heraus und warten. — Die Fahrer stehen bei den Gäulen. Es regnet in Strömen. An Hinlegen ist nicht zu denken.

Überall hasten Gestalten umher, die nach Regimentskommandeuren, Kompanieführern, Batteriechefs und Leutnants fragen. Kein Mensch weiß in dem Wirrwarr ein noch aus. Geschütze werden nach vorne geschleppt.

Leutnant Gattner kommt unsere Reihe entlang. Er spricht mit jedem ein paar Worte.

„Kinder, nun müssen wir bald die Zähne zusammenbeißen, aber bei diesem Massenaufgebot müssen wir ja die Sache schaffen."

Die englische Artillerie tastet sich näher. Alles steht offen ohne Deckungsmöglichkeit. Die am Straßenrand hockende Infanterie geht seitlich ins Gelände zum Eingraben.

„Nur weg von diesen Dunstkarren, Maxe."

„Da rutsche ich lieber ohne Beine Richtung Heimat, als daß ich mich auf so'ne Fuhre setzen würde. Wir können doch wenigstens Deckung nehmen, aber die?"

Kremm—ramm!!

„Na, Lingen, Zigarette haben? Ja, die Tommies schießen noch ordentlich, aber die werden schon was auf die Schnauze kriegen. Nur Ruhe!"

Er geht weiter.

Rauschend bohren sich schwere Granaten den Weg durch die Nacht. Der Regen läßt nach.

„Vorrücken!" kommt der Befehl. Sofort ist alles oben.

Wir kriechen vorwärts. Eine andere Kolonne neben uns. Wenn jetzt hier nur kein Treffer hineinhaut.

Ramm—ramm!!

Unsere Batterien schweigen.

Zu sehen ist wenig. Nur Schatten geistern vorüber. Ab und zu zerreißt das Aufblitzen eines Einschlages die Nacht.

Es regnet nicht mehr. Der Wind weht kalt.

Manchmal bleibe ich zurück, um nachzusehen, ob alle beieinander sind. Wenn ich auf Sergeant Bockert treffe, der bei dem letzten Gespann reitet, rücke ich wieder vor, bis ich auf Unteroffizier Ohlsen stoße.

Das Feuer wird immer stärker.

Die Sterne kommen hervor, es muß bald Morgen werden. Ich will nicht mit der Taschenlampe nach der Uhr leuchten. Es ist ja auch gleichgültig, wann es so weit ist.

Wir halten wieder.

„S. M. der Kaiser und Hindenburg haben sich zum Schauplatz der Operationen begeben," ruft Gattner langsam vorbeireitend.

„Wir werden den Zinnober schon drehen, Junge, Junge," sagt einer neben mir.

„Vorrücken!" Wir rumpeln weiter.

Ramm—ramm—ramm!! — Das wird immer stärker.

Neue Trichter.

Der Sternenhimmel verblaßt langsam.

„Abladen!" Im ersten Grau der Dämmerung sehe ich ein paar kurze, dicke Minenwerfer. Geschoßstapel liegen schon dicht dabei.

Gattner kommt mit einem Leutnant vorüber. „Na, Lingen, Sie helfen ja ordentlich mit." Er nickt mir zu.

„Gleich muß es so weit sein," sagt der andere.

Ich sehe nach meiner Uhr: 5.

„Noch fünf Minuten," sage ich zu den Fahrern.

Alle sind gespannt und unruhig.

Ramm—ramm—ramm, krachen die englischen Granaten. Dunkelgraue Sprengwolken stehen unregelmäßig im nebligen Gelände auf.

„Noch drei Minuten."

Wir arbeiten weiter. — „Noch zwei."

Wir sind fertig.

Ich melde dem Leutnant.

Er steht, die Uhr in der Hand. Sein Schattenriß hebt sich grau gegen den Morgennebel ab. Die Zigarette hängt nachlässig in einem Mundwinkel.

„Jetzt!"

Die Erde zittert. —

Mit einem Schlage ist ein Orkan aufgestanden, so riesenhaft, daß man es einfach nicht fassen kann. Es ist ausgeschlossen, sich darüber klarzuwerden, wie dieses Aufbrausen mit einzelnen Schüssen begann. Alles klingt in einem ein-

zigen, wahnsinnigen Schlag zusammen, in einem so gewaltigen Rollen, daß selbst ganz schwere Abschüsse im allgemeinen Toben untergehen.

Wir sind überwältigt von der Wucht dieser Feuervorbereitung. —

Wir stehen und denken nicht daran, zurückzufahren. Hinter uns zerreißt das wahnsinnige Aufbrüllen von tausend Geschützen aller Kaliber die Morgendämmerung. Vor uns liegt eine ebenfalls donnernde Feuerwand auf der englischen Linie.

Dicht hinter uns klettern Infanteristen auf Deckung, vor uns kriechen sie heraus. Wir sind zwischen erster und zweiter Linie.

Kein Mensch denkt an Deckung. —

Und die englische Artillerie schweigt.

Dunkelbraune Wolken wälzen sich über der feindlichen Stellung.

Es ist wie eine ungeheure Naturkatastrophe.

Wir stehen gebannt und erschüttert.

Wir haben mit zu diesem Vernichtungswerk beigetragen, aber können kaum fassen, daß diese wildlohende und schwarzgrau wallende Woge Menschenwerk sein soll.

Die Augen beginnen zu brennen. Ich wische mit den Händen darüber. Verflucht! Was ist denn los? Gattner tränen sie auch. Der Leutnant von den Minenwerfern hustet.

„Gasmasken!"

„Futterbeutel!" Gattner brüllt mir ins Ohr.

Er hebt die Maske zum Kopf. Gesichter sind nun nicht mehr zu erkennen. „Aufgesessen!" Worte gehen unter. Man kann sich nur durch Zeichen verständigen.

Dann holpern wir zurück. —

Es ist Tag geworden.

Die Gäule schnauben und keuchen, die Nüstern in mit nassem Heu gefüllten Futterbeuteln. Gasschwaden ziehen manchmal vorüber.

Auf der Straße drängt es sich. Kolonnen rollen nach vorne. Geschütz drängt sich an Geschütz gleich hinter der zweiten Stellung. Kleine, dicke Minenwerfer stehen dazwischen. —

Infanterie sammelt sich.

Wahnsinnig brüllen Batterien zu beiden Seiten der Straße. Rauschend gurgeln leichte, schwere und schwerste Granaten hinüber. Alles klingt zu einer unglaublichen Sinfonie zusammen.

Was tut da das Unangenehme der stickigen Gasmaske und der schlechten Sicht? Wir werden ergriffen von der unsagbaren Macht der Offensive, gehen ganz in dem Ereignis der größten Schlacht der Weltgeschichte auf. —

Das Minenladen geht schnell. Was wir früher oft schwerfällig und stumpf taten, geht heute leicht und ohne Ermüdung.

Die Straße nach vorne ist noch verstopfter als vorhin. —

Alles drängt und ballt sich zusammen.

Wenn jetzt plötzlich die englische Artillerie aufstünde — entsetzlich! Aber das ist ja ausgeschlossen, rede ich mir vor.

Das Gedränge ist so groß, daß wir immer halten müssen. Ein Hauptmann wird mit seinem Gaul zwischen unsere und eine andere Kolonne eingekeilt. Da hilft kein Schimpfen und Fluchen, wir können weder vor- noch rückwärts, die anderen auch nicht.

Er ist verzweifelt und windet sich mit vieler Mühe wieder heraus.

Neben uns haben sie die Gasmasken abgenommen. Wir streifen sie auch ab. Es ist unbeschreiblich schön, wieder frische Luft einzuatmen. Wir nicken uns zu. Es ist etwas Verwandtes in uns allen, verwandt durch ein großes gemeinsames Erleben.

Nun sind wir wieder an der zweiten Linie.

Die Gräben sind vollgepfropft mit Infanterie, die sturmfertig hockt. Das wilde Krachen vor uns ist noch rasender geworden.

Der Wachtmeister kommt herangaloppiert, lacht. Er beugt sich vor und brüllt mir ins Ohr. Ich nicke, aber verstehe nichts.

Es ist unfaßbar, daß dieser nun schon vier Stunden tobende Orkan überboten werden kann.

Aber er wird doch noch heftiger, denn nun sind die Minenwerfer in Tätigkeit getreten.

Mit offenem Mund entladen wir die Wagen. Die Gäule zittern mit stieren Augen. Wir wollen uns die Ohren zuhalten, aber Abschuß reiht sich an Abschuß. Wie schwere Mehlsäcke torkeln die Minen hinüber. Schwarze Vulkane brechen aus der auf der englischen Stellung liegenden Wolke hervor. Die Luft flimmert wie im prallsten Sonnenschein. — Alles bebt.

Vorsichtig entledigen wir uns der unheimlichen Last.

Ein Mehlsack nach dem anderen torkelt in die englischen Gräben, über denen die Luft zittert.

Weiße Wolken steigen nun dicht vor uns auf. Schwarz bricht es daraus hervor. Das muß in unserer vordersten Stellung sein.

Immer wieder. Splitter und Erdklumpen kommen jetzt

auch zu uns herüber. Qualm und Nebel verdecken dann wieder alles. —

Wir arbeiten weiter.

Auch hinter uns brechen nun diese Erdfontänen los — neben uns. Wir hören kein Krachen, kein Fluchen, keinen Schrei. Das alles erfüllende Brausen ist so mächtig geworden, daß man kein einzelnes Geräusch mehr heraushört.

Wir sind mitten in der größten Materialschlacht der Weltgeschichte, geht es mir immer wieder durch den Kopf, mitten drin sind wir.

Undeutlich sehe ich nur alles aus Dämpfen und schwelendem Rauch heraus.

Leutnant Gattner kommt um das Gespann herum. Er nickt nur, klemmt seine Reitpeitsche unter den Arm und holt sich eine neue Zigarette aus der Tasche.

Ganz vorsichtig heben wir eine Mine herunter.

Gattner legt die Hände hohl um das brennende Feuerzeug und beugt den Kopf vor. Er steht breitbeinig. Ein Klumpen von irgend etwas fliegt dicht an seinem Helm vorbei. Er sieht nicht hin. Qualmfetzen wehen vorüber. Mit vollkommener Ruhe steckt er sein Feuerzeug in die Tasche, schiebt seine Ärmel etwas hoch und greift mit an.

Vorsichtig tragen wir eine Mine nach der anderen zur Seite.

Einmal sieht Gattner dabei auf seine Uhr, hebt den Arm und zeigt auf die englischen Stellungen.

Wir halten inne.

Der schwelende und blitzende Wall vor uns wälzt sich vorwärts.

Die Infanterie springt aus den Gräben, aus den Erdlöchern, aus den Trichtern nud geht hinter dieser flammenden

Mauer vor. Eine Unmasse von Menschen. Die müssen es ja schaffen.

Mitten zwischen uns bricht ein Lehmkegel aus der Erde.

Ich fühle das bittere Brennen des Pulvers am Gaumen. Einer taumelt. Neben mir hasten welche nach vorne. Wir springen hin. Ein blutiges Etwas sieht uns unter verbeultem Stahlhelm an.

Wieder fegt Dunkles dicht vorbei. Ein Gaul knickt zusammen, richtet sich gleich wieder auf. Blut quillt aus dem Oberschenkel.

Der Wachtmeister kommt durch den Qualm. Er winkt. Wir sitzen auf. Mein Gaul tänzelt nervös, schlägt den Kopf hoch. Die Mähne flattert. Ich komme kaum mit dem linken Stiefel in den Steigbügel. Das Tier dreht sich immer um die eigene Achse.

Verfluchtes Aas! Ich rucke ihm die Zügel ins Maul. Endlich fasse ich mit der Hand den Sattel fest, schwinge mich nach oben. Etwas schlägt mir dabei gegen die Brust und fällt herab. Ich sitze schon und gebe Schenkeldruck.

Auf der Straße ist alles im Vorrücken. Selten bricht irgendwo eine Erdfontäne aus dem Gelände hervor. Die Artillerie tobt noch, aber Geschütze sind schon im Vormarsch, Maschinengewehre und Minenwerfer. Alles drückt von hinten nach.

Das große Brausen schwillt ab. Einzellaute heben sich schon heraus.

Wir pendeln zwischen Depot und Stellung. Die Entfernungen werden immer größer, weil sie vorne immer weiter vorrücken. Auf Notstegen geht's schon über die erste deutsche

Stellung ins Niemandsland, über die erste englische — über die zweite und dritte.

Die Erde ist zerwühlt und umgeschaufelt. Unterstände sind eingedrückt, Stolleneingänge verschüttet, Leichen liegen zerfetzt und verblutet überall. Ausrüstungsgegenstände decken das Feld. Hier liegt ein Maschinengewehr mit der gefallenen Mannschaft im Graben, dort lehnt ein englischer Leutnant mit gespaltenem Schädel an aufeinandergehäuften Sandsäcken. Knochen brechen unter den Rädern unserer Karren. Menschenknochen.

Vorne wogt und dampft es. Krachend hauen schwere Granaten bei uns ein.

Unsere Minenwerfer feuern schon wieder in die wogenden Rauchschwaden. Wuchtig schaukeln ihre schweren Geschosse in das Chaos hinüber. Wir fahren zwischen die kleinen Mörser.

Ich springe vom Gaul und binde ihn fest. Wagenwand herunter — Mine vorgezerrt — vorsichtig.

Braun und drohend wirbelt die Erde mitten zwischen uns auf. Pulverschwaden stehen. Ein Klumpen trifft den Mann neben mir. Er taumelt um. Dann steht er wieder auf, betäubt, aber anscheinend unverletzt. Die Gäule sind sehr unruhig.

Der Wachtmeister kommt blutend um einen Minenwerfer herum. Lachend macht er eine abwehrende Handbewegung: leichte Hautverwundung.

Es ist schwer, mitten in diesem Toben ruhig und überlegt zu arbeiten. Eine Mine liegt nun neben der anderen, aber wir können kaum so schnell arbeiten, wie die Minenwerfer Munition verbrauchen.

Ein Schlag trifft mein Seitengewehr. Ich blicke hin. Lehm bröckelt herunter.

Ganz dicht ein Dreckkegel. Die Gäule gehen hoch und rücken vor. Schwer schlägt uns die Mine auf die Füße. Unwillkürlich ziehe ich den Fuß hoch. Langsam läßt der Schmerz nach.

Aus dem kurzen, dicken Rohr neben uns torkelt wieder ein Mehlsack los.

Abgeladen.

Ich humple zu den anderen hinüber. Der Leutnant zerrt gerade ein Geschoß zum Stapel. Er ist schwarz im Gesicht. Neben dem Gespann liegt ein Fahrer mit zerfetzten Armen steif. Der Leutnant schüttelt den Kopf. — Tot.

Dann fahren wir heraus und sammeln uns.

Zwei Gespanne fehlen. Bockert hat den linken Arm aufgerissen und blutet stark. Sie schneiden ihm den Ärmel herunter und umwickeln ihn. Es blutet gleich durch. Ich suche nach meinem Verbandzeug. Natürlich vergessen.

Manchmal kommen noch Splitter und Dreckbatzen herüber. Der Qualm wälzt über den Boden. Nun bringen sie wieder einen Fahrer heran. Füße und Arme hängen kraftlos. Dann noch einen Mann, einen Minenwerfer. Einer kommt angelaufen. Er bewegt wimmernd seine Lippen. Die halbe Hand fehlt ihm. Notdürftig verbunden, aufgeladen und nach hinten geschafft. Ein Sanitäter läuft vorbei, ohne Mütze.

„Zwei sind zerplatzt," brüllt der Leutnant. Ich lese die Worte mehr von seinen Lippen, als daß ich sie höre. Er wischt sich mit dem Handrücken über Auge und Nase.

Mein Gaul hat einen Splitter in den Schenkel bekommen. Ich binde ihn an einen Karren fest und klettere selbst hoch.

Wir fahren los.

Das Gespann mit den Verwundeten ist schon hinter einer Erdwelle verschwunden.

Engländer fahren auf einem leeren Minenkarren einen deutschen Offizier mit wächsernem Gesicht. Schwarze Ringe liegen unter seinen Augen. Gattner läßt halten. Wir laden ihn vorsichtig auf unser Gespann.

Links bricht wieder ein Erdkegel aus dem kahlen Land.

Baumstümpfe stehen vereinzelt. Kaum einer ist meterhoch.

Ein Unterstand mit eingebrochener Decke gleich am Wege. Die Sturzhölzer sind wie Streichhölzer geknickt. Der Eingang ist verschüttet. Lehmverschmierte Stiefel schauen aus dem Geröll heraus.

Die Karren schaukeln in langer Reihe durch die Trichter.

Vor uns schwelen und brennen die Reste eines englischen Pionierlagers. Das Feuer findet immer neue Nahrung an den ungeheuren Stapeln des wirr durcheinander liegenden und aufgetürmten Kriegsgerätes.

Engländer wandern in Trupps zurück, schmierig, aber sichtlich froh, dem Grauen entronnen zu sein. Niemand kümmert sich um sie. Deutsche humpeln, oft nicht einmal notdürftig verbunden.

Pulverschwaden streichen entlang.

An manchen Stellen liegen die Leichen haufenweise. Wieviele Lebende werden hier bei den Toten liegen? Keiner kümmert sich darum.

Wir kommen über die rauchenden Trümmer eines Dorfes. Die Ruinen sind nicht einmal mehr tischhoch. Nur ein englischer Betonklotz ist stehengeblieben. Es qualmt aus den Sehschlitzen. Viele Leichen liegen davor. Viele, sehr viele deutsche Stahlhelme sind dazwischen.

Wellblech liegt am Wege. Zerrissene, braunrot verrostete Drahtverhaue. Telephondrähte krumpeln sich um zersplittertes Holz.

Im Galopp taucht eine Feldartillerie-Batterie aus einer Geländewelle auf. Die Geschütze werden sechsspännig gezogen. Dreck umwirbelt alles. Granatkegel umtanzen sie. Also wohl eingesehenes Gelände.

Hinter zusammengebröckelten Erdwällen, zwischen brennenden Deckungsmatten ragen Geschützläufe heraus.

In mühevoller Arbeit wird ein schweres Geschütz den Abhang hochgeschleppt. Eine Handvoll Leute arbeitet am Lafettenschwanz, vierzig Mann zerren an Ketten unter Kommandorufen. Ein Gefallener am Weg wird an den Beinen zur Seite gezogen. Die Bluse rutscht am Leib hoch, der Kopf wackelt haltlos hin und her. Der Schutzschild des Geschützes ist grün, gelb und braun gesprenkelt wie unsere Karrenwände.

Granatkegel brechen in langer Reihe nebeneinander aus den Trichtern. In einem Graben steht das Wasser in großer Lache. Leichen bluten in die Jauche. Ein Engländer hockt bewegungslos, einen Maschinengewehrgurt zwischen den Händen, auf einer Kiste. Seine Füße stehen in einer Blutlache.

Splitter surren ganz dicht vorbei.

Die Erde ist braun und gelb, dazwischen weiß. Granaten liegen zwischen brennenden Körben.

In einer Zeltbahn, die um eine Stange geschlungen ist, schleppen zwei Engländer einen Schwerverwundeten.

Wir winken sie heran. Vorsichtig setzen sie die Last ab, schlagen die Zeltbahn auseinander. Ein deutscher Unteroffizier mit abgerissenen Beinen liegt darin. — Schon tot.

Schwarze Rauchwolken quellen aus einem Hohlweg hervor. Im Trab klappern wir durch. Brennende Unterstände und schwelendes Pioniermaterial.

Ein Haufen Handgranaten zerkracht unaufhörlich, irgendwo.

Das Gelände ist so unübersichtlich, daß sich jeden Augenblick ein anderes Bild bietet, und doch ist es immer dasselbe. Wenn ich die Augen zusammenkneife, sehe ich nur braungelbes Land, dampfend und schwelend.

Widerlich liegt der Geruch kohlenden, feuchten Holzes, schwefliger Gase, schwelenden Stoffes und verbrannten Fleisches über allem.

Munitionskolonnen kommen uns entgegen, Sanitätswagen mit großen roten Kreuzen, vormarschierende Infanterie, Gefechtsbagage.

Überall sind Leichen am Wege. Pferdekadaver mit irr heraustretenden Augen und heraushängenden Zungen. Munitionsprotzen mit gebrochenen Rädern auf der Seite liegend.

Dann wieder Haustrümmer mit englischen Schildern. Ein zusammengebrochenes braunes Zelt. Ohlsen kommt uns entgegen, er war anscheinend ein Stück vorneweg geritten. Lachend winkt er.

Der Leutnant hebt die Hand. Wir halten.

„Proviantdepot," schreit Ohlsen.

Gattner schickt die Karren mit den Verwundeten weiter.

Wir anderen steigen ab.

Blechbüchsen mit bunten englischen Aufschriften liegen auf einem Stapel.

„Mitnehmen!" schreit Gattner.

Die Stimmung wird ausgezeichnet. Ohlsen sitzt mit

einer riesigen Büchse in der Hand und holt sich mit dem Zeigefinger Schmierleberwurst heraus. Er schmatzt vor Vergnügen. Gattner bearbeitet eine Büchse Cornedbeef mit dem Seitengewehr.

„Das Aas will nicht." Er piekst durch den Deckel.

Ich steige über einen gefallenen Engländer weg, greife nach schmalen, länglichen Blechschachteln.

„Zigaretten und Tabak, Herr Leutnant." Der lacht nur und schiebt sich mit seinem kurzen Seitengewehr ein Riesenstück Cornedbeef in den Mund.

Alles drängt. Jeder stopft sich die schon gefüllten Taschen mit englischen Zigaretten noch voller. Infanteristen hasten nach vorne, sehen uns arbeiten, stürzen hinzu und greifen sich, was sie greifen können. Es ist ein großes Durcheinander.

Dann packen wir auf, was unsere Karren fassen können.

In einem Trichter am Weg hocken verwundete Deutsche und Engländer. Alle verdreckt und abgerissen. Wir halten und laden sie auf.

Rauschend ziehen über uns deutsche Flieger zum Feind.

Eine Batterie steht verlassen am Weg. Kreidezahlen geben die Eroberer an.

Je weiter wir zurückkommen, desto lebhafter wird der Verkehr. Auf den Straßen ist Hochbetrieb.

Verkehrsoffiziere mit weißen Binden am Arm dirigieren die unzähligen Kolonnen. Trotzdem entstehen ständig Stockungen.

Schimpfen und Schreien. Es wird immer schlimmer. Autos mit Stäben schwimmen dazwischen. Halbe Stunden lang kommen wir überhaupt nicht durch und auch dann nur ein paar hundert Meter.

Es ist mir ganz unverständlich, wie dieses Gewühl überhaupt zu entwirren ist, aber immer wieder geht es weiter.

Endlich können wir an ein Feldlazarett unsere Verwundeten abgeben.

Auch da herrscht Großbetrieb. Bahren werden von Sanitätern mit großen, blutigen Fleischerschürzen geschleppt. Tote werden herausgetragen und nebeneinander in langer Reihe untergebracht. Ärzte laufen mit hochgekrempelten Ärmeln umher. Über allem liegt ein widerlicher Geruch von Karbol, Äther und geronnenem Blut.

Dann schwimmen wir wieder im Strom der Straße. Flieger knattern über uns nach vorne. Ein Fesselballon schaukelt in Haushöhe quietschgelb über der fahrenden Kolonne. Es riecht nach Gas.

Das große Heer ist im Vormarsch.

Wir liegen in Ruhe.

„Geisttötend," meint Gattner und gähnt. „Ruhe muß ja sein und wir sind alle damit einverstanden, aber muß man uns da absolut in ein solches Kaff stecken? Nicht mal die Fenster gehen auf die Straße. Es ist ja zum Auswachsen!"

„Was soll man denn jetzt anstellen, wenn man ausgeschlafen hat? Verkehr mit den Herren Ortskommandanten oder mit den anderen Kommandeuren, die hier liegen? — Lauter ältere Herren und alle ohne Unternehmungsgeist. Geredet wird von dem Futterzustand der Gäule und den Mucken der Vorgesetzten. — Nee, mein Lieber, das ist ja zum Kotzen!"

Er trommelt mit den Fingern auf der Tischplatte.

Ich weiß auch nicht, was ich vorschlagen soll. Zugpunkte

gibt es hier wirklich nicht, und satt habe ich die Sache auch längst.

„Mensch, ich glaube, wir fahren in die Stadt. Mal wieder Leute mit Hüten sehen." Er stemmt die Hände in die Hüften und wiegt den Oberkörper hin und her.

„Karte her!"

Wir studieren.

„Das ist ja ein Mordsende. Da lassen wir uns ein Stück mit dem Panjewagen fahren, wenigstens bis zur Straßenbahn."

„Ja, wenn die überhaupt noch fährt!"

„Die geht noch. Major Pettmann hat gestern noch davon geschwärmt. Er ist neulich, glaube ich, achtmal hin und her gefahren, hat die Augen zugemacht und sich eingebildet, er wäre in Berlin." Er lacht. „Also — auf! Mann, feingemacht, daß wir uns nicht lumpen zu lassen brauchen. Und dann Hauptsache: ordentlich unter die Hüte geguckt."

Er reckt sich, daß die Knochen knacken.

„Fink, Fink, — Mensch, wo steckst du denn eigentlich?" Er setzt sich und trällert: „sitzt ein kleiner Fink, Fink, Fink, ruft nur immer Madel wink!"

Fink kommt hereingestürzt.

„Mann Gottes, auf, auf — du hast anscheinend die Dringlichkeit der Lage noch gar nicht erfaßt?"

Er streckt ihm ein Bein entgegen. Fink weiß gleich Bescheid, greift den Stiefel am Absatz und zieht, — zieht, bis der Leutnant vom Sofa rutscht.

„Los, los, los," höre ich noch, als ich mich selbst nebenan fertigmache.

Bei mir geht es schnell. Ich habe nur den einen Rock für Sommer und Winter, und nur die eine Mütze und den

einen Mantel. Höchstens unten herum habe ich Verschönerungsmöglichkeiten. Ich krame meine lange Hose heraus, sie ist allerdings auch nur Originalkommiß und dementsprechend etwas reichlich weit. Schön sind nur meine Stiefel, die ich mir von zu Hause habe schicken lassen, und an die ich kleine Sporen genagelt habe.

Aber die Dinger sind doch reichlich eng geworden. Seit der Schulzeit habe ich sie ja nicht mehr angehabt. Ich trete mit den Füßen fest auf. Angenehm ist das nicht, aber es sieht so friedensmäßig aus. Ich kann mich von dem Anblick der langen Hose nicht trennen. Es wird schon gehen, und außerdem fahren wir ja.

„Sind Sie fertig, Lingen?" Der Kommandeur trommelt schon an meine Tür: „Dalli, dalli!"

„Gleich, Herr Leutnant."

Noch schnell das Extrakoppel mit dem kleinen Seitengewehr, das Mutter mir gestiftet hat, und die Glacéhandschuhe, die von der Konfirmation herstammen. Ich komme mir sehr schön vor. Dann geht es los.

„Wie die Landschen," lacht Gattner, „die von ihrer Klitsche mal in die Kreisstadt fahren, um sich in den Trubel der Großstadt zu stürzen. Wissen Sie, Lingen," er legt die Hand auf meine Schulter, „ein Glück noch, daß Sie zu meiner Kolonne gekommen sind, da kann man sich doch wenigstens manchmal etwas unterhalten. Ich habe mir den Krieg ja reichlich anders gedacht. Nun karrt man da Nacht für Nacht Munition, verliert einen Mann nach dem anderen, kriegt vielleicht noch selbst einen verpaßt, ja, und immer das gleiche, immer das gleiche! Es ist zum Kotzen!

Nun steckt auch wieder diese Offensive fest. Man weiß wirklich nicht, wie das noch weiter gehen soll. Die Mann-

schaften, Sie wissen ja selbst, — auf meine kann ich mich verlassen, aber man hört doch immer öfter was, das einem zu denken gibt. Und wenn man sich die Sache so bei Licht besieht, so ganz unrecht haben die Kerls oft nicht. Sie wissen ja selbst, sind ja lang genug mit dabei. Ja, es ist vieles faul im Staate Dänemark! — Wo sollen da die Leute immer und immer wieder die Begeisterung hernehmen? Ich mache mir Sorgen, Lingen, schwere Sorgen." Er sieht starr vor sich hin. — Dann gibt er sich einen Ruck.

„Ach was, am besten, man denkt über den ganzen Zimt nicht nach, ändern kann man ja doch nichts. Was soll man sich sein bißchen Leben noch mehr versauern. — Wollen Sie eine Zigarette? Es ist eine gute Marke." Er reicht mir das Etui.

Wir fahren an einem von hohem Schilf umgebenen See entlang. Endlich sind wir am Endpunkt der Straßenbahn. Unser Wagen fährt zurück. Wir warten lange, ohne daß die Straßenbahn sich zeigt.

Es ist heiß und staubig. Gattner geht ungeduldig hin und her. Er hat sich sehr elegant gemacht. Feldgraue Bluse mit kleiner Ordensschnalle, aufgenähten Taschen und E. K. I, lange, schwarze Hose, dazu weiche Seidenmütze. Er ist Anfang 20 und seit zwei Jahren Offizier.

Schließlich kommt ein Soldat auf dem Fahrrad von der Stadt her.

„Ja, die Straßenbahn, die hört seit ein paar Tagen schon ein ganzes Stück weiter oben auf. Hier unten haben sie hereingeschossen."

„Nichts zu machen, also los!"

Wir wandern ein Stück durch den Staub, dann sehen wir endlich einen rumpeligen, grünen Straßenbahnwagen,

in dem sich das Volk schon drängt. Fast alles Soldaten, die den Sonntag benutzen wollen, auch mal in die Stadt zu fahren.

Das Ding schaukelt furchtbar hin und her, hält aber bald.

„Weiter geht es nicht, weil von hier an die Straße wieder eingesehen wird. Das ist zu gefährlich."

Die Straße sieht allerdings auch etwas mitgenommen aus. Die Dächer liegen teilweise auf dem Pflaster, die Läden hängen schief und ein Haus ist ganz zusammengestürzt.

„Das wird ja ein schöner Sommer werden, wenn das mit der Hitze so weitergeht," meint Gattner.

Plötzlich heult es über uns, gleich darauf ein schwerer Krach. Wir fahren herum. Aus einem Haus wirbelt Schutt und Dreck auf.

„Gemeinheit, am Sonntag, das ist gegen die Verabredung," schimpft der Leutnant.

Da kommt schon Nummer zwei und haut wieder hinter uns ein. Mitten auf der Straße liegt der Dreckkegel.

Jetzt wird es Zeit, daß wir laufen. Auch die anderen rennen schon.

Ramm — wieder eine. Dieses Mal vor uns in ein Haus, das klappt zusammen, als wäre es aus Karten. Bis wir daran vorbeikommen, hat sich die Schuttwolke schon etwas verzogen. Nur noch ein wüster Trümmerhaufen ist übriggeblieben.

Wieder Herangurgeln. Wir liegen platt auf der Erde. Ramm!! Aufgesprungen und weiter. Verflucht, wie mir die Füße in den engen Stiefeln weh tun.

Uiiih!!

Wir liegen wieder im Schutt. Ein Haus an der rechten Straßenseite kippt nach vorne. Wir müssen vor Staub und

Dreck husten. Splitter, Steinbrocken und Balkenfetzen surren herum.

Ein paar Sätze springen wir, dann müssen wir uns schon wieder hinwerfen.

Die Straße verändert schnell ihr Gesicht. Da kippt schon wieder eine Fassade nach vorne. Rumm, da bricht ein Dach zusammen, Pflastersteine sausen umher, ein Gaskandelaber fliegt durch die Luft.

Wir sehen die Leute vor uns nur für Augenblicke, wenn sie gerade aufspringen und rennen.

Trümmer versperren den ganzen Weg. Wir müssen hinübersteigen. Ich rutsche aus und bleibe gleich liegen, weil es schon wieder heranrauscht.

Endlich haben wir die Straße hinter uns.

In der Stadt selbst ist es ruhig. Wir können langsam gehen. Ich humpele.

„Sind Sie verwundet?"

„Nein, nur den Fuß verknackst," lüge ich, damit er nicht merkt, daß ich noch meine alten Gymnasiastenstiefel anhabe.

„Wo kommt denn das Blut her?"

Tatsächlich, mein Rock ist blutig.

Ich fühle aber keinen Schmerz. Nun drehe ich die Hände. An meinem rechten Handballen ist ein großer Fleischriß. „Vielleicht Splitter oder Glasscherben." Gattner betrachtet die Sache kritisch und verbindet mich dann fachgerecht mit meinem Taschentuch.

„Was man als Militärsoldat nicht alles lernt!" Er lacht vergnügt und klopft sich den Staub von der schwarzen Hose.

Wir schlendern dann durch die Stadt, aber es ist trostlos langweilig.

„Am vernünftigsten ist, wir essen uns mal erst ordentlich satt. Das andere findet sich dann."

Lange irren wir umher, bis wir das Offizierskasino finden. Da ist es aber recht dürftig. Nur Steckrüben und Pferdefleisch. Gattner zieht die Nase kraus.

„Ich glaube, den Gaul hat noch mein Großvater geritten."

Wir sitzen im halbdunklen Raum, als es draußen wieder kracht. Die Scheiben klirren. Stuckbröckchen fallen von der Decke.

„Das beste ist, wir essen hier in Ruhe zu Ende und verdrücken uns dann. Mit den Hüten scheint es heute doch nichts Rechtes zu werden, die verfluchten Franzmänner gönnen einem auch nicht die bescheidenste Freude. Na, denn nächstens eben."

Diesmal kommen wir glatt durch die zerschossene Vorstadtstraße, und abends sind wir wieder wenig erfrischt und befriedigt zu Hause.

Die Tage werden meist mit etwas Dienst verbracht; besonders Pferde-Revisionen und ähnliche Sachen nehmen einen breiten Raum darin ein. Dazwischen baden wir im See und liegen in der Sonne. Das ist schön. Wir schwimmen zusammen weit in den See hinaus. Gattner taucht mit brennender Zigarette. Er steckt das glimmende Ende in den Mund, und wenn er aus dem Wasser taucht, glüht es noch. Natürlich versuche ich es auch, verbrenne mir aber dabei die Zunge. Er lacht und freut sich.

„Ist doch eine feine Sache, wieder einmal in Zivil zu gehen, finden Sie nicht auch, Lingen?" Er schlägt sich mit der flachen Hand auf die nackte Brust.

Ich recke mich, daß mir die Muskeln weh tun.

Er lacht.

„Warum lachen Sie?" frage ich.

„Warum ich lache. — Mensch, stellen Sie sich bloß den Ortskommandanten in Paradieszivil vor. Wenn man so was sieht, muß man ja blind werden."

An unserer Badestelle steht ein Pfahl mit einem großen Schild:

„Fischen bei Strafe verboten.
Die Ortskommandantur."

Trotzdem hört man bei Nacht immer die merkwürdigen Geräusche unter Wasser krepierender Handgranaten. Aber der Sport ist gefährlich, weil die Feldgendarmen eifrig hinter den Jägern her sind.

„Ist ja selbstverständlich," meint der Leutnant, „auf müheloſere Weise können die Helden vom Kotzbrett doch gar nicht selbst zu ihrem Fraß kommen. Aber das ist mir wurscht. Ich sehe nix, gönne es den armen Frontschweinen eher als den vollgefutterten Etappenhengsten."

Einmal gibt der Wachtmeister einen Pack eingezogener Soldbücher dem Kommandeur zur Bestrafung der Leute, die verbotenermaßen gefischt haben.

Beim Abendappell kommt der Leutnant. Der Wachtmeister unterbricht und meldet. Alle haben schon die gelben Heftchen in der Hand des Kommandeurs gesehen.

Der Leutnant verliest mit schneidender Stimme einen Namen nach dem anderen:

„Meyer II, vortreten, Adamczak, Bertling, Hofbauer, Allmers, Tomsen, Baruscheid, Dumke, Brackl, Pondler!"

Mit zusammengezogenen Brauen sieht er sie scharf an.

Die Kerls stehen mit schuldbewußten Mienen.

„Es ist unglaublich! — Haarsträubend! — Man hat einfach keine Worte!“ donnert er los.

Er hält inne und nimmt tief Atem.

„. . . wie einem der ganze Dreck zum Halse raushängt!“

Sie grinsen, ohne das Gesicht zu verziehen.

„Herrschaften, ihr müßt auf eure Soldbücher besser achtgeben!“

Er gibt sie ihnen zurück.

„Weitermachen, Wachtmeister.“ Er grüßt nachlässig und geht.

Beim Mittagessen im Kasino fällt der Name Bang.

„Wissen Herr Hauptmann, wo die Kolonne Bang jetzt liegt?“ frage ich gleich.

„Die ist seit vier Tagen hier in der Nähe, in Vitry, zwei Dörfer weiter, wie ich gehört habe.“

Da muß ich unbedingt hin.

Der Leutnant ist natürlich einverstanden.

Mit einem Fahrrad mache ich mich auf den Weg. Bis Vitry ist es ein langes Ende, aber dann werde ich noch weiter geschickt. Es wird Abend, bis ich dahin komme, wo die Kolonne liegen soll. Hinter großen Bäumen steht ein altes Rathaus. Sicher ist da irgendein Stab, bei dem ich etwas Näheres erfahren kann, oder die Ortskommandantur.

Ein langer, dunkler Gang. Jemand kommt mir entgegen und stößt mich an, obwohl er mich ebensogut gesehen haben muß wie ich ihn.

„Können Sie nicht aufpassen? Rennen Sie einen doch nicht einfach über den Haufen,“ sage ich ärgerlich.

„Was soll das heißen?“ antwortet eine tiefe Stimme.

„Daß ich nicht einfach über den Haufen gerannt werden will.“

„Sie wissen wohl nicht, mit wem Sie reden? Hm?“

Er öffnet eine Tür. Licht fällt auf den Gang. Ein Offizier. Dicke geflochtene Achselstücke, rote, goldbestickte Spiegel am Kragen: Auch das noch! Ein General!

Ich schlage die Hacken zusammen.

Er mustert mich von oben bis unten.

„Wie heißen Sie?“

„Fähnrich Lingen, Exzellenz.“

„Alter?“

„17, Exzellenz.“

„Wo haben Sie das E. K. bekommen?“

„Munitions- und Nahkampfmittelkolonne. Somme, Flandern, Cambrai, Arras.“

Ich stehe wie eine Kerze.

„Nächstens etwas weniger vorlaut!“ Er hebt zwei Finger zum Mützenschild. —

Die Kolonne finde ich nicht.

Durch die Frühlingsnacht fahre ich dann nach Hause. Der Himmel ist bedeckt. Es ist ganz dunkel. Die Front wetterleuchtet.

Die Straße hat oft Trichter, in die ich im Dunkeln mit dem Rad stürze. Recht zerschunden komme ich bei Morgengrauen zurück.

„Na?“ Gattner löffelt im Kaffee herum.

„Habe die Kolonne nicht gefunden.“

Er kneift ein Auge zu: „Sie können mir nichts weismachen, — war ‚sie‘ wenigstens nett?“

Dann liegen wir wieder in Stellung.

Das ist jetzt noch viel trostloser als früher. Wir haben wenig Hoffnung, daß es noch einmal zum richtigen Bewegungskrieg kommt, und liegen nun in dem Gelände, in dem jahrelang der Großkampf getobt hat, über das die Siegfriedbewegung, die Sommeschlachten, der Cambraidurchbruch und die große Offensive gegangen sind. Wie soll dieses Gelände noch eine Spur von Erträglichem behalten haben?

Jetzt, zwei Monate nach dem Sturm, beginnt schon alles zu überwuchern, aber die Narben des Krieges sind doch viel zu stark, als daß sie sich wegwischen ließen. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß diese Narben je verschwinden werden.

Wir liegen in einem Dorf, das nur der alte Frontsoldat noch als solches erkennen kann. Keine Hausmauer ist mehr als einen Fuß hoch. Überall macht sich Unkraut breit.

Das Dorf liegt an einem kleinen Hügel.

In einem alten englischen Schützengraben haben wir uns eingenistet. Da haben wir tiefe, gut ausgebaute Stollen gleich neben den Unterständen, können die Gräben überdecken, so daß wir gegen Fliegersicht und Regen geschützt sind und auch umherfliegende Splitter wenig zu fürchten haben.

Man muß sich allerdings zuerst etwas daran gewöhnen, denn es ist nicht ganz einfach, auf — oder eigentlich in einem Schlachtfeld der größten Kämpfe der Weltgeschichte zu leben.

Wohl sind die meisten Toten beerdigt, überall sind ja riesige Massengräber ausgehoben, und um uns herum ist ein Wald von Kreuzen. Ganze Kompanien liegen in einem

Grab, und fast jedes davon trägt das Datum „21. März 1918“ —. Aber immer wieder stoßen wir beim Durchstreifen der Gräben und Stollenlabyrinthe auf Leichen, die nun schon Monate hindurch unbeerdigt liegen. —

„Die Kolonne fährt Schotter für den Straßenbau! — Haben Sie Worte, Lingen? — Haben Sie sich so Ihre Kriegstätigkeit vorgestellt? Da eilt man sich, um nur ja noch rechtzeitig vor Kriegsschluß an die Front zu kommen, macht die tollsten Offensiven mit und schließlich versackt das alles in einem Straßenbaukommando. Daher der Name Nahkampfmittelkolonne, weil die alten Germanen sich beim Nahkampf mit Steinen geworfen haben. Pfui! Was ist die Welt häßlich! Und zwischendurch sammelt man verwesende Leichen, tritt Ratten tot und frißt ‚gedämpfte Fußlappen‘ oder ‚gefallenen Stoppelbart‘.“

Leutnant Gattner läuft empört im Graben zwischen unseren beiden Unterständen hin und her.

„Und nicht mal schießen können wir. Wenn die anderen Dreck auf den Kopf kriegen, können sie wenigstens losballern, oder sie spielen Scharfschützen, oder rattern mit dem MG. dazwischen, oder werfen zur Abwechslung mal ein paar Handgranaten, um wenigstens die schlimmste Wut loszuwerden. Nur wir müssen wie die frommen Lämmer alles über uns ergehen lassen, ohne uns wehren zu können. So ein Saudreck, meine Herrn!“

Er springt plötzlich mit einem Satz zur Seite.

„Selbst die Viecher machen sich über einen lustig.“ Eine dicke Ratte rennt ihm zwischen den Füßen durch.

Jetzt ist er einmal im Zug und hört so bald nicht auf, denke ich, und richtig, er nimmt den Faden wieder auf.

„Wenn die Batterie schnell eine kleine Feuerpause einlegt, dann müssen wir weitermachen, als wäre überhaupt nichts los. Und dabei sitzen wir ständig auf Granathaufen, stehen stundenlang im Munitionsdepot im Feuer und dürfen so 'n Ding nicht einfach fallen lassen, wenn irgendwo ein Brocken einhaut, wie man ein MG. einfach mal in die Gegend hinrotzt, um den Kopf wegzustecken. Oh, was ist das für ein ekelhafter Krieg!"

„Ich meine, es ist ja einerlei, wie wir unsere Pflicht tun. Wir sind eben Rädchen im ganzen Mechanismus, und was mir das Wichtigste ist, wir sind Fronttruppen."

Er schnauft ungeduldig. „Na ja, uns ist es das Wichtigste. Es kann einen eben doppelt wild darum machen, wenn man sieht und hört, wie die anderen Truppengattungen über uns grinsen und ihre faulen Witze reißen. Als ob wir nicht ebenso, ja mindestens ebenso, unsere Knochen aufs Spiel setzen wie die Brüder!" Wütend läuft er hin und her.

„Was braucht denn uns das aufzuregen? Wir wissen ja genau, daß wir mehr Feuerstunden hinter uns haben als mancher Truppenteil, der im Heeresbericht steht. Ich finde, es kommt nur darauf an, ob wir vor unserem eigenen Gewissen als Frontsoldaten bestehen können: Und das können wir unbedingt!"

„Ja, wie das Veilchen, das im Verborgenen blüht. Sehr gut, Lingen. — Na, hol's der Mist!" Erbost wirft er seinen Zigarettenstummel weg. —

„Also auf! Ihr Hoch- und Tiefbauunternehmer!" Gattner reicht mir die Hand hinauf, als wir am nächsten Morgen in der ersten Dämmerung aus dem Lager rollen. — Ich reite neben den Gespannen her. Wir sind alle noch reichlich unausgeschlafen. Nur durch Anzünden einer Zigarette an der anderen halte ich mich wach.

Dazu ist es recht frisch. Aber wir haben die Mäntel zu Hause gelassen, weil es doch sicher nachher wieder brutheiß wird. Auch den Stahlhelm habe ich nicht aufgesetzt. Seine drei Pfund drücken im Sommer reichlich und der lächerliche Kontrast wird noch größer, wenn man im Stahlhelm Straßen baut.

Die Sonne geht auf. Die Luft ist taufrisch und die Front rollt nur mäßig. Wir marschieren durch altbekanntes Gebiet. Tausend Erinnerungen von der Offensive wachen auf. Da muß das schöne Proviantdepot gelegen haben, und dahinten fuhr die Batterie im Feuer auf.

Nun ist hier eintönige, immer neu aufgewühlte Steppe, in der wohl nur Ratten hausen. Zwischen der Unzahl Granattrichter steht oft ein Wald von schlichten, weißen Kreuzen. Es ist ergreifend, diesen Totenwald zu sehen, über dem der leichte Frühnebel liegt.

Aber das Bedrückendste ist die ungeheure Leere des Schlachtfeldes, von der sich wohl nur der eine Vorstellung machen kann, der mitten drin lebt.

Je höher die Sonne steigt, desto stärker empfindet man die Trostlosigkeit dieser Kampfzone. Die Luft beginnt dann zu flimmern, die Hitze drückt uns in den heißen Uniformen, die für Winter und Sommer gelten, die Füße in den klobigen Stiefeln werden doppelt schwer und der Durst quält uns hartnäckig. Denn die meisten Brunnen sind verseucht.

An verrosteten Drahtverhauen und riesenhaften Flächen leuchtend roten Mohnes vorüber geht's nach vorne. Nun wacht auch schon der Geruch des Schlachtfeldes auf, der verrät, daß noch viele Unbeerdigte hier umherliegen. Dieser

süßlich-modrige Gestank kriecht aus allen Mulden, aus allen Gräben und aus allen Trichtern hervor, — verfolgt uns auf Schritt und Tritt.

Dicht an der Straße liegen gefallene Gäule. Ihre Hufe bewegen sich, wenn die Gase fauchend die aufgetriebenen Bäuche verlassen. Milliarden grünlich schillernder Fliegen umschwärmen sie.

Dann wieder eine zerschossene Feldküche mit madenzerfressenen Gäulen. Das Gelände liegt offenbar zu viel unter feindlichem Feuer, als daß sich durchziehende Truppen damit aufgehalten hätten, Bratenstücke aus den Kadavern zu schneiden.

Batterien sind tief im Gelände eingebaut und so gut verdeckt, daß wir jetzt während der Feuerpause kaum etwas sehen. Selten treffen wir ein paar Mann auf der Straße.

Endlich kommen wir an den ersten großen Ladehaufen.

„Unteroffizier Ohlsen bleibt mit den Gespannen Meyer II, Peltzner, Lehmann I, Erdmüller, Pietscher, Diebacher und Stamm hier zum Laden. Sie fahren dann hier geradeaus bis zum Kaff und pendeln immer hin und her. Wir biegen hier schon ab und bleiben links oben auf der Höhe. Ich komme immer wieder herüber."

„Jawohl, Herr Fähnrich."

Über einen Hügelrücken kommen wir an ein Dorf, von dem aber noch verhältnismäßig viele Häuser mannshohe Mauern haben. Hier laden auch wir unsere Steine auf. Dann fahren wir noch ein ganzes Stück und kommen endlich in einen Hohlweg, in dem an der Straße gearbeitet wird. Sogar eine Dampfwalze ist in Tätigkeit, was natürlich den kriegerischen Eindruck der Angelegenheit nicht gerade hebt.

Der Hohlweg läuft dann in eine offene, auf dem Höhenrücken entlanglaufende Straße aus. Da gleich auf dem nächsten Höhenzug deutlich erkennbar die englische Stellung liegt, ist das Gelände gut eingesehen. Überall sind deshalb Verkleidungen angebracht, damit der Feind uns nicht direkt in die Karten sehen kann. Richtige Deckungsmöglichkeiten sind aber nicht vorhanden.

So reite ich hier oben eigentlich mit etwas gemischten Gefühlen entlang. Aber alles ist ruhig.

„Von 5 bis 9 Uhr haben wir hier meist Ruhe, dann wird es wieder lebhaft bis zum Mittag. Dann macht Tommy seinen Mittagsschlaf, legt bis zum Abendessen etwas kräftiger los und schießt jede Nacht reichlich, um den Munitionskolonnen und der vor- und zurückgehenden Infanterie das Leben sauer zu machen." Der Pionier-Unteroffizier blickt über das Feld.

„Das geht jetzt schon seit Wochen so. Jeden Tag haben wir hier ein paar Tote oder Verwundete und jede Nacht auch." Er stopft mit dem Daumen die Pfeife nach. Die durchschwitzte Mütze hat er zurückgeschoben. Ihr Lackschirm ist matt und rissig.

„Ja, was meinen Sie denn, wie lange wir hier Schotter fahren müssen?"

„Ach, das geht noch sicher ein paar Monate so weiter." Er kratzt sich mit dem Mützenschirm den Hinterkopf. „Die Straße ist wohl für eine neue Offensive gedacht, aber was wir am Tage mühsam zustande kriegen, wird jede Nacht wieder zerschossen. Da gibt es immer Arbeit." —

Ich reite zu Ohlsen hinüber. Auch da ist alles in Tätigkeit. Karren um Karren kommt angeknarrt und lädt polternd seine Last ab.

„Nichts los, Herr Fähnrich." —

Eigentlich komme ich mir recht überflüssig vor. Schutzmannsarbeit liegt mir nicht und ich sehe nicht gerne untätig zu, wenn andere arbeiten.

Pietschers Gaul lahmt etwas. Ich steige ab und hebe seinen linken Hinterhuf hoch.

„Da habe ich auch schon nachgesehen, Herr Fähnrich, der hat sich wohl nur vertreten."

Ich stochere den Dreck heraus. Nichts ist zu sehen.

Seitlich gurgelt eine einsame Granate ihres Weges. Alles sieht natürlich auf. Gleich darauf quillt eine Dreckwolke am anderen Ende der Straße hervor.

„Das ist die verfluchte Dampfwalze, die immer die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Wenn die hier walzt, kriegen wir immer Zunder."

Ich sehe lieber doch mal nach, gebe dem Gaul Schenkeldruck und galoppiere hinüber. Die Hälfte des Weges habe ich noch nicht hinter mir, da bricht wieder ein Dreckkegel hervor. Und gleich darauf ein weiterer.

Wieder empfinde ich das eigenartige Gefühl, das wohl jeden Frontsoldaten befällt, wenn er aus ruhiger Gegend in das vor ihm aufbrodelnde Feuer geht. Das ist ausgesprochen unangenehm, aber ich schäme mich nicht. Mit der Erfahrung vieler Feuerstunden gehe ich hinein, weil es sein muß, nicht aus Leichtsinn oder weil ich die Gefahr geringachte.

Nichts ist geschehen. Alle drei Granaten sind neben der Straße eingeschlagen und haben nur einzelne Splitter und Steine herübergeworfen.

Die nächste Granate geht über uns weg in den Grund. Die Gespanne pendeln ruhig weiter, die Dampfwalze faucht und knarrt, aber alle arbeiten hastiger.

Die folgende Granate liegt auf der Böschung, reißt Faschinen herunter und schüttet die Straße voll. Dann müssen wir uns hinwerfen, denn der nächste Einschlag liegt sehr dicht. Meinen Gaul habe ich festgebunden und klopfe ihm den Hals.

Uiiih—kremm!!

Hoch wirbelt Staub und Schutt. Splitter, Lehm und Steine furren heran. Schreien. Wir springen hin. Ein Pionier hat einen klaffenden Riß am Arm. Während wir den Ärmel aufschneiden, faucht es schon wieder heran. Helbert, der gerade ablädt, bricht klagend in die Knie. Splitter im linken Oberschenkel.

Es gurgelt wieder über uns weg. Krachend bricht eine Wolke aus dem Grund. Dann wieder mitten auf der Straße. Tagelange Arbeit ist vernichtet, die ganze Straßensohle aufgerissen.

Nun scheint es drüben auch loszugehen.

„Bockert, wieviele Fuhren haben wir noch?"

„Fünf."

„Gut, Adamczak und Hofbauer nehmen die Verwundeten mit und fahren hinter, von den anderen bringt noch jeder eine Fuhre und fährt dann automatisch nach Hause. Ich reite zu Ohlsen hinüber."

Der Rückweg ist auch nicht schön. Mein Gaul tanzt wie verrückt, sobald er eine neue Granate heranjaulen hört. Ich muß mich sehr beherrschen, um ihm meinen Willen entgegenzusetzen.

Bei Ohlsen sind sie auch noch immer an der Arbeit.

„Keine Verwundeten. Noch sechs Fuhren."

„Also gleich, Meyer II und Stamm, zurückfahren. Wer von den anderen fertig ist, kann von alleine zurück."

Es wird bereits sehr heiß. Ich blicke auf die Uhr. Es ist schon 10 vorüber.

Schon wieder kracht es, diesmal mehr unten auf der Straße.

Der wirbelnde Staub benimmt einem den Atem. Nun haut eine ganze Gruppe vor uns in den Grund. Wolken brechen hervor.

Dann reite ich müde im Sonnenbrand neben dem letzten Gespann zurück. Wir haben alle den Rock geöffnet. Der Durst peinigt uns. Einmal bringt uns eine nah einschlagende Brisanzgranate in Galopp.

Der Rückweg scheint doppelt so lang zu sein wie der Vormarsch. Die Luft flimmert. Hoch oben ziehen Flieger ins Hinterland. Kein Lüftchen regt sich. Leichengestank brütet schwer auf allem.

„Na, ihr Bauunternehmer, denn man ran zum Gulaschpiefke!" Der Leutnant haut mir auf die Schulter, daß ich es spüre. Sonderessen gibt es bei ihm nicht.

„Der Fettqualster muß eben so anständig kochen, daß ich die Schmiere auch fressen kann. Sonst hat die ganze Sache keinen Sinn."

Wir setzen uns an einen kleinen Tisch ein paar Schritte neben der Feldküche unter einer Laube, die aus einigen Pfosten mit darübergelegten Matten besteht. Fink bringt das Essen heran, während die Leute in langer Reihe anstehen.

„Na, schmeckt's?" ruft der Leutnant dem Wachtmeister hinüber, der sich mit seinem Napf auf eine Kiste gesetzt hat.

Es ist gut, daß wir immer beim Mannschafts-Essen dabei sind; so fühlt sich Schubert, der Koch, stets unter Kontrolle,

und jeder, der das Geringste auszusetzen hat, kann es gleich an Ort und Stelle sagen.

Dann lege ich mich schlafen, bis mich der Leutnant zum Spazierengehen abholt.

Die Schatten sind schon lang, es ist aber immer noch recht drückend. Ich beneide Gattner um seine dünne Leinenuniform.

Wir streifen durch die zerfallenen Gräben, sehen uns hier ein altes Minenfeld an und da eine zerstörte Ortschaft. Überall treffen wir im Gelände Leute, die umherschlendern und nach Messing und anderen wertvollen Sachen suchen. Die Sammelstelle zahlt ihnen dafür Prämien.

Ein paar Tage später gehe ich allein zwischen alten Stellungen spazieren und treffe im hohen Gras auf einen Tank, der wenig zerschossen ist. Ich klettere hinein und betrachte alles gründlich. Steuer und Bremshebel gehen schwer, wohl weil sie stark verrostet sind. Es muß nicht schön sein, im Feuer in diesem eisernen Ding zu sitzen. Nachdenklich steige ich hinaus und bin eben ein paar Schritte weiter, als ein heftiger Schlag die Stille zerreißt. Ich fahre herum. Ein Splitter saust dicht an mir vorüber. Qualm bricht aus dem Tankinnern.

Erschreckt gehe ich um das Ungeheuer herum. In einem Trichter auf der anderen Seite hocken zwei Mann, eifrig mit irgend etwas beschäftigt. Rumm, kracht es wieder und nun stürzen beide auf den Tank los, klettern hinein und sammeln sich unter den umherliegenden Teilen die Messing- und Kupferstücke heraus.

Sie hatten, bevor ich kam, die Zündladung unter dem Motor angebracht und, während ich ahnungslos

mir das Innere des Tanks betrachtete, die Zündschnur angesteckt.

Nächstens werde ich mich erst vorher vergewissern, ob nicht wieder Messingsammler in der Nähe sind.

Abwechselnd ziehen wir aus zum Schotterfahren, einmal führt der Wachtmeister, dann wieder der Leutnant oder ich. Tag für Tag hat die Kolonne geringe Verluste. Auch dieser Kleinkampf zermürbt.

Eines Morgens reite ich vom Ladeplatz zum Straßenbau hinüber. Links, etwas abseits, steht ein Bahnwärterhäuschen. Ich wundere mich, daß es noch ein Dach hat. Von der Bahnlinie selbst ist kaum noch etwas zu sehen.

Gedankenlos pfeife ich vor mich hin, denn es ist erst halb neun, und die Engländer fangen ja vor neun nicht an zu schießen.

Plötzlich heult es in der Luft. Ich schrecke auf. Mein Gaul bewegt erregt die Ohren. Schwarzbraun steigt ein Lehmkegel hoch. Ich reite weiter. Deckung fehlt weit und breit.

Uiiih!!

Der Gaul tänzelt nervös. Ich halte ihn am Zügel.

Einschlag links, dicht neben der Straße.

Ich dränge mein Pferd rechts herunter.

Neues Jaulen.

Wieder links.

Klumpen kommen herüber. Ich ducke mich.

Uiiih!!

Einschlag rechts.

Also wieder auf die Straße.

Der Gaul will kehrtmachen. Ich presse ihn mit den Schenkeln in meinen Willen.

Wieder Dreckkegel rechts der Straße.

Ein Soldat kommt mir vom Hügel entgegen.

Uiiih—kremm!!

Rechts. Diesmal ganz dicht an der Straße, mehr zu dem Mann hin. Der läuft —

Uiiih!!

Springt in den eben entstandenen Trichter.

Ramm!! Dicht links an der Straße, fast in seiner Höhe. Ich bin schon viel näher an ihn herangekommen.

Uiiih!!

Mit einem Satz ist er heraus, sein Arm leuchtet im Verband. Er taucht schnell in den neuesten Trichter.

Kremm!! hinter mir.

Brafz!! hinter mir.

Der Mann rennt mir entgegen.

Ich reiße den Gaul hinüber.

Galoppiere.

Jaulen erfüllt die Luft.

Ramm!!

Ramm!!

Übermächtig brechen zwei Kegel hoch.

Mein Pferd steigt. Ich klemme mich mit den Beinen fest, lasse die Zügel locker, drücke dem Tier die Sporen in den Leib.

Ein Menschenkörper wirbelt in der Erdfontäne.

Schlägt hart vor mir auf die Straße.

Der Gaul dreht sich — ein Satz.

Ramm!!

Karriere. Ich liege ganz flach auf dem Hals des Tieres. Ramm!!

Ich reiße es von der Straße.

Dreckkegel steigen neben mir auf.

Rechts —

Links —

Überall brechen sie aus der Erde.

Wir rasen.

Einschläge überall.

Das Bahnwärterhäuschen vor uns.

Deckungsmöglichkeit!

Ich halte dahinter.

Ramm!!

Herunter vom Pferd.

Kramm! Ziegel poltern herab. Der Gaul geht hoch.

Gleich bricht alles wohl zusammen.

Der Gaul wirft den Kopf zurück, geht hoch, schlägt mit den Vorderhufen nach mir.

Uiiih!!

Ein Mann rennt vorbei. In einen Stolleneingang gleich neben dem Haus.

Ramm!!

Kalkstaub wirbelt. Steine fliegen.

„Alles besetzt," schreit einer mit überschlagender Stimme. Hustet dann rauh.

Wird schon noch gehen, denke ich.

Binde den Gaul an einen Pfahlstumpf. Er sträubt sich, keilt aus.

Eine Granate rauscht heran.

Ramm!! — Die Mauer bröckelt nieder.

Mit einem Satz bin ich am Stollen. Selbst an der obersten Stufe drängen sie sich. Zwecklos, da Schutz zu suchen!

Krautz!!

Ich liege auf der Erde. Schutt fällt über mich.

Nur weg! weg!

Der Gaul ist in die Knie gebrochen. Er reckt den Hals, reißt an den Zügeln. Ich will ihn losbinden, aber er zerrt zu stark. Ich rucke ihn ins Maul, daß er nachgibt.

Es gurgelt schon wieder heran.

Kracht!!

Das Pferd ist frei.

Uiiih!!

Die Augen treten ihm aus dem Kopf, haben nur noch Weißes. Die Nüstern blähen sich. — Uiiih!! — Instinktiv klopfe ich ihm den Hals. Er weicht entsetzt zurück, schnaubt.

Es ist da!

Ich habe nicht die Empfindung eines Krachs. — Es ist da! — Das kommt wie eine unentrinnbare Erkenntnis über mich: Es ist da, schreit es in mir auf.

Schmerzen machen mich ganz wach. Heftiges Würgen ist in mir. Wir wälzen uns auf der Erde. Ein Huf zuckt dicht an meinem Auge. Ich stehe, reiße den Gaul auf die Beine.

Nur weg! Nur weg, ergreift es mich neu.

Das Pferd dreht sich mit irren Augen, weicht vor mir zurück. Ich will den Sattel greifen. Verdammt, der Steigbügel pendelt wild umher. Das Tier tritt auf meinen Fuß.

Ich boxe es mit aller Kraft, bekomme den Sattel zu fassen, schwinge mich hoch, presse die Schenkel an, Sporen, Galopp.

Überall Erdwolken, Splitter, Einschläge. —
Galopp, Erdwolken, Splitter.
Dann Ruhe. —

Die große Straße. — Meine Leute karren wie immer. Ohlsen lacht und bewegt die Lippen. Sagt etwas. Ich beuge mich zu ihm, aber verstehe nichts, springe herunter.

Er zeigt auf mein Gesicht und schüttelt den Kopf. Ich fühle mit der Hand nach. Sie ist ganz schwarz vom Pulverdampf.

In der Mulde steigen noch immer Kegel hoch. Seltsam, wie die Erde geräuschlos hochgeworfen wird. Nur ein gleichmäßiges Summen ist in meinen Ohren.

Das Feuer wandert scheinbar planlos über das verwüstete Land, beunruhigt einmal hier und einmal dort. Nun tastet es sich wieder näher. Ein paar Granaten krepieren bei uns, dann liegt das Störungsfeuer in der Mulde zwischen unserer Straße und der ersten Linie.

Auf dem Rückmarsch suche ich mit einem Gespann nach dem Soldaten, den die Granate vor mir durch die Luft wirbelte. Wir finden nichts. Eine andere hat ihn wohl in Atome zerrissen oder mit ihrem Erdschwall mitleidig zugedeckt ...

Gattner sitzt an seinem Schreibtisch aus Kistendeckeln und qualmt wütend die ganze Bude voll.

„Jetzt sehen Sie sich diesen Zinnober an, der einen bis nach vorne verfolgt." Er lehnt sich zurück und liest mit theatralischer Stimme vor:

„Ruchlose Hände plünderten in der Nacht vom 5. zum 6. ds. Mts. den Gemüsegarten des Generalkommandos.

Die starken Stacheldrahtverhaue sind fachkundig durchschnitten worden. Auch das angebrachte Schild ‚Was gelernt, ist gelernt' deutet darauf hin, daß als Täter nur besonders ausgebildete Mannschaften in Frage kommen. Die Truppenteile haben strengste Untersuchung einzuleiten."

Ich überlege und rechne nach. — „Ja, zu der Zeit sind wir noch in Ruhe gewesen."

„Es hat uns auch manchmal gut geschmeckt," bestätigt Gattner, „aber was verdaut ist, interessiert mich grundsätzlich nicht mehr."

Abends treffe ich beim Spazierengehen im ganz verwucherten Gelände wieder auf einen Tank. Es ist ein sehr heißer Tag gewesen. Leichendunst liegt auf allem.

Ich sehe mir den Kampfwagen genauer an. Er ist braunrot verrostet und zeigt Spuren von Granatsplittern und Schüssen. Dann schaue ich durch die vorderen Sehschlitze und pralle unwillkürlich zurück. Ein zusammengesunkenes Skelett glotzt mich an. Unter dem englischen Stahlhelm fallen lange Haare filzig hervor. Die Nägel sind krallenartig lang und gelb.

Eines Nachmittags bringt mir Fink ein Feldpostpäckchen, das er sonderbar weit von sich streckt, und macht sich eilig aus dem Staube. Das Paketchen enthält zwei von Mutter mühsam gehamsterte Eier, die nun schon wochenlang hinter mir herreisen. Aus den Ecken trieft Kunsthonig. —

Beim schwachen Leuchten eines Hindenburgbrenners lese ich abends im Bett den „Wanderer zwischen beiden Welten" von Walter Flex.

Manchmal zischt es auf, wenn ein Ohrwurm von der Decke in die Flamme fällt. Ratten pfeifen und draußen krachen die allnächtlichen Fliegerbomben, umbellt von Flak.

Ich lege mich zurück. Über mir schaukelt mein Proviantsäckchen an einer Schnur von der Decke, damit die Ratten nicht drankönnen, die nachts Zigarrenkasten durchbeißen und Kartoffeln aus der Kiste holen. Der Beutel schwankt und nun kommt eine fette Ratte lauernd zum Vorschein. Auch dieses Aufhängen hilft also nichts.

Mit einem Wurf der Streichholzschachtel zwinge ich sie zum Absprung.

Dann lese ich weiter bei dem zischenden Flämmchen und vergesse für Augenblicke, daß ich morgen wieder im Feuer Schotter fahren muß. Es ist so ungewohnt, einmal wieder den Eindruck eines Buches zu spüren.

Rang! Rang! krachen draußen die Bomben, oder ist es der Einschlag einer Granate?

Ich lösche das Licht, höre einen Augenblick das Knistern und Wispern im Stroh, dann schlafe ich.

Als ich am folgenden Mittag vom Schotterfahren zurückkomme — wir haben ein leichtverwundetes Pferd —, ist Gattner mit Fink und drei Mann mit Schaufeln eifrig an der Arbeit.

„Jemand verschüttet?" frage ich besorgt.

„Nee, aber der Gestank ist überhaupt nicht mehr auszuhalten. In unserem Fußboden müssen Leichen liegen."

Der Geruch wird tatsächlich schlimmer. Wir qualmen schon dauernd, um es einigermaßen aushalten zu können. Bald stoßen sie auf Leichenreste, die einfach eingestampft

worden sind, weil man sich mit Begräbnissen im englischen Graben anscheinend nicht lange hat aufhalten wollen. —

Abends sitzen wir oft „im Rosenhag", wie der Leutnant eine zerbröckelte Mauer nennt, an der kleine rote Rosen ranken. Die Luft ist kühl, aber immer noch geistert der Verwesungsgestank überall.

Die Leute sitzen auf Steinhaufen und Balken und singen Heimwehlieder.

Heute hat Gattner wieder einen Toten zurückgebracht; Pietscher, der nächste Woche auf Urlaub sollte. Zwei kleine Kinder warten auf ihn.

„In der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiederseh'n"

singen die Leute schwermütig langgezogen. Heute fehlt die eine Stimme. Wer wird morgen fehlen? frage ich mich unwillkürlich.

Immer wieder, wenn ich abends an der Mauer zwischen den Rosen lehne, die vor Jahren vielleicht die Frau Bürgermeister mit vieler Liebe gepflanzt hat, denke ich daran: Heute fehlt der. Wen wird sich morgen wahllos das Schicksal herausholen?

Die Pferde sind sehr unruhig, stampfen und rasseln mit den Halfterketten. „Heute nacht werden sie wohl hereinkleistern," sagt Stamm und schnuppert in die Luft. Ich stehe auf und gehe durch die Ställe.

Der Hans, der heute einen Splitter in den Hals bekommen hat, wiegt den Kopf unruhig hin und her. Er versucht sich zu reiben und keilt unvermittelt um sich. Ich blitze die Taschenlampe an. Zwei Ratten haben sich an seiner Wunde festgebissen und die verhältnismäßig kleine Verletzung ganz groß gefressen. Nur mit Mühe sind die Biester herauszureißen. —

Ein Feldwebelleutnant von den Pionieren fährt in einem Panjewägelchen über die neue Straße. Er schimpft unter einer dicken Schießbrille hervor.

„Saubetrieb ist das hier. Ihr arbeitet zu wenig. Man sieht ja überhaupt keine Fortschritte!“

„Was tags gearbeitet wird, zerschießt der Tommy bei Nacht, wenn es nicht schon bis dahin kaputtgeschossen ist,“ entschuldigt sich der Pionierunteroffizier.

„Ach was, werde Sie in den Graben stecken lassen!“ kräht der Feldwebelleutnant.

„Darf ich Herrn Leutnant darum bitten,“ erwidert der Unteroffizier ruhig, „ich habe da mehr Aussicht, lebendig nach Hause zu kommen.“

Der Feldwebelleutnant fährt weiter.

Auf dem Heimweg werden wir von drei englischen Jagdfliegern angegriffen. In ein paar Meter Höhe umkurven sie uns, auf den Flügelspitzen stehend, aber treffen nicht. Dann steigen sie steil in den blauen Himmel, an dem langsam ein paar große Sommerwolken vorübertreiben. Die Luft flimmert.

Wir fahren durch eine Batterie, die sich in einem Hohlweg eingenistet hat. Die bunt besprenkelten Geschütze sind gegen Fliegersicht mit Matten gedeckt. Die Räder sind mit Brettern gegen Einsinken geschützt. —

„Lingen, Sie dürfen auf keinen Fall mehr ohne Waffen hier im Gelände umherstrolchen.“

Ich sehe erstaunt den Kommandeur an.

„Ja, von der Nachbarkolonne ist ein Mann vom Spazierengehen nicht zurückgekehrt. Man nimmt an, daß er in den verlassenen Stellungen von Kriegsgefangenen, die zur Front zurückwollen, umgebracht worden ist.“

„So was gibt es doch gar nicht.“

„Doch, neulich sind welche irgendwo zwischen Arras und Péronne gefaßt worden. Jetzt sind Belohnungen ausgesetzt.“

Das wäre eine Sache für mich, denke ich, und mache mich nun jeden Nachmittag ans Durchstöbern von Unterständen, treffe aber niemanden und bringe Pistole und Eierhandgranaten immer wieder enttäuscht nach Hause zurück. —

Einmal bin ich mit der Untersuchung der Reste eines abgeschossenen englischen Flugzeuges beschäftigt, als es neben mir im Grase raschelt.

Ich habe das unbestimmte Gefühl, als schleiche etwas irgendwo, stehe lauschend und greife unwillkürlich zur Waffe.

Ein sehr großer Hund tritt aus dem hohen Steppengras, ein Wolfshund, mager und struppig. Die Flanken zittern die Zunge hängt rot heraus. Halsband hat er nicht.

Ich lege an, aber schon taucht er wieder unter. Ich streife hinterher aber das Unkraut verfängt sich in meinen Sporen, daß ich stolpere. Das Tier sehe ich nur noch einmal kurz.

„Rittmeister Maasmann, dessen Kolonne drei Kilometer von uns liegt, hat neulich einen Wolf geschossen,“ sagt Gattner später. „Die wechseln die Front entlang. Zu fressen gibt es ja genug. Und die Ardennen und die Argonnen hatten auch im Frieden noch Wölfe ...“

„Mensch, Lingen, der Krieg fängt wieder an!“ überrascht mich der Leutnant eines Nachmittags beim Briefeschreiben.

Ich sehe auf. „Wußte noch gar nicht, daß er zu Ende ist.“

„Wir haben ausgeschottert, heute nacht wird wieder Munition gefahren. Nahkampfmittel. Endlich! Die erste Führung nehme ich.“

Wir laden Handgranaten für die Infanterie.

Schon kleistern die ersten schweren Dinger dicht beim Depot in die Gegend. Wir sehen nicht auf, wissen nun längst, wie so etwas aussieht. Wir hasten nur noch mehr und fluchen, als die ersten Lehmklumpen, vermischt mit Steinen und Eisen, umherfliegen.

Dann sind wir glatt auf der Straße, liegen im Galopp, um aus der Feuerzone herauszukommen. —

Es wird ruhiger, die Gäule fallen in Schritt zurück. Aber immer wieder zwingen Feuereinlagen zur Eile.

Die Nacht ist sehr dunkel. Ein unangenehmer Wind weht, vermischt mit Regen. Hinter mir kauert der Führer. Er flucht unaufhörlich.

„So 'nen Dreck, hier ohne Deckung rumzugondeln, mit 'nen paar hundert Handgranaten unterm Hintern! So 'ne Gemeinheit — nee, so 'ne Gemeinheit! Im Graben kannste wenigstens deinen Wasserkopf wegstecken, aber hier, so uffm Wagen! Ich danke, meine Herren!"

Bei jeder einzelnen Granate, die in der Nähe krepiert, steigert er sein Schimpfen. Ich muß über seine Empörung lachen. Uns ist das Fahren im Feuer selbstverständlich geworden. Wir kennen es ja nicht anders. —

Endlich sind wir da. Der Führer behauptet es jedenfalls. Woran er es gemerkt hat, daß hier in der Nacht irgendwo Menschen hausen, weiß ich nicht.

Ich steige ab. Er zieht mich am Ärmel zu einem Stollen.

Die Stufen sind glatt und meine Stiefel lehmverschmiert. Ich rutsche aus, poltere die Treppe hinunter und haue gegen eine Kiste, auf der einer sitzt. Ich stehe mühsam auf.

Ein Leutnant sieht mich verärgert an.

Ich melde kurz.

Vorn am Waffenrock fehlt ihm ein Knopf. Etwas wie Sympathie wacht in mir auf, weil er ebenso dreckig ist wie wir.

„Laden Sie draußen ab. Neumann, zeigen Sie die Plätze." Er sieht mich kurz an und schreibt weiter.

„Kann ich ein paar Leute zum schnelleren Entladen bekommen, Herr Leutnant?"

„Holen Sie ein paar Mann, Neumann."

Draußen haben sie einfach schon angefangen abzuladen. Überall kracht es. Nun gibt es natürlich Stunk.

„Schleift euren Zinnober selber in die Ecke, die euch paßt! Was unten liegt, bleibt liegen. Weisen Sie uns die Plätze an."

Fluchend geschieht es.

Wir laden weit auseinandergezogen. Ich bin bei den allerentferntesten Gespannen.

Es ist so dunkel, daß ich nur das Nächstliegende schwach erkenne. Mir ist, als käme dahinter überhaupt nichts mehr. Als hörte da die Welt auf. Als müßten ein paar Schritte genügen, um dann irgendwo ins Weltall zu fallen.

Jede geographische Vorstellung versagt. Begrenzungen erscheinen mir nur, wenn ich hier oder dort das Blitzen eines Einschlages oder das Zerplatzen eines Schrapnells sehe. Dann ist es für einen Augenblick, als sei da hinter dem Rande der Welt doch noch etwas anderes.

Krach!!

Schreie wehen herüber.

Wohl Treffer beim Abladen?

Ich stolpere los. Die Stiefel rutschen bei jedem Schritt.

Den Wind eines vorüberfurrenden Splitters fühle ich an der Backe.

Romm!!

Etwas ergreift mich. Ohne Halt straucheie ich. Schmerz flammt auf.

Dann nichts. —

Vielleicht lange.

Ich schlage die Augen auf: alles ist schwarz.

Würgen am Hals.

Was ist das?

Auf meinem Kopf muß ein Sandsack liegen. Preßt ihn, zerpreßt ihn. Ich schnappe nach Luft. Wasser steigt mir in die Nase. Husten rüttelt mich.

Mein Kopf ist dumpf. Ich richte mich hoch. Meine Hände greifen in Erde. — Etwas war. — Aber ich kann mich nicht recht besinnen, was war.

Kremm, ssssssuuuuurrrrr. Zschischschsch.

Ein Schlag an meinen Helm.

Nicht stark. Etwas fällt herunter.

Ich greife danach, um sofort die Finger zurückzuziehen: Heiß.

Ramm!!

Dreck spritzt mir in den Mund, daß ich spucken muß.

Herrgott, wenn dich das hier zudeckt!

Grell steht Angst in mir auf.

Keiner hilft dann. Keiner merkt etwas. Keiner vermißt dich. Es denkt wieder in mir. Keiner findet dich je. Das Gefühl des Alleinseins überkommt mich wieder. Es ist wie der krallende Griff einer Hand an der Kehle im Augenblick des Aufwachens, wenn der Traum noch über einem liegt.

Ich reiße mich hoch und stürze los. Die Füße glitschen. Mir ist so dumpf, aber die Angst vor dem Alleinsein treibt mich.

Der Schein eines zerspritzenden Schrapnells blendet mich. Ich halte ein. Kälte legt sich auf einmal über mich. Ich habe mich wieder in der Hand.

Du, zu deinen Leuten! Sachlich und mechanisch denkt es in mir. Wie wenn ich einen Fremden verhören würde.

Der Luftdruck einer krepierenden Granate warf dich in diesen Trichter. Du lagst mit dem Kopf nach unten. Der Stahlhelm war zurückgerutscht, das Sturmband würgte.

Nun Richtung gefaßt und los! —

Ja, so muß es stimmen. Ich stolpere weiter.

Immer Trichter, die ich zu umgehen versuche, um gleich in einen neuen zu tappen. Blitzen überall.

Ich halte ein. Die Richtung kann nicht stimmen. Sicher mehr links.

Auch hier immer nur Trichter, Trichter, Trichter.

Wieder stehe ich und lausche. — Granaten rauschen ihren Weg, kommen irgendwoher, platzen irgendwo. —

Nur immer Granaten.

Gibt es überhaupt noch Menschen?

Ich rufe. — Nur Granaten rauschen.

Ich schreie. — Granaten.

Ich brülle. — Alles geht unter im Rauschen und Krepieren.

Dann schließe ich die Augen. Alle Sinne muß ich zusammennehmen, daß ich die Richtung finde. Der Regen klatscht mir ins Gesicht.

So muß ich gehen, etwas weiter rechts. Ja, so muß es recht sein.

Trichter reiht sich an Trichter. — Umheult, umflutet von Granaten.

Die Richtung muß stimmen. Immer wieder sage ich es vor mich hin, aber glaube es selbst nicht.

Trichter, immer nur Trichter.

Ich bleibe mit dem Stiefel hängen. Bücke mich, reiße mir die Hand: Stacheldraht.

Ziehe den Fuß heraus, beuge mich vor, taste: Stacheldraht.

Eins von den vielen alten Verhauen, die überall und in allen Richtungen hinter der Front laufen, denke ich, und fühle mich entlang. Vorsichtig. Immer wieder reiße ich mich trotzdem.

„Ruhe ist alles," sage ich laut vor mich hin, um meine Unsicherheit zu überdecken. Einmal müssen ja Menschen kommen.

Der Draht hört auf. Ich strauchele gleich, rutsche irgendwo hinunter. Ertaste Lehmwände: ein Graben.

Mit den Innenflächen der Hände fühle ich mich entlang: Erde, — nun Holz. Unbestimmt ist ein Lichtschein unten. Ich tappe: Stufen. Ein Stollen.

„Endlich," ich atme auf.

Dumpf klingen die Bretter unter meinen Tritten.

Eine Tür wird aufgestoßen. Jemand kommt heraus. Seine Gestalt hebt sich vom Hellen ab. Der Helm ist flach.

Ich starre ihn an. Der flache Helm hypnotisiert mich: Engländer!

Nur einen Augenblick, dann reiße ich mich herum, stürze zurück, laufe den Graben lang.

Eine Ecke. — Ich springe hoch, kralle mich mit den Fingern in die Erde. Die Füße rutschen aus, finden Halt.

Schreien hinter mir. Ich zerre mich keuchend hoch. — Blitzen ganz dicht. — Schmerz. — Ich verliere den Halt. — Greife — greife — — .

Aus weißen, drehenden Nebeln steige ich.

Meine Augen wandern umher — schließen sich wieder.

Alles ist leicht. Alles kreist. Weiße Nebel sind überall.

Meine Augen wandern wieder. Balken, Holzstützen, flackerndes Licht.

Bleierne Schwere liegt auf mir.

Balken, eine Tür, Betten übereinander, Brotbeutel, Gasmasken. — Ein Helm, ein flacher Helm.

Meine Augen irren umher, kehren zum Helm zurück. Flach ist der, — ja — flach.

Da kommt mein Erinnern zurück, wie von ganz weit her.

Einer beugt sich über mich, nickt mir zu und redet. Ich verstehe ihn nicht. Will mich aufrichten. Da kommen wieder die Nebel. Kreisen um mich.

Stimmen heben mich aus dem Wesenlosen. Ja, der Helm. Gefangen! Gefangen! schreit es in mir auf.

Die lachenden Gesichter um mich sind schmierig und bartstoppelig.

Immer wieder blicke ich zu dem flachen Helm hinüber.

„Please!" Einer hält mir Zigaretten hin. Ich schüttele den Kopf. Gefangen! Gefangen! hämmert es in mir.

Sie reden untereinander und sehen mich an. Sie nicken mir zu. Ich schüttele immer den Kopf. Daß mir das passieren mußte!

Einer hält mir einen Napf mit schwarzem Kaffee hin und hilft mir hoch. Ich drehe den Kopf weg, mag nichts.

Gefangen, klopft es in mir, gefangen!

Wie der Kaffee duftet! Der Mann legt mir den Napf an die Lippen. Widerwillig fühle ich das Feuchte, nehme einen kleinen Schluck, dann noch einen und wieder einen. Und dann trinke ich hastig, schlürfe, weil mich auf einmal der Durst überfällt. Nun sieht schon der Boden heraus, — nur noch ein kleiner Rest, — leer!

Ich schäme mich, weil ich nun doch getrunken habe.

Die Engländer lachen, freuen sich natürlich, daß sie mich geschnappt haben.

Steif sitze ich mit zusammengepreßten Lippen.

Dumpfheit liegt immer wieder über mir, die alles verschleiert und überdeckt. Aber darunter hämmert es gleichmäßig wie mein Herzschlag, hämmert und tuckt: Gefangen! Gefangen! Und dieses Hämmern wird zum körperlichen Schmerz, steigert sich, je wacher ich werde — und nun weiß ich, daß ich verwundet bin, wußte es längst, aber irgend etwas lag darüber, war größer als dieser körperliche Schmerz, überschrie das alles: Gefangen!

Mein linker Arm brennt. Sie haben ihn schon verbunden. Nicht schlimm, sie schütteln den Kopf. Eine fingerlange Wunde. Sie zeigen mir das mit den Fingern an ihren Armen.

Ich nicke.

Fahl kommt das Licht des ersten Morgens herein. Ein Schuß fällt irgendwo.

Jetzt mußt du fliehen, sage ich mir. Das ist ja selbstverständlich.

Ich suche nach Möglichkeiten, aber meine Gedanken laufen immer auseinander.

Später kommt ein Mann im Khakimantel. Das Sturmband auf dem Kinn. Er hilft mir hoch. Das Stehen ist mir

eigentlich neu. Er deutet auf den Ausgang. Einer legt mir meinen Mantel über die Schultern. Mein Koppel fehlt. Erst jetzt fällt mir das auf. Nun bin ich waffenlos.

Der Mann schiebt mich durch den Graben. Ein Posten steht etwas erhöht und kümmert sich nicht um uns. Ein paar hundert Meter weiter drüben, da, wo er hinblickt, — wenn ich doch wieder dort wäre!

Es ist kalt. Die Füße rutschen auf den feuchten Brettern.

Ich gehe unsicher. Der Mann schiebt mich in einen Nebengraben, drängt mich weiter. Immer taste ich mich etwas an der rechten Grabenseite, weil ich fürchte, meinen verwundeten Arm zu stoßen.

An einem Stolleneingang sitzt einer, den Rock auf den Knien, und untersucht das Krageninnere. Er ruft lachend meinem Begleiter etwas zu. Über der Böschung stehen verrostete Drahtverhaue.

Wir steigen aus dem Graben und gehen über ein freies Feld, über dem Morgendunst liegt. Ich gehe mit ganz kleinen Schritten, weil ich auf den verfaulten Kohlstrünken immer rutsche und mich mit nur einem freien Arm unsicher fühle. Wozu soll ich mich auch eilen, wo jeder Schritt mich weiter wegbringt, und ich jeden einzelnen Schritt wieder vor machen muß, um zurückzukommen?

Der Mann stützt mich, wenn es zu langsam geht. Er redet dann immer auf mich ein. Offenbar hat er es eilig. Aber ich verstehe ihn nicht.

Brafz! — Eine Schrapnellwolke treibt langsam vorüber. Der Mann neben mir beginnt zu hasten.

Brafz! — Wieder segelt eine weiße Wolke vorbei, langsam zerfließend.

Brafz!

Er stößt mich vorwärts und beginnt zu laufen. Ich laufe auch ein paar Schritte. Rums!! Neben uns steigt ein Kegel hoch. Fällt zusammen. Pulvergeruch weht vorbei.

Der Engländer springt in einen Graben und reicht mir die Hand. Ich fürchte mich zu springen, weil ich unsicher bin, setze mich umständlich und rutsche nach. Der Mann ist ungeduldig.

Es geht wieder im Zickzack. Ich bin sehr müde. Es überläuft mich.

Jeder Schritt bringt dich weiter weg, sage ich mir immer, jeden Schritt mußt du wieder zurück, jeden einzelnen Schritt. Im fahlen Grau des Morgens scheint mir das unüberwindbar schwer. Wie soll ich das schaffen? —

Ich gehe sehr langsam. Wenn ich doch nur etwas ausruhen könnte! Aber der Mann stößt mich weiter.

Vor Stolleneingängen löffeln Leute in Kochgeschirren. Sie blicken auf. Manchmal ruft einer etwas. Schilder zeigen mit Pfeilen irgendwohin. Dann werde ich in einen Unterstand geschoben. Aus dem Halbdunkel tritt ein Offizier auf mich zu. Er mustert mich von oben bis unten. Es ist mir gleichgültig. Ich lehne mich an einen Balken. Mein Atem geht kurz, nur etwas Ruhe haben!

Der Posten stößt mich in die Seite. Ich blicke auf. Ja, richtig, der Offizier spricht mit mir. Ich verstehe ihn nicht und schüttele den Kopf. Aber er läßt nicht ab.

„Was Regiment?“ fragt er. Ich schüttele den Kopf.

Immer schüttele ich den Kopf. Da wird er ungeduldig. Er schreit mich an und der Posten will mich hochziehen. Ich soll wohl stramm stehen. Mir ist das einerlei.

Mit einer ärgerlichen Handbewegung winkt der Offizier schließlich ab. Der Posten stößt mich vor sich her wieder

hinaus. Wir platschen durch Pfützen. Soldaten lehnen an den Unterständen und sehen uns neugierig an. Das ist mir alles so gleichgültig.

Ein Lastauto rattert hinter uns. Mein Begleiter schreit zum Führer hinauf. Er legt sein Gewehr auf den Wagen und hilft mir in die Höhe. Dann schwingt er sich nach.

Es rüttelt und schaukelt. Ich stoße meinen kranken Arm an den Wänden. Das schmerzt. Nun stütze ich mich auf die rechte Hand und stemme die Füße gegen die Bretter, um nicht umzufallen.

Ich weiß nicht, wohin es geht. Die Landschaft ist so unbestimmt. Immer wieder muß ich auf einen zerknickten Strohhalm sehen, der vor mir liegt.

Das Rütteln dauert lange. Endlich halten wir. Güterwagen mit Kriegsmaterial stehen in langer Reihe vor einem Bahnhof. Mein Begleiter springt hinunter und reicht mir die Hand. Er bringt mich in ein braunes Zelt mit großen roten Kreuzen, und geht dann.

Die Luft im Zelt ist stickig und voll widerlicher Gerüche. Einer weist auf eine Kiste. Ich setze mich. Sanitäter hasten vorbei, ohne mich zu beachten. Ein Arzt ist über einen Tisch gebeugt, auf dem einer liegt. Der starke Geruch von geronnenem Blut und Jodoform legt sich schwer auf meine Lungen. Ich stumpfe abgespannt vor mich hin.

Jemand stupst mich an. Ich blicke hoch. Er zeigt zum Arzt hinüber. Ich stehe schwerfällig auf und gehe zum Tisch.

Der Arzt redet mich an. Ich schüttele wieder den Kopf. Ein Sanitäter zieht mir den Mantel von den Schultern. Ich zeige auf meinen verbundenen Arm. Der Arzt nickt und drückt mich auf einen Stuhl. Der Sanitäter macht sich an meinem Verband zu schaffen. Mißtrauisch sehe ich ihn an.

Auf seinem roten Gesicht stehen Schweißtropfen. Ich habe noch gar nicht gemerkt, daß es heiß ist.

Der Verband ist festgeklebt. Sie reißen ihn herunter. Das schmerzt gemein. Unwillkürlich krampfe ich meine Hände in meinen Mantel, der mir auf den Knien liegt. Etwas wie Kameradschaft verbindet mich mit ihm.

Der Arzt tastet die Wunde ab. Ich sehe ihm zu. Alles ist blutverschmiert. Warum mir das so unangenehm ist? Der Sanitäter dreht mir den Kopf weg. Der Arzt sagt etwas. Er reicht ihm irgendein Instrument. Scheußlich, wie das schmerzt! Ich muß alle Muskeln anspannen, um nicht zu schreien.

Sie verbinden mich wieder, hängen mir den Mantel um, und der Sanitäter weist mir einen Platz an der Wand an. Vorsichtig knie ich mich nieder, lasse mich auf meinen rechten Arm herunter und drehe mich auf den Rücken. Über mir spannt sich das Zelt.

Das Tuch bläht sich etwas im Winde. Das ist beruhigend.

Neben mir stöhnt einer. Er hat die Decke ganz über sich gezogen. Einer im weißen Kittel bringt mir Suppe. Ich richte mich auf und esse mit Eifer alles leer. Mir gegenüber liegt einer mit eingewickeltem Kopf. Hinten stöhnt ein anderer. „Oh!" ruft er immer wieder, ganz kurz: „oh!"

Ich schiebe den Teller zur Seite und lege mich zurück. „Oh!" ruft er immer noch, „oh!" Zwei Leute sprechen halblaut miteinander.

Es wird wohl Mittag sein.

Das gelbe Licht im Zelt ist so beruhigend sonnig, aber mich fröstelt noch immer. Umständlich decke ich mich mit meinem Mantel zu.

Wie sich die Zeltbahn über mir wölbt! Es ist so schön, ganz still hier zu liegen. Die Augen fallen mir zu, ich sträube mich nicht dagegen. Große Zufriedenheit überkommt mich. Es ist wie zu Hause an Sonntagnachmittagen. Die Straße liegt dann ganz still in der Sonne.

Aber das bleibt nicht so, ich muß ja wieder in die Schule, muß mich eilen, daß ich nicht wieder zu spät komme, und hetze mich mit dem bestimmten Gefühl, daß der Professor gleich heraushaben wird, welche Stelle ich am schlechtesten präpariert habe.

Da kommt er auch schon mit seinem dicken Bauch und den kleinen, falschen Augen. Natürlich nimmt er mich sofort vor. Ich stocke mit der Antwort. Da kramt er eine Handgranate aus der Tasche. Er zwinkert mich an. Gleich wird er werfen, denke ich. Unwillkürlich ducke ich mich hinter mein Pult. Nun wirft er — Krach! —

Ich schrecke hoch. Habe ich geträumt? Was war da?

Ja, der Professor. — Neben mir der Mann unter der Decke stöhnt. Das ist ja alles Unsinn! Wie soll denn der alte Bär hierher kommen! Ich muß lachen. Und erst eine Handgranate anfassen!

Beruhigt lege ich mich wieder zurück. Zwei sprechen erregt. Ich kann sie nicht verstehen. — Griechisch mußten wir büffeln, aber Englisch war nicht nötig, denke ich erbittert.

Uiiih—krach!!

Ich fahre wieder hoch. Schreien. Der Mann mit dem eingewickelten Kopf richtet sich auf.

Uiiih, rauscht es herunter und zerkracht.

Fliegerangriff, also Fluchtmöglichkeit!

Neues Jaulen und Krachen.

Surren von Splittern, wie das Flattern aufgeregter Vögel. Durch einen Riß im Segeltuch erscheint blauer Himmel.

Brafz!! — Blup—blup—blup, hüpfen Lehmklumpen über das wippende Zeltdach.

Ein neuer Einschlag. — Das war ganz dicht.

Stöhnen im Zelt, einer kreischt. — Draußen rufen und schreien sie. Durcheinanderlaufen. Ich springe hoch und greife meinen Mantel, renne zum Eingang.

Ein Dreckkegel bricht gerade in sich zusammen. Ein Splitter huscht an mir vorbei. Ich ducke mich.

Vor mir ein offenes Feld. Niemand ist zu sehen. Mit einem Satz bin ich draußen. Hinter mir laufen andere aus dem Zelt. Flaks ballern. Ein Maschinengewehr tackt. Nur weg, denke ich, nur möglichst weit von hier weg.

Bruch! — spritzt es rechts wieder auseinander. Ich renne. Der Mantel schleift nach. Es ist mir gleichgültig. Rums!! Bramm!

Endlich eine kleine Böschung mit etwas Gestrüpp. Nur einen Augenblick Ruhe! Die Brust schmerzt und das Herz klopft zum Zerspringen. Aber die Angst, daß man mich suchen könnte, treibt mich weiter. Ich treffe auf dichtes Gebüsch und krieche vorsichtig hinein. Erschöpft kauere ich mich in die dunkelste Stelle. Mein Atem überstürzt sich. Es dauert lange, bis ich einen klaren Gedanken fassen kann.

Das Feuer hat nachgelassen. Jetzt werden sie dich vermissen, denke ich. Wenn nur bald die Dunkelheit kommen würde. Sehr vorsichtig muß ich dann weiter nach vorne wandern. Es wird schon gehen, wenn das Wetter so klar bleibt. Ich muß ja dann den Widerschein der Front sehen können.

Merkwürdig, wie ich mich viel besser fühle, wo ich ein Ziel vor mir habe. Unwillkürlich spanne ich jeden Nerv, mein ganzes Denken nur für diese eine Aufgabe an. Alles andere schalte ich aus. Es wird gehen, denke ich zuversichtlich.

Hauptsache, wenn meine Kraft jetzt reicht. Also muß ich möglichst viel schlafen. Ich lege mich, so bequem es geht, und schließe die Augen. Es ist schwer, einzuschlafen. Immer wieder bedrängen mich die Bilder der letzten Erlebnisse. Wieder fühle ich das Hetzen der Flucht und meine immer, daß jemand mich verfolgen würde.

Und dann bedrückt mich die Schwierigkeit des Weiteren stark. Ich grübele über Möglichkeiten und Notwendigkeiten nach und fühle doch deutlich, daß das alles unnütz ist. Ich muß mit zu vielem Unbekannten rechnen, mit Lagen, die sich so oder so ergeben können. Vor allen Dingen muß ich nur frisch sein, um mich nicht überrumpeln zu lassen. Dann habe ich die meisten Aussichten auf Erfolg.

Ich zwinge mich zum Schlaf, — dusele ein.

Als ich aufwache, dämmert es stark. Vorsichtig krieche ich aus meinem Versteck. Ich warte noch etwas.

Der Himmel wird schwarz. Langsam kommen Sterne hervor. Dumpf grollt die Front.

Ich komme auf eine Anhöhe. Von hier aus sehe ich das Flackern der Front ganz deutlich. Der Horizont wetterleuchtet ununterbrochen. Leuchttrauben fallen. Manchmal blitzt es irgendwo ganz scharf auf.

Schräg strebt eine Leuchtkugel in den Himmel, verglimmt im Aufstieg. Eine zweite folgt, noch eine. Ich lasse den Punkt nicht aus den Augen. Da, — wieder rollt eine solche Reihe silberner Kugeln auf unsichtbarer Bahn in den Himmel.

Das können nur Signalkanonen für deutsche Bombenflieger sein, wie sie hinter uns standen, als wir das letzte Mal in Ruhe lagen. Ich beschließe, dieses Zeichen nicht aus den Augen zu lassen.

Ich gehe querfeldein in dieser Richtung. Das Gelände fällt ab, schon habe ich das Flackern der Front aus dem Auge verloren. Ich präge mir den Stand der Sterne ein. Ein kleiner Wald, dann wieder eine Wiese. Nun ein Bach.

Es ist sehr mühsam, quer durch das Land zu wandern.

Vorsichtig steige ich über eine Hecke. Ein Haus. Ich pralle zurück. Es hat sich vom Walde nicht abgehoben.

Ich stehe und lausche. — Kein Laut. Behutsam schleiche ich zurück und umgehe das Haus in großem Bogen. Aber schon stoße ich wieder auf eine Mauer. Nun kommt abermals ein Graben. Ich finde mich nicht mehr zurecht. Nein, so komme ich nie weiter. Schon jetzt bin ich sehr erschöpft, wo ich kaum ein paar Kilometer der Front näher gekommen sein werde.

Proviant habe ich nicht, außerdem bin ich von der letzten Nacht und der Verwundung noch müde. Aussicht auf Erfolg ist nur da, wenn ich sehr sparsam mit meiner Kraft umgehe. Daher muß ich auf der Straße wandern, um weiterzukommen. Im Dunkeln kann ich vielleicht durchkommen, ohne daß jemand es merkt. Natürlich ist das gefährlicher, darüber bin ich mir klar. Aber es ist die einzige Möglichkeit.

Nach einiger Zeit treffe ich auf eine Straße. Sie läuft ungefähr in der Richtung zur Front, jedenfalls glaube ich es. Das Gehen strengt hier nicht so an. Ich brauche mich auch nicht mühsam in der Dunkelheit vorwärtszutasten. Der helle Weg schimmert.

Links an der Straße ein Haus. Dann noch eins. Eilig gehe ich vorüber. Dann wieder ein Haus links, jetzt auch eins gegenüber und wieder eins. Pflasterung. Ein Dorf. Ich zaudere einen Augenblick. Vielleicht entscheidet sich schon hier mein Schicksal.

Nirgendwo ist Licht. Meine Stiefel trappen ganz laut auf den Steinen. Ich setze sie so leise wie möglich, aber immer klappen sie. Mein Herz klopft, aber kein Mensch ist zu sehen und zu hören. Ich weiß nicht, was ich sonst tun würde. — Weitergehen, denke ich immer. Ich bin aber nicht sicher, daß ich dann die nötige Ruhe habe, um wirklich weiterzugehen, als müßte das so sein. Ruhe ist ja alles, sage ich mir wieder.

Die Häuser bleiben zurück. Bäume stehen in langer Reihe zu beiden Seiten der Straße. Der Nachtwind rauscht in ihren Blättern. Wie in der Heimat, denke ich. Wenn ich jetzt doch drüben wäre.

Eine ganz starke Sehnsucht befällt mich. Sehnsucht nach der Heimat und nach ihrem Frieden. Einmal wieder ganz ruhig sein, ohne Hetzen, ohne Ahnungen, ohne Aussicht auf neuen Kampf! Einmal wieder unbekümmert sein, wieder jung sein dürfen!

Leise plätschert ein Bach neben der Straße. Ich atme ganz tief und stark. Alles ist so unwirklich.

Es knackt. Gleich sind meine Sinne wieder gespannt. Ich stehe, atme kaum.

Nur die Bäume rauschen und der Bach murmelt.

Ich trete fest auf. Es ist besser, laut zu gehen, wenn man Angst hat, aber mein Herz schlägt unruhig.

Dann läuft der Weg zwischen freien Feldern. Über mir die Unendlichkeit des Sternenhimmels.

Lange so: — Wald, ein Dorf, Felder, hohl klingt mein Tritt auf einer Brücke. Wieder Häuser und Felder.

Lautlos streicht einmal ein großer Vogel dicht um mich. Unwillkürlich bin ich stehengeblieben. Mit samtenen Flügeln kreist er zweimal, dreimal, wie ein Schatten dicht um meinen Kopf. Ich fühle den Wind seiner Schwingen im Gesicht. — Ganz still stehe ich und vergesse für einen Augenblick das Grollen der Front. Dann schluckt den Vogel die Nacht.

Wälder, — wieder offenes Gelände. Rasseln hinter mir. Ich stehe. Sicher ein Kraftwagen. Das Rattern kommt näher. — Schon bin ich im Straßengraben, presse mich ganz flach an die Erde. — Schwerfällig kommt es herangerüttelt — ohne Licht. Die Erde zittert. Staub wirbelt auf, benimmt mir den Atem. Gleich noch eins und noch eins. Vorbei. —

Ich gehe wieder. Die Luft ist rein und kühl.

Dann Häuser zu beiden Seiten der Straße.

Meine Schritte hallen auf dem Pflaster. Ich gehe schnell und ohne mich umzusehen immer dicht an den Häusern. — Wie ein Dieb.

Eine Kuh brüllt. Ich schrecke zusammen. Lächerlich. Aus einem Fenster fällt ein dünner Lichtschein. Die Straße ist da hell und die andere Mauer. Ich haste vorbei.

Irgendwo kräht ein Hahn. Ein zweiter antwortet — dann ein dritter. Es muß bald Morgen werden.

Das Dorf scheint endlos zu sein. Immer noch Häuser. — Ein Hund bellt. Angst und Wut beschleunigen meine Schritte. Der Hund bellt böse und laut. Ich eile mich noch mehr. Ich habe das Gefühl, als ob Leute hinter mir her wären, als ob ein Tor knarren würde. Ein zweiter Hund schlägt an. Ich laufe. Mein Atem geht kurz und keuchend. Mich umzudrehen, wage ich nicht.

Endlich, — das Dorf ist zu Ende, — aber ich laufe noch immer weiter, — ein ganzes Stück noch. Ich kann nicht mehr. Mein Herz klopft wie rasend. Stoßweise spüre ich seine Schläge. —

Ich bleibe stehen, drehe mich um. Niemand verfolgt mich. Ich lausche angestrengt. Alles bleibt ruhig. Diese verfluchte Einbildung!

Weit bin ich noch nicht gegangen, da zwingt mich das Rattern eines Kraftwagens wieder in den Graben. Zwei grelle Lampen blitzen kurz auf und erlöschen.

Der Wagen kommt näher. Er fährt nicht schnell. Wieder blitzen die Lampen auf. Ganz dicht vor mir. Atemlos verharre ich ohne Bewegung. Er rattert vorüber. Es ist ein Personenwagen. Ich warte einen Augenblick, dann marschiere ich weiter.

Ein feines Singen kommt vom Himmel, verschwindet — kommt wieder, wird lauter — leiser, wird ganz stark zu einem tiefen Orgeln: Flieger. Abwehr ballert nicht weit. Also deutsche Flieger. Es ist eigenartig für mich, nun die Bomben von Kameraden zu erwarten. Trotzdem fühle ich irgend etwas wie eine Verbindung zwischen mir und denen da oben. Ich komme mir nicht mehr so einsam vor. Als könnten sie mir irgendwie helfen.

Ich wandere immer in der Richtung, in der ich die Front vermute. Manchmal komme ich an Wegweisern vorbei. Ohne Lampe kann ich nichts lesen. Was sollten mir auch die einzelnen Namen helfen, wo ich keine Karte habe?

Wieder sehe ich von einer erhöhten Stelle auf die Raketen des M-Flak. Sie kommen mir wie ein Gruß von drüben vor und spornen meine nachlassenden Kräfte immer von neuem an.

Ab und zu setze ich mich auch an den Wegrand, nicht oft und nicht für lange. Jede Minute bei Nacht ist kostbar und jede Minute, die ich nicht gehe, ist verloren.

Neue Wagen kommen vorüber. Ich springe in den Graben. Einmal klappern Pferdekarren auf der Straße. Ich verschwinde. Gespann reiht sich an Gespann. Ich liege still und warte auf das Ende der Kolonne.

Später höre ich Singen und den gleichmäßigen Tritt marschierender Soldaten.

Sie müssen schon ziemlich nah sein. Der Wind hat wohl den Schall zurückgetragen. Ich springe wieder in den Graben, rutsche so tief, wie möglich. — Verdammt, Wasser!

Das Singen ist schon nah. Trrrrab, trrrrab, machen die Füße. Mein Herz klopft. Nun sind sie über mir auf der Straße. Ich presse den Kopf an die Erde und wage kaum zu atmen. Mein Herz klopft so laut, daß ich fürchte, sie könnten es hören. Ganz stark ist das Dröhnen der nägelbeschlagenen Stiefel und der Rhythmus des Gesanges. Ich schließe die Augen, als ob die mich irgendwie verraten könnten.

Sie sind vorbei. Ich liege noch still, höre ein Knirschen von Stiefeln auf hartgestampftem Straßenboden, leises Knarren von Riemzeug, dann Plätschern. Einer tritt aus — nur jetzt still bleiben! Er muß ganz nah vor mir stehen. Stoff höre ich rascheln. Er läuft den anderen nach.

Ich stehe auf. Das nasse Zeug klebt mir am Körper.

Immer wieder muß ich von der Straße herunter, weil Kolonnen fahren oder marschieren. Scheinbar muß ein größerer Ort kommen. Es beginnt zu dämmern. Es wird Zeit, daß ich mir einen Unterschlupf für den Tag suche. Meine Beine sind schwer und der Arm schmerzt.

Ich finde einen abzweigenden Feldweg, der sich dann verläuft. Hohes, hartes Gras schlägt mir bei jedem Schritt um die Stiefel, macht das Gehen mühsam.

Es wird heller und heller.

Gespensterhaft hebt sich jetzt eine Weide vom Dämmerhimmel ab. Nebel steigen aus der Mulde. Die Luft ist feucht und sehr kühl. Ich friere.

Wenn ich doch nur bald irgend etwas finden würde!

Undeutlich erkenne ich Wald. Wie groß er ist, ahne ich nicht. Es ist auch gleich. Er muß mich jetzt schützen. Weit kann ich nicht mehr laufen. In gerader Richtung gehe ich darauf los.

Wieder muß ich durch Gräben, die zum Teil Wasser haben.

Alles ist um mich grau und farblos. Der Himmel über mir und die Wiese, durch die ich schreite. Der Nebel zieht lange Schleier und fällt in kleinen Tröpfchen auf meinen rauhen, grauen Soldatenmantel.

Totennebel, denke ich, fühle mich fremd und wesenlos, unsagbar müde und traurig.

Mühselig schleppe ich mich durch das Unterholz des Waldes. Da, wo es mir am dichtesten vorkommt, krieche ich hinein.

Minutenlang liege ich unbeweglich und starre in das Astgewirr über mir, starre und fasse doch keinen Gedanken. Es ist, als ob nur mein Körper hier liege, gefühllos und willenlos.

Vielleicht bin ich tot? Vielleicht schlafe ich, schlafe mit offenen Augen? Ich weiß es nicht. Weiß auch nicht, wie lange ich so gelegen habe. Aber da ist auf einmal ein Schmerz. Unbewußt spüre ich ihn, weiß auch nicht, was schmerzt, nur

daß er da ist, stärker und bestimmter wird. Nun fühle ich, daß es mein Arm ist, in dem es sticht.

Mein empfindliches Ich ist wiedergekehrt. Ich bin nicht froh darüber und nicht traurig.

Langsam richte ich mich auf.

Es ist hell geworden, sehr hell. Sonnenlichter spielen in den Blättern über mir.

Meine Kleider sind feucht. Moos klebt an ihnen.

Aus meinem Rockärmel kommt geschäftig eine große Ameise, kriecht auf meine Hand. Ich sehe jetzt erst, wie schmutzig diese Hand ist, wie schmutzig ich bin.

Hunger quält mich schon lange. Mir fällt ein, daß doch noch in der inneren Tasche meines Rockes eine kleine Tafel Schokolade sein muß. Die hat Mutter mir beim Abschied hineingeschoben.

„Für einen ganz schlimmen Tag," hatte sie damals gesagt und ich hatte gelacht. — Ja, damals, das ist doch so endlos lange her.

Das bunte Papier ist zerknickt, verschmiert und klebrig. Die Tafel ist naß geworden und ganz verbogen. — Vorsichtig mache ich sie auf. Nichts darf jetzt verlorengehen. Ein Bröckchen nehme ich in den Mund. Es schmeckt widerlich süß. Mir ist übel. Trotzdem lasse ich noch ein Stück langsam auf der Zunge zergehen. Ich habe das Gefühl, als müßte ich alles gleich wieder ausbrechen. Ich esse aber doch weiter. Ein Krümchen nach dem anderen.

Was soll ich jetzt tun? Jedenfalls muß ich hier bis zum Abend bleiben. Doch das Warten ist schwer. Ich lege mich wieder hin, vielleicht kann ich noch schlafen. Ich gähne. — Lange halte ich das ruhige Liegen nicht aus. Es juckt mich an den Beinen, am Leib, dann an der Brust und am Hals.

Ich greife hin. Natürlich Läuse. Ich zerknacke sie zwischen den Nägeln. Mit einer Hand bin ich aber sehr unbeholfen.

Das Jucken macht mich wild. Ich kann nicht liegenbleiben, stehe schwerfällig auf, trete von einem Fuß auf den anderen und schüttele mich. Recht steif bin ich. Die Knochen tun auch weh, wahrscheinlich vom Liegen im feuchten Moos.

Wenn ich doch nur etwas zu rauchen hätte!

Unschlüssig stehe ich eine Weile, dann lege ich mich wieder hin. So gemütlich wie nur möglich mache ich es mir.

Im Arm ist leises Zucken. Den Mantel halte ich über der Brust zusammen.

Aber ich kann nicht so schnell einschlafen. Das Jucken plagt mich. Ich krampfe die Finger zusammen, um nicht zu kratzen; es wird ja sonst nur schlimmer. Ich überlege mir, wieviel Stunden vergehen müssen, bis es dunkel wird. Der Sonne nach zu urteilen, die durchs Buschwerk scheint, noch mindestens fünf.

Es ist hier still. Ein Blatt pendelt lautlos auf meinen Mantel herab. Ich nehme es in die Hand. Raupen haben Löcher herausgefressen.

Ein Vogel ruft, ein anderer antwortet. Vor mir hat eine kleine Spinne ihr Netz zwischen Zweigen gespannt. Geschäftig läuft sie auf den Fäden hin und her. Manchmal hält sie in ihrer Arbeit inne, wartet. Aber es will keine Mücke kommen. — Lange sehe ich ihr zu.

Es duftet nach Pilzen und Farnen. Wann habe ich eigentlich zuletzt so im Walde gelegen? Es muß sehr lange her sein.

Überhaupt, wenn ich an das Früher denke! Alles kommt mir unwahrscheinlich vor. Eigentlich bin ich doch noch gar

nicht so lange an der Front, — und doch scheinen es mir Jahre zu sein.

Ein zweites Leben. Ich bin herausgerissen aus allem, was einmal war. Messerscharf ist das Früher vom Jetzt geschnitten. Noch nie habe ich im Felde so darüber nachgedacht. Empfunden habe ich es schon, aber ganz klar zum Bewußtsein kommt es mir jetzt erst.

Zwei Welten: Heimat und Front. Nein, vielleicht irre ich mich auch. Vielleicht ist in der Heimat auch alles anders geworden, seit ich weg bin. Ich kann es mir nicht vorstellen, aber auch nicht, daß alles so geblieben ist wie früher, daß irgendwo sehr weit von hier Mutter jetzt an ihrem Nähtisch sitzt, dem kleinen, alten Nähtisch mit den Schiebefächern, und Lore am Eßzimmertisch ihre Schularbeiten macht, daß der Kanarienvogel am offenen Fenster singt und daß meine Mitschüler mit den Mappen zum Nachmittagsunterricht wandern. Ja, das war einmal, das kann aber jetzt nicht mehr sein. Jetzt, wo jeden Tag, jede Stunde Hunderte von Menschen sterben, verbluten, wie kann da in der Heimat alles seinen alten Gang gehen? —

Ich denke an die Jahre 14, 15 und 16. War ich da nicht anders gewesen als jetzt? Natürlich, und das ist es ja eben, was ich jetzt nicht begreifen kann. Wie konnte ich nur früher so gleichgültig und gedankenlos hinleben? Ich hatte es ja nie vorher gewußt, was Leben heißt. Jetzt weiß ich es, jetzt, wo es mir von Stunde zu Stunde genommen werden kann, wo ich Menschen neben mir habe sterben sehen. Jede einzelne Minute lebe ich nun bewußt. —

Es juckt mich am ganzen Körper. Ich fahre aus meinen Grübeleien auf.

Ach, das ist ja alles Unsinn! Man nimmt die Stunde,

wie sie fällt, lebt oder stirbt, wenn es sein muß. Eben bin ich auf der Flucht, morgen bin ich vielleicht schon drüben bei den Kameraden, vielleicht auch wieder gefangen, oder ich bin überhaupt nicht mehr. Wozu soll ich mir über all das jetzt den Kopf zerbrechen? Wo ich doch müde bin und schlafen muß, — ja muß!

Ich mache meine Augen zu, rücke mich zurecht und zwinge mich zu schlafen. Wenn Schmerz und Jucken mich nur nicht quälten!

Eine Mücke summt. Auch dies Summen beunruhigt mich. Gleich wird sie sich setzen und mich stechen. Ich bin neugierig, welchen Platz sie sich aussuchen wird.

Sie fliegt wieder weg, kommt näher, jetzt, jetzt wird sie gleich stechen. Sie tut es aber nicht. Es macht ihr wohl Freude, mich zu quälen. Ich warte; sie kommt nicht mehr. Befriedigt schließe ich wieder die Augen. Da, sie sitzt auf meiner Stirn. Ich schlage zu. — Aus! — Ihr kleiner, zerplatzter Leib hängt an meiner Hand.

Mord, denke ich. Wieder ein Dasein zerstört. — Nein, Krieg!

Ich streife die tote Mücke von meiner Hand.

Warum habe ich sie eigentlich getötet? Sie wollte doch nur ein winziges Tröpfchen von meinem Blut, von dem ich doch so viel habe. Warum habe ich ihr das nicht gegönnt? Sie würde dann jetzt noch leben.

Warum müssen wir überhaupt alles gleich totmachen, was uns nicht bequem ist? Warum töten wir uns gegenseitig, zerreißen uns, verstümmeln uns? Warum?

Immer und immer wieder dieses Warum. Warum fliehe ich jetzt? Ich hätte doch gut bei den Engländern bleiben können. Sie waren doch ganz freundlich zu mir. Aber ich

fliehe wie ein Irrsinniger, oder ein Dieb, um dann irgendwann einmal von einer Granate zerrissen zu werden.

Wie mich die Läuse quälen! Ich hebe die Schultern hoch.

Das ist ja alles Unsinn. Man kann ja verrückt werden bei diesem ewigen Warum. Ich will jetzt nicht mehr denken, will jetzt schlafen!

Warum schlafen?

Ich werde auf mich wütend. Schlafen, weil ich Kraft nötig habe, und Kraft habe ich nötig, weil ich fliehen muß, ganz einfach: muß. Warum? Wozu? Was geht das mich an? Was weiß ich, wozu? Ich bin gefangen worden, also fliehe ich, das ist doch selbstverständlich. Jeder Soldat ist für Deutschland wertvoll, heute noch mehr als 1914. Ich kann doch nicht die Kameraden im Stich lassen. Alles andere darf mich jetzt nicht kümmern.

Energisch drehe ich mich auf die Seite. „Jetzt schläfst du," sage ich laut zu mir. Mein ganzes Wollen konzentriere ich auf den Schlaf.

In der Ferne grollt es dumpf.

Es dämmert stark, als ich aufwache.

So habe ich doch geschlafen. Das ist gut.

Durst quält. Zunge und Gaumen sind trocken.

Es überschauert mich. Alles ist feucht an mir. Mein Hemd klebt am Körper. —

Vorsichtig krieche ich aus dem Gebüsch. Ohne Deckung bin ich gleich wieder unsicher.

Wenn ich nur die Richtung nicht verfehle. Ich gehe und biege dann auf eine Wiese ab.

Das Gras ist feucht vom Nachttau. Der Boden wird weich und sumpfig. Ich muß zurück. Rechts ist es besser.

Ein Graben kommt. Ich knie nieder und schöpfe mit der hohlen Hand Wasser. Es schmeckt ekelhaft faul. Trotzdem trinke ich immer wieder.

Nun wandere ich schon eine ganze Zeitlang. So zuversichtlich wie gestern bin ich nicht mehr. Irgendwie muß ich versuchen, auf eine Straße zu kommen. Der Hunger peinigt mich und der Arm macht mir Sorgen.

Eigentlich habe ich mir das alles doch leichter gedacht, das heißt, ich habe es mir wohl überhaupt nicht überlegt. Ich habe geschlafen, aber bin nicht frisch. Meine Glieder schmerzen. Die Wunde brennt. Es ist auch schwer, seelisch widerstandsfähig zu bleiben, wenn man ganz allein auf sich gestellt ist.

Von einem Hügel sehe ich die Front flackern. Da sind auch die Leuchtzeichen der M-Flaks.

Sie beleben mich wieder. Ich bin ja gar nicht so müde und hungrig, das ist ja alles nur Einbildung. Jetzt schaffe ich es, davon bin ich nun ganz überzeugt. Mit neuem Eifer wandere ich weiter.

Deutlich ist das Klappern von Wagen zu hören. Eine Landstraße muß nicht mehr weit sein. Ich gehe dem Geräusch nach. Es verliert sich. Ich bleibe stehen. Das Rattern eines Autos kommt näher. Es ist sehr dunkel. Nach einigen Schritten stolpere ich durch einen Graben mit Wasser auf die Straße. Schon kommt das Auto, noch eins, wieder eins. Abgeblendet.

Ich springe in den Graben. Kaum sind die vorbei, bin ich auch schon auf der Straße. — Rasseln: eine Kolonne. In den Graben, — vorbei, — wieder heraus und weiter.

Da — es rattert wieder! Es kommt näher. Klirren wie von Eisenteilen, wahrscheinlich Geschütze. Pferde-

trappeln — nun schon ganz nah. In den Graben? Nein. Ich beiße die Zähne zusammen, rücke an den äußersten Wegrand, da, wo das Gras schon wächst, und gehe ruhig weiter. Ich wage nicht aufzusehen. Was jetzt kommt, muß kommen. So oder so.

Den Mantel halte ich über der Brust zusammen, damit der Verband am Arm nicht leuchtet. In der Erregung drücke ich die Fingernägel ins Fleisch, daß es schmerzt.

Die Geschütze rattern lange neben mir her. Endlich sind sie vorbei. Niemand hat sich um mich gekümmert. Einen Augenblick bleibe ich stehen und schöpfe tief Atem.

Das nächste Mal bin ich schon sicherer. Karren kommen vorbei, Autos, wieder Wagen. Nur bei marschierenden Soldatentrupps ducke ich mich noch im Graben, aus Furcht, die Leute könnten mich anreden.

Zwischen Wagengeklapper höre ich plötzlich einen deutlichen Rums. Nach einiger Zeit wieder einen. Der Himmel vor mir wetterleuchtet. Manchmal flammt er stark auf. Freude und Angst sind in mir.

Fahrzeuge und Militär mehren sich. Ein Dorf muß bald kommen. Ich mache mir Sorgen, wie ich da durchkommen soll.

Lieber biege ich vorher ab und versuche mich seitlich durchzuschlagen. Es geht auch ganz gut, weil der Boden hart ist.

Bald wird das Gelände auch wieder schlecht. Erdhügel, größere Löcher, Granattrichter! Dazwischen Drahtverhaue.

Merklich nähere ich mich der Front.

Schon wieder Draht. Ich reiße mir den Mantel.

Bamm!! — Liiih!! — Erstarrt halte ich. Ganz dicht muß eine Batterie stehen.

Ich tapse weiter. Stimmen ganz nah. Wenn ich nur genau wüßte, wo die Artilleriestellung liegt!

Wieder kracht es und blitzt rechts gleich vor mir auf. Also links vorbei.

Jetzt ballert es in regelmäßigen Abständen, daß mein Trommelfell schmerzt.

Weil die Batteriestellungen sicher viel unter deutschem Feuer liegen, beeile ich mich.

Es ist schwer, sich vorwärtszuarbeiten. Einmal falle ich in einen alten Graben. Er ist flach, aber den kranken Arm habe ich mir dabei irgendwo angeschlagen. Er schmerzt stark. Für Sekunden wird mir schwindelig.

Nur jetzt nicht zusammenbrechen, nur durchhalten! Alles ist ja sonst verloren. Ich raffe mich auf, torkele weiter, falle über einen Balken, weiter, weiter.

Liiih—Rums!! Brrr!!

Jetzt geht es los. — Ich bin in der Feuerzone.

Das reißt mich zusammen. Ich laufe, laufe, nur vorwärts, weiter, aus dem Feuer heraus!

Das Gelände wird schlechter, die Granattrichter machen das Vorwärtskommen immer schwerer.

Allmählich läßt das deutsche Feuer nach. Die englische Batterie schießt schon lange nicht mehr. Wieder sehe ich die deutschen Fliegerzeichen. Sie beleben mich, aber nur für kurze Zeit, dann kommt die Müdigkeit wieder. Meine Füße schmerzen, sie sind von den schweren Stiefeln durchgerieben. Mein Arm brennt. Mir ist elend vor Hunger.

Wieder falle ich in einen Graben. Eine Granate gurgelt vorbei. Ich bleibe einfach liegen.

Mir ist alles einerlei. Ich bin bis zum Letzten ausgepumpt.

Rums!! — Schwarz hebt sich ein zusammensinkender Kegel vom fahlen Dämmern ab. Entsetzlich! Jetzt kommt schon der Tag und ich bin noch immer nicht drüben! Es ist zum Verzweifeln; nun muß ich hier bis zum Abend bleiben.

Der Graben ist zerfallen und wohl auch verlassen. Nichts rührt sich. Kahl liegt das Land im ersten Morgengrauen. — Trostlos.

Frierend schleppe ich mich in einen Stollen. Die Luft ist moderig. Ich kauere mich neben den Eingang, wage nicht, tiefer hineinzukriechen. Ich habe Grauen davor.

Den Kopf an die feuchte Wand gelehnt, starre ich in die Dunkelheit. Draußen röhren Granaten ihren Weg. Das ist mir alles so gleichgültig. Die Augen fallen mir zu.

Lange habe ich wohl so gesessen. — Es ist heller geworden.

Ein englischer Stahlhelm liegt auf der Erde.

Wieder fallen mir die Augen zu. Mein Kopf sinkt nach vorne. Ich schrecke auf und sehe mich verstört um: Der Helm! Meine Blicke wandern weiter, bleiben an einer Gestalt hängen. Ich beuge mich vor, reiße die Augen auf: Ein Mensch hockt in der grauen Dämmerung.

Entsetzt starre ich ihn an. Er scheint zu schlafen. Sein Kopf ist nach vorne gesunken, so daß ich das Gesicht nicht erkennen kann. — Ohne mich zu rühren, betrachte ich ihn. Was soll ich jetzt tun? Ich muß mich entscheiden, ehe er aufwacht. Nur unbedingte Ruhe kann mich retten.

Leise aus dem Stollen hinauszuschleichen, ist ausgeschlossen. Wo soll ich bleiben? Draußen ist es hell. Wenn er aufwacht, erledigt er mich. Also muß ich ihm zuvorkommen. Vielleicht ist er auch nicht der einzige im Graben.

Wie greife ich ihn am besten an? Eine Waffe habe ich nicht, so bleiben mir nur die Hände. Ich muß ihn erwürgen. Feiger Mord!

Einen Augenblick zaudere ich. Nein, Krieg! — Es ist eine große Überwindung für mich, den letzten Entschluß zu fassen. Ich gebe mir einen Ruck, schleiche heran, stürze mich mit der ganzen Wucht meines Körpers auf ihn, umschlinge seinen Hals, drücke — drücke, presse ihm mein Knie auf die Brust! Ich stöhne, Speichel fließt mir aus dem Mund.

Der Mann sinkt zusammen. Ich falle auf ihn. Ein unbeschreiblich ekelhaftes Gefühl befällt mich. Der nackte Hals ist kalt. Ich lasse ihn aus der Umkrallung, der Kopf schlägt hart auf den Boden. Keinen Laut hat er von sich gegeben.

„Tot!" sage ich laut, und erschrecke vor der eigenen Stimme. „Tot!" Grünlichgelb starrt das Gesicht mich an. Eine Leiche. Eine Leiche habe ich gewürgt! Übelkeit steigt in mir auf. Mir ist zum Sterben elend. Ich setze mich hin und halte meinen schmerzenden Arm. Bitterer Speichel läuft mir im Mund zusammen.

Eigentlich hätte ich mir das denken können. Am liebsten würde ich jetzt weglaufen, einerlei wohin, nur weg von hier. Das wäre aber gleichbedeutend mit Aufgabe der Flucht.

Gewaltsam muß ich mich zur Ruhe zwingen. Jetzt, wo die Gefahr vorüber ist, hat mich die eisige Erstarrung verlassen. Ich bin nicht fähig, irgendeinen klaren Gedanken zu fassen. Mechanisch krieche ich zu meinem alten Platz und lege mich mit hochgezogenen Knien aufs Geröll zurück.

Meine Hände will ich nicht sehen, schiebe sie unter den Mantel. „Mörderhände," denke ich. Es ist mir ein unangenehmes Gefühl, daß diese Hände irgendwie mit mir zu-

sammenhängen, und daß ich sie nicht einfach abstreifen kann wie etwas Unreines.

Der Tote sieht mich aus leeren Augenhöhlen an. Ich krieche zurück und drehe ihn. Dann liege ich wieder an meinem Platz.

Mit offenen Augen starre ich nach oben. Schauer überlaufen mich.

Am grünweißen Kalk glitzern kleine Tropfen. Ob die immer da hängen, oder herunterfallen gerade auf mich? Ich starre, — starre. —

Glitzernde Tropfen fallen.

Quälendes Hungergefühl weckt mich. Ich bin mir nicht gleich klar darüber, was Wirklichkeit und was Traum ist. Der tote Engländer! Ich will nicht an die Wirklichkeit glauben, fühle aber deutlich, weiß ganz genau, daß ich das nicht geträumt habe. Dreh nur den Kopf, da liegt er noch, genau so, wie du ihn hingelegt hast! — Aber ich drehe den Kopf nicht um, will es nicht tun.

Ich sehe wieder die Wassertropfen über mir. Wann werden sie fallen? Nein, immer kann ich ja nicht so liegen und nach oben starren! Irgend etwas muß ich doch tun. Ich krepiere ja hier vor Hunger. Aber ich habe nicht die Kraft, mich aufzuraffen. Was sollte das auch helfen, wo sollte ich etwas Eßbares finden? Ich starre die Tropfen an der Decke an.

Eigentlich hat der da hinten es doch weit besser als ich. Er weiß nichts mehr. Bei ihm ist es eben aus. Aber ich, — ich quäle mich noch.

Das ist ja gar kein Leben mehr, ist verflucht qualvoller Tod.

Es kostet Energie, mich aufzurichten. Jetzt hocke ich und stiere vor mich hin. Da — hinten — liegt er, den ich umbringen wollte und der schon tot war. — Nein! — Ich will jetzt nicht mehr an das Ekelhafte von heute morgen denken. Ich muß nun irgend etwas Eßbares suchen, einerlei was.

Ich gehe wie ein Trunkener zu dem Toten. Er liegt genau so wie vorhin, den Kopf zurück, den Mund etwas offen, daß ich seine weißen Zähne schimmern sehe. Etwas wie Neugier regt sich in mir.

Er muß noch jung gewesen sein. Helles, dichtes Haar fällt ihm filzig und stumpf ins Gesicht. Die Augen sind in den Höhlen gesunken. Das hagere Gesicht ist grünlichgelb. Ich finde keine Blutspuren. Wohl Gastod.

Ich knie nieder, zögere einen Augenblick. Es ist eine Überwindung, den Toten anzufassen. Ach was, tot ist tot! Ruckartig strecke ich die Hand wieder vor, greife in die eine Tasche seines Khakirockes: ein Ende Bindfaden und eine feuchte Pappschachtel mit schimmeligen Zigaretten. In der Hosentasche finde ich eine Taschenlampe. Ob sie noch geht? Tatsächlich, aber leider nur schwach.

Jetzt muß ich ihn umdrehen. Das ist schwierig, weil ich meinen schmerzenden Arm dabei kaum gebrauchen kann. Woher nahm ich eigentlich heute morgen die Kraft, so fest zuzudrücken?

In den anderen Taschen finde ich nur ein großes Taschenmesser und ein Feuerzeug, aber nichts zu essen.

Mit der Taschenlampe leuchte ich tiefer in den Stollen. Es ist ein schwerer Entschluß, über das Geröll weiterzukriechen, aber der Hunger treibt mich.

Eine umgestürzte Kiste liegt im Gang. Ich drehe sie um. Eine fette Ratte läuft eilig davon. Der Boden ist feucht

und schlüpfrig. Die Wände sind durch schimmelige Holzbalken und Bretter gestützt.

In einzelne Balken sind große, rostige Nägel getrieben. Eine Gasmaske hängt an dem einen. Die Luft ist stickig.

Leere Flaschen liegen in der Ecke. Auf einem Holzbrett steht eine Büchse mit offenem Deckel. Ich nehme sie herunter. Eine stinkende, faule Masse ist darin. Ich werfe die Büchse in die Ecke, die Flaschen klirren. Ich zucke zusammen.

Einen Augenblick stehe ich unbeweglich und horche.

Meine Augen wandern dem immer schwächer werdenden Lichtkegel der Taschenlampe nach. Ein Brotbeutel hängt an der oberen Koje. Sekundenlang starre ich ihn an. Lege die Lampe auf das Bett und lange mit zitternder Hand den Beutel herunter. Er ist gefüllt. Verdammt! Ich stoße an die Lampe, sie fällt herunter und erlischt. Es raschelt: Ratten?

Vorsichtig taste ich mich an den Wänden zurück. Bleibe stehen. Wenn dieser Stollen sich verzweigt? Wenn ich mich hier unten verirre?

Angst packt mich. Aus welcher Richtung bin ich gekommen? Genau weiß ich es nicht mehr. Ich taste nach dem Holzbrett. Da —, jetzt muß ich mich links halten. So wird es stimmen.

Dann kommen mir wieder Zweifel.

Ich stehe und wage kaum weiterzugehen. Nun zähle ich jeden Schritt und versuche, mir die Richtung zu merken. Mit einer Hand taste ich mich vorsichtig an den feuchten Bretterwänden entlang, ertaste die Gasmaske.

Erleichtert atme ich auf, taste mich weiter. Mattes Tageslicht schimmert. Dann stoße ich auf den toten Engländer und bin am Ausgang.

Abgespannt und zitterig hocke ich nieder. Mit unruhigen Händen löse ich die Schnalle des Beutels, greife hinein: ein Stück verschimmeltes Brot, weich und muffig. Dann ziehe ich einen Sack mit Zwieback heraus.

Es schmeckt nicht. Aber stumpfsinnig, mechanisch wie ein müdes Tier zermahle ich den Zwieback zwischen den Kiefern.

Bei Dunkelheit krieche ich heraus.

Vor mir das Flackern der Front.

Ich komme durch eine Mulde.

Vorne links eine Batterie. Mit lautem Jaulen schickt sie ein Geschoß nach dem anderen hinüber. Ich versuche sie zu umgehen, komme aber bald in die Nähe einer anderen Batterie, treffe dann wieder auf die Straße und wandere neben Lastwagen, Kolonnenkarren und marschierender Infanterie. Ich gehe jetzt ruhiger und selbstverständlicher als anfangs, vielleicht auch gleichgültiger, weil ich durch Strapazen und Alleinsein zu abgespannt bin.

Niemand kümmert sich um mich. Wenn sich der Weg etwas hebt, sehe ich zwischen dem Aufflammen der Front die Fliegerzeichen.

Vor mir kracht und splittert es, daß die Erde zittert. —

Alles verschwindet von der Straße. Auch ich versuche mich seitlich durch das Trichterfeld zu arbeiten. Eine Munitionskolonne poltert in das Feuer hinein. Offenbar kann sie im Trichterfeld nicht weiter und muß daher auf der Straße bleiben.

Zu sehen ist kaum etwas. Manchmal surren Splitter herüber. Ich haste.

Es ist qualvoll, sich zwischen wucherndem Gesträuch, Drahtverhauen, verfallenen Gräben und unzähligen Trich-

tern seinen Weg zu suchen. Manchmal höre ich Stimmen, dann stehe ich einen Augenblick und versuche, mir den Standort der Leute klarzumachen.

Bampf!!

Der Abschuß war nicht weit. Gurgelnd wandert die Granate hinüber.

Bums, tönt es schwach zurück. Kameraden werden in diesem Augenblick zerrissen. Und ich höre hier, wie eine Granate nach der anderen das Rohr verläßt. Eine nach der anderen, die sie zerreißt, aber ich kann nicht helfen. Nur ein großes Zugehörigkeitsgefühl zu meinen Kameraden ist in mir.

Platsch! Verdammt! Ein Graben. Ich rutsche hinein. Wasser spritzt auf. Trinken —, ich beuge mich nieder und schöpfe mit der hohlen Hand. Trinken! — Trinken!

Dann stolpere ich weiter über Trichter und Gräben. Granaten irren über mir. Mechanisch haste ich weiter.

Wenn ich keine Kraft mehr habe, setze ich mich an den Rand eines Trichters.

Bald hetzt mich der nahe Einschlag einer Granate weiter. Bei den ersten Schritten fühle ich mich erholt, aber dann befällt mich wieder die Müdigkeit und alles weitere ist nichts als ein zäher, erbitterter Kampf mit dem Zusammenbrechen.

Oben stehen die Sterne. Unantastbar und fremd. Schreien geht über das nächtliche Feld, um in neuem Rauschen und Bersten unterzugehen.

Ich komme auf eine Straße, die schräg zur Front läuft.

Also hinüber! Eine Böschung, dann dichtes Strauchwerk. Mein Mantel hängt irgendwo fest. Zweige schlagen mir ins Gesicht. Platsch, platsch, Wasser! Ich halte. Ist das ein kleiner Bach oder ein größerer Fluß?

Ich taste mich vor. Sumpfgras schneidet mir die Hände. Der Boden wird weich. Die Füße sind im Wasser. Wenn ich jetzt den Grund verliere, bin ich mit meinem verletzten Arm verloren.

Vielleicht ist der Boden an einer anderen Stelle fester. Vorsichtig gehe ich Schritt vor Schritt. Es ist schwer, das Gleichgewicht zu halten. Die Strömung stößt mich zur Seite.

Tastend schiebe ich einen Fuß vor den anderen.

Das Wasser steigt.

Nun bin ich bis über die Knie drin. Die Strömung zerrt an meinem Mantel.

Ich schiebe den Fuß vor, finde keinen Grund, verliere das Gleichgewicht, falle. Mein Kopf kommt unter Wasser.

Mit aller Kraft arbeite ich mich wieder hoch. Du bist verloren! schreit es in mir. Verzweiflung läßt alle Müdigkeit vergessen. Ich tauche den Kopf heraus, habe wieder Luft, arbeite mit den Füßen, finde festen Halt. Keuchend schleppe ich mich ganz langsam zurück, dahin, wo das Dunkel der Nacht noch schwärzer zu sein scheint, wo das Ufer liegen muß.

Zitternd vor Erschöpfung und Nässe liege ich zwischen den Sträuchern. Granaten gurgeln über mich weg. Stimmen klingen vorbei, doch nichts ist mir wichtig.

Kälteschauer treiben mich hoch.

Ich drehe den Mantel aus, hänge ihn wieder um und schließe den obersten Knopf. Irgendwie muß ich jetzt durch den Fluß kommen.

Bei jedem Schritt quatscht Wasser in meinen Stiefeln.

Du mußt durchhalten, — noch so eine Nacht und du krepierst wie ein Vieh!

Dumpfes Karrenpoltern zeigt mir eine Brücke an.

Wahrscheinlich ist sie bewacht, am besten passe ich wohl eine Kolonne ab und dränge mich mit hinüber.

Ich biege vor der Brücke etwas zurück und warte.

Zwischen hintereinanderfahrenden Karren passiere ich den Brückenkopf, Infanterie marschiert gleich daneben.

Der Posten kümmert sich nicht um mich.

Ein Auto will vorbei. Der Fahrer reißt die Gäule neben mir zur Seite. Sie gehen hoch. Ich springe weg, rutsche aus, falle auf meinen kranken Arm. Schreie auf, bleibe liegen. — Aus! blitzt es durch mein Hirn.

Wie aus weiter Ferne kommt der Ruf irgendeines Menschen zu mir. Ich verstehe ihn nicht. Schritte poltern.

Ich raffe mich hoch, taumle weiter, halte mich am Brückengeländer, torkele am Posten vorbei. Der ruft etwas. Soldaten lachen. Es ist mir gleich. Nur weiter, weiter, — weg von der Brücke!

Dann in den Graben. Vor Schmerz könnte ich schreien. Tränen stehen mir in den Augen. Ich schaukele meinen Arm wie ein krankes Kind, das schlafen soll.

Wenige Schritte entfernt marschieren Truppen, Munitionskarren poltern, Lastwagen rattern. Wie einsam bin ich hier, wenige Schritte von Menschen entfernt, die Feinde sind!

Granaten gurgeln.

Bramm!! — schlägt eine irgendwo ein.

Die Soldaten auf der Straße laufen auseinander, suchen Deckung.

Poltern! — schwarz steht eine nahe Säule vor dem dunkelen Nachthimmel. Mit einem Satz bin ich in einem Trichter. Stinkende Jauche umspritzt mich.

Weiter, — nur weiter! Trichter hinter Trichter.

Krachen.

Aufgeregtes Flattern von Splittern.

Leuchtkugeln steigen auf, stehen einen Augenblick und verlöschen im Fallen.

Weit kann es ja nicht mehr sein.

Ich falle — weich: eine Leiche.

Es saust über mich hinweg. Stirbt irgendwo hinter mir. Zischt, dröhnt, stirbt irgendwo vor mir. Da, wo ich hin muß.

Weiter, weiter, vorwärts!

Ich komme an einen Laufgraben. Muß durch. Einerlei wie. Lausche, höre nur das Bersten der Granaten. Lasse mich hineingleiten, falle halb, stütze mich. Drüben wieder heraus.

Leuchttrauben zertropfen über mir. Ich verharre geduckt. Weiter — weiter!

Ich hake fest. Drahtverhau. Ich zerre, reiße, bleibe hängen. Reiße mich wieder los. Falle, greife mit der Hand. Stacheln bohren sich ins nackte Fleisch.

Weiter — weiter!

Leuchtkugeln steigen, stehen.

Hell ist das Land. Trichter reiht sich an Trichter.

Leuchtkugeln fallen, verlöschen.

Dunkel ist es. Schwefelgelb loht sekundenlang.

Pulvergestank benimmt mir den Atem.

Pak—pak—pak. Ein Maschinengewehr klappert dicht.

Leuchtkugeln. Hell ist das Land.

Halt! — Ein Schützengraben!

Geduckt warte ich.

Feuergarben schießen hoch.

Ich muß durch, — muß durch!

Eine Leuchtkugel frißt sich neben mir in den Nachthimmel. Bewegungslos verharre ich. Sie treibt im Winde vorüber.

Stimmen — und das Knacken von Gewehrschlössern.

Ich muß durch! Was vor mir ist, was hinter mir war, muß ich vergessen. Eine Minute, — nur ein paar Bewegungen von mir, werden über alles gleich entschieden haben.

Jaulen —, das geht seitlich vorbei. Krachen! — Irgendwo in der Nacht stürzt eine Erdsäule zusammen.

Ich zaudere. —

Kugeln flüstern in der Dunkelheit.

Uiiiih! — los.

Krach! — herunter —

— Einen Schritt. Die Hand umfaßt einen Sandsack, ich schwinge mich hoch —

Krach! —

Ziehe mich ganz herauf. Der Arm schmerzt wahnsinnig.

Ich bin oben.

Rufe. Hell strahlt das Licht einer Rakete auf. Ich hocke erstarrt. —

Schreien. —

Knacken von Gewehrschlössern.

Ich springe hoch. Um Himmels willen — weiter — weiter. Zwei Sätze, ich hänge im Draht, muß mich losreißen.

Scharf und böse krepieren Handgranaten neben mir. Ich werfe mich hin, schiebe mich weiter. Hänge, reiße mich los. Springe wie wahnsinnig. Weiter, weiter! Reiße mir das Fleisch in Fetzen heraus.

Ganz tief haut es berstend hinter mir in die Nacht.

Wieder Stacheldraht. Ich stürze, reiße mich los, krieche, laufe weiter — weiter! Meine Augen quellen hervor. Weiter.

Räng!!

Schmerz. — Ich fahre hoch.

Springe — weiter, weiter! Wahnsinn peitscht mich.

Taumle, — stürze, — stürze ohne Ende.

Zitternd, wie ein Tier, hocke ich im Trichter. Weiter! schreit mein Hirn. Weiter, weiter! hämmert der Wahnsinn.

Leichenhaft kalt ist mein Körper. Mein Atem geht hart.

Stöhnen. —

Fahle Dämmerung umschleicht mich.

Todesnacht und Todesangst liegen hinter mir.

Ich lebe. —

Meine starren Augen hängen am zeitlosen Himmel, sehen in schattenloses Grau, sehen hindurch.

Ewigkeiten sinken herab, fallen in mein irrendes Ich.

Meine starren Augen fühlen kommendes Licht.

Ich lebe. —

Die Granaten schweigen.

Stöhnen! — Dicht neben mir.

Ich fahre hoch.

Das Stöhnen war doch schon, war doch schon lange, wurde nur vom Schrei des Wahnsinns in mir übertönt.

Röcheln.

Augen starren mich an. Ich fühle das plötzlich ganz stark. Mit einem Ruck wende ich den Kopf.

Augen, entsetzt aufgerissen.

Augen, tief in den Höhlen liegend.

Sterbende Augen. —

Das Gesicht des Mannes ist eingefallen.

Die Brust keucht.

Blut fließt über einen feldgrauen Rock.

Seine Arme liegen schlaff zur Seite gestreckt. Die Hände haben sich in die Erde gestützt, als wollte er sich aufrichten. Die Kraft fehlt ihm wohl.

Das Kinn ist herabgesunken.

Ich beuge mich nieder, um ihm den Rock zu öffnen.

Seine Hände heben sich, wollen mich abwehren — sind so kraftlos.

Blut quillt unter dem Hemd hervor, hat alles überflutet. Warmes, rotes Menschenblut.

Ich zerre mein Verbandzeug heraus, streife ungeschickt die Schnur ab und lege das weiße Zeug auf die Wunde. — Sofort ist es vollgesogen.

Die Augen sinken zurück. Der Schädel tritt stärker hervor, jeder Knochen. Ich starre in dieses verfallende Gesicht und weiß, daß ich nicht helfen kann.

Das Gebiß wird deutlich. Schleim fließt aus dem Munde.

Er gurgelt.

Und ich kann nicht helfen.

„Kamerad," sage ich.

Röcheln, fließender Schleim und rinnendes Blut.

Keuchen.

Ich habe noch nie so nah sterbende Augen gesehen, ich sah noch nie einen Menschen so vor mir vergehen, erlebte noch niemals diese Qual des scheidenden Menschen, den irgendwelche Bande noch mit dem Leben verbinden. Der noch reden will, aber die Kraft nicht mehr hat.

Kameraden sah ich wohl neben mir zerspritzen, mit einem wilden Schrei auslöschen. Sah sie die Arme hochwerfen, mitten im Sprung zusammenbrechen.

Aber nun erlebe ich das stumme Vergehen eines Menschen, fühle die ganze Qual des schon Kraftlosen, dessen Herz

noch nicht sterben will, dessen Seele noch ruft, aufschreit in aller Angst, weil sie ja noch Eines, noch das Letzte, das Entscheidende sagen muß, das Eine, an dem alles hängt.

Nur noch leben, diesen einen Augenblick leben, nur noch diese Kraft haben, dieses bißchen Kraft! Nur noch Kraft für wenige Worte!

Seine Hände tasten unruhig.

Seine Lippen wollen sprechen. —

Ich beuge meinen Kopf ganz dicht an seinen Mund, aber kann nichts verstehen. Nur Gurgeln. Röcheln.

Ich kann es nicht mehr mit ansehen, nicht mehr ertragen!

Ich lebe noch, ich fühle meine Kraft noch. Alles in mir bäumt sich gegen dieses Sterben da vor mir auf.

Kraft! — Kraft! — Wenn ich dir doch etwas von meiner Kraft geben könnte! — Kraft, damit du dann ruhig sterben kannst.

Doch du verrinnst. Deine Augen sinken zurück. Der Schatten des Todes legt sich auf dein Gesicht. Deine kraftlosen Hände werden weiß.

Dein Blick aber schreit und kann nicht verlöschen. — — —

Wie soll ich diesen Blick ertragen? Ich möchte weg, ich kann das nicht mehr sehen!

Dann lasse ich dich feige in deiner letzten Qual allein.

Wieder beuge ich meinen Kopf zum Sterbenden nieder. Stammle „Ja, ja," immer wieder „ja, ja".

Und meine Hände streicheln die Stirne, streicheln so vorsichtig, wie zerrissene Soldatenhände überhaupt streicheln können. Streicheln über die feuchte Stirn und die verzweifelten Augen.

Die wunde Brust keucht. Der Atem stößt, — setzt aus, — stößt, — erlischt.

Sehr vorsichtig streichele ich über die kalte Stirn, auf der Schweiß steht. Immer und immer wieder. Lange noch. —

Die gebrochenen Augen starren in den Morgen.

Ich wende mich weg. Weiß nicht, woran ich denke.

Ich falte meine Hände: „Vater unser —", nein, ich kann nicht —, kann nicht mehr beten. Meine Gedanken zerflattern sprunghaft und krank. In mir ist entsetzliche Leere.

„Vater unser — — —," kann nicht, kann nicht.

Mein Kopf fällt auf meine Hände. Ich kann nicht weinen.

Die Sonne brennt.

Stunden vergehen im Warten.

Neben mir liegt der Tote.

Das Blut ist geronnen. Große Fliegen mit grünblauem Leib umschwirren ihn und mich. Sie kriechen auf seine blutige Brust. Bald werden Würmer sich einfinden. Fette Leichenratten und Maden werden seinen Leib zerfressen.

Immer wieder scheuche ich die Fliegen weg. Aber es ist vergebliche Mühe. Aufgeschreckt fliegen sie von ihm zu mir und wieder zu ihm.

Die Sonne brennt.

Die Luft über den Trichterrändern flimmert.

Ich breche die Hälfte seiner Erkennungsmarke ab. Erich Glaeser steht darauf. Der Name sagt mir nichts. Er ist ein Kamerad. Einer von den Namenlosen, Unzähligen, mit denen ich gestern im Feuer zusammen hastete, und die heute irgendwo sterben. Einer von den Vielen im abgeschabten feldgrauen Rock, die jahrelang in den Trichtern hausen.

In der inneren Tasche seines Rockes steckt nur ein zerknitterter Umschlag mit einem Kinderbildchen und einem

hellen, weichen Löckchen. Behutsam lege ich beides zurück und knöpfe ihm den Rock über der zerrissenen Brust zusammen. Die Fliegen umsummen ihn, sitzen in schillernden Klumpen auf seinen gebrochenen Augen.

Ich scheuche sie weg. Sie kriechen ihm in den offenen Mund und die Nasenlöcher. Da nehme ich meinen alten Soldatenmantel und decke ihn über den Toten. —

Die Sonne brennt.

Die Erde ist braun und krümelig.

Über den blauen Himmel segelt manchmal ganz langsam eine weiße Wolke.

Selten zerreißt ein verlorener Schuß die Stille.

Dazwischen von irgendwoher ein Laut. Verworren, abgerissen.

Ich lehne an der Erdwand und lasse den Tag über mich gehen.

Wenn ich nach oben blicke, sehe ich nur den braungelben Trichterrand, über dem sich der blaue Himmel spannt. Einmal durcheilt diesen Kreis mit schwerem Rauschen ein Schlachtflieger. Schwarz drohen Kreuze unter den silbernen Flügeln.

Bomben dröhnen. Die Luft flimmert über den Trichterrändern.

Die Sonne brennt.

Ich bewege mich kaum. Läuse peinigen mich, ich habe den Kampf gegen sie aufgegeben. Meinen Rock habe ich geöffnet und das Hemd.

Unbarmherzig stechen die Strahlen, zerfressen meine Gedanken. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich einen rot flimmernden Vorhang, und wenn ich sie öffne, tanzen goldene Pünktchen vor mir.

Der Wind trägt den süßlichen Dunst der Verwesung herüber. Der haftet nun im Trichter, drängt sich bei jedem Atemzug in meine Lungen, legt sich schwer und unendlich widerlich auf jedes Gefühl und jeden Gedanken.

Neben mir kriecht ein langer Wurm. Stumpfsinnig sehe ich ihm zu. Er zieht sich zusammen, wird kurz und dick, streckt sich lang und dünn. Dann bohrt er sich in die Erde. Ein kleiner, glänzender Strich zeigt für Augenblicke noch seine Bahn.

Die Luft flimmert. Durst quält mich.

In meinem kranken Arm klopft es unbarmherzig. Der Verband unter dem herausgerissenen Ärmel ist dreckig und zerfetzt. Blut und Eiter sind durchgesickert. Es riecht faul zum Erbrechen.

Meine Hände sind blut- und dreckverkrustet. Wie lange habe ich mich nun schon nicht waschen können? Die Läuse haben mir die Brust zerfressen und den Hals zernagt. Ich komme mir widerlich aussätzig vor und möchte mir die Haare auskratzen. Aber es ist ein aussichtsloser Kampf, und die dörrende Sonne nimmt mir alle Kraft.

Langsam und träge sinkt die Dämmerung herab. Übelkeit und Hunger quälen mich. Umständlich kratze ich die verklebten Zwiebackreste aus meiner Tasche. Sie schmecken widerlich schal und nach Verwesung. Die Bissen ballen sich zu trockenen Klumpen und würgen mich in der Kehle. Durst plagt mich bis zum Wahnsinn. Meine Lippen sind spröde und rissig. Ich sammle Speichel und schlucke ihn dann; mein Mund ist wie ausgedörrt.

Der Tote liegt wie ein großes, graues Paket unter meinem von Stacheldraht und Splittern zerfetzten Mantel. Seine Stiefel schauen faltig und rissig heraus.

Manchmal bewegt sich der Stoff hier und dort. Geschäftig kriecht eine Ratte hervor, wischt mit fettem Bauch die Erde und zieht den nackten Schwanz hinter sich her.

Die Farben verschwimmen immer mehr, werden gleichmäßig und ohne Gegensatz. Ratten pfeifen. Hier und da rauscht eine Granate ins Hinterland. Irgendwo klappert ein Maschinengewehr. Bricht dann jäh ab.

„Nun muß sich alles entscheiden," sage ich immer wieder vor mich hin. — Ich weiß, daß ich jetzt vielleicht noch hundert Meter über freies Feld im Feuer laufen muß. Ich fühle keine Angst und keine Hoffnung. In mir ist große Gleichgültigkeit, als wäre ich es nicht, der flieht, sondern ein anderer, von dem ich kaum etwas weiß.

Schwarz liegt nun die Nacht.

Eine Granate endet krachend irgendwo im Dunklen.

„Nun ist es Zeit," sage ich laut.

Einen Augenblick besinne ich mich noch, mir kommen Zweifel über die Richtung. Dann krieche ich die Trichterwand in die Höhe. Die ausgetrocknete Erde gibt nach und zerrieselt unter meinen Stiefeln. Meine Füße finden keinen Halt und sinken immer wieder abwärts. Dann stemme ich sie gegen die Leiche, um etwas mehr Widerstand zu haben. Hebe mich über die Böschung.

Niemandsland.

Vorsichtig richte ich mich hoch und springe vorwärts. Zischend bohrt sich eine Leuchtkugel in den schwarzen Himmel. Ich liege starr. Schüsse pfeifen.

Das Licht verlöscht.

Vorsichtig krieche ich weiter, umgehe einen Trichter, wieder einen, immer mehr.

Vor mir leuchten Raketen auf.

Ich liege geduckt.

Auch hinter mir leuchtet es. Das Licht flackert lange.

Wenn die Richtung nicht stimmt? Wenn ich zurücklaufe oder im Kreis? Wenn ich nicht zwischen den Stellungen bin, sondern noch hinter der englischen Front? Das Gefühl der Aussichtslosigkeit liegt schwer auf mir.

Ich krieche weiter, versuche nach Möglichkeit den kranken Arm zu schonen. Und doch schmerzt er unbeschreiblich. Immer wieder muß ich innehalten und mich erholen. Ich stütze mich auf den gesunden Arm, der vor Ermüdung auch schmerzt und zittert.

Krieche weiter. Reiße mir die Hand an einem scharfen Gegenstand.

Liege im Licht.

Winde mich schwerfällig vorwärts, wenn es dunkel ist.

Granaten gurgeln über mir.

Es kracht, es blitzt.

Wie ein Tier suche ich mir instinktiv meinen Weg.

Stacheldraht. Liegen bleiben, Horchen, im flackernden Schein.

Vorsichtig krieche ich am Draht entlang. Stoße an irgend etwas. Es klingt hell.

Mein Herz setzt aus — klopft wie rasend. Ich halte den Atem an, liege lautlos im Dunkel.

Ein Gewehrhahn knackt.

„Halt! Wer da?"

„Deutscher! Deutscher!" — — Immer wieder schreie ich es, stöhne es, keuche wie ein Irrsinniger.

„Deutscher!" krächze ich.

Versuche mich vorwärtszuschleppen, nur die paar

Schritte noch. Kann nicht, breche zusammen, bleibe schwer atmend im Draht hängen.

Wie eine Welle überflutet mich das, wie eine große herrliche Welle, die mich mitnimmt, über alle Empfindungen hinwegträgt.

Alles spielt sich wie hinter Nebeln ab.

Männer ziehen mich in den Graben, fragen mich aus, schleppen mich und stützen mich, tragen mich irgendwohin, eine Treppe hinunter. Das kleine Leuchten einer Kerze ist im Dunkeln. Menschen um mich her reden und fragen. Und ich antworte, aber alles ist so unpersönlich, als erinnere ich mich wirr im Traum an ein Buch, das ich vor langer Zeit einmal gelesen habe.

Sie bringen Essen und geben mir zu trinken. Ich breche alles wieder aus, bin einen Augenblick erschrocken, weil es einem Offizier auf die Uniform geht. Aber schon versinkt alles wieder in einer durchdringenden Gleichgültigkeit. Auch der Schmerz meines Armes, an dem sie hantieren, vermag mich nicht aus dieser farblosen Wesenlosigkeit zu reißen, aus der ich in das gefühl- und gedankenlose Nichts hinüberdämmere.

Zwei Längsbalken, darüber liegen ein paar Querbretter, zwischen denen sich graubrauner Papierstoff durchdrückt. Strohhalme hängen heraus.

Müdigkeit liegt auf mir. In meinem Arm klopft es. Ich drehe mich etwas. Der Verband ist weiß und neu.

Auf einer Kiste hockt ein Leutnant. Tageslicht fällt von oben in den Stollen.

Mir ist wirr im Kopf. Alles kommt mir noch unglaubhaft und unwirklich vor. Über mir knarrt die Koje. Stöhnen

und Gähnen, dann tiefes Schnarchen. Die Luft ist schlecht. Ich mag nicht tief einatmen.

Der Stollen ist eng und niedrig. An der anderen Wand sind auch Betten übereinander.

Schwerfällig krieche ich heraus. Mir ist schwindelig. Der Leutnant sieht kurz auf und nickt mir zu. Ich gehe ein paar Schritte und setze mich auf die Treppe. Er reicht mir eine Zigarette. Ich erhebe mich mühsam, will die Hacken zusammenklappen. Er winkt mit der Hand ab.

„Danke gehorsamst, Herr Leutnant."

Es ist eigentümlich, wieder zu rauchen. Das Gefühl ist so neu. Ich sitze auf den Stufen und sehe alles mit müden Augen an. Einer stolpert die Treppe herunter, kauert sich auf eine Kiste, stützt den Kopf mit den Händen und schläft schon. In mir ist das befriedigende Gefühl, vieles hinter mir zu haben, aber ich bin zu abgespannt, mich zu freuen.

Wieder stehe ich auf und gehe ein paar Schritte. Dann lege ich mich hin, schließe die Augen und gähne. Bilder der Flucht kommen immer wieder. Die Läuse plagen mich. Ich kratze mich am Hals, unter dem Arm, jetzt juckt es mich am ganzen Körper. Je heftiger ich kratze, desto mehr quält mich das Jucken.

Es ist unmöglich, zu schlafen. Wieder steige ich aus meiner Koje.

Oben jault es. Gleich darauf zittert der ganze Stollen. Ein paarmal laufe ich auf und ab, aber der Unterstand ist sehr klein, und ich muß immer um den Leutnant herumgehen, der schreibt.

So klettere ich wieder in das Bett. Ich versuche die Augen zu schließen. Finde keine Ruhe. Hitze quält mich. Innere Unruhe treibt mich immer wieder hoch. Einen bitteren

Geschmack habe ich im Munde. Es klopft in meinen Schläfen, in meinen Fingerspitzen. Vielleicht habe ich Fieber.

Ich sitze auf dem Bettrand und schaukle mit dem Oberkörper hin und her, als könnte mich das beruhigen.

Ein Mann kommt wieder die Treppe heruntergepoltert und kauert sich neben den anderen auf die Kiste.

Es ist ausgeschlossen, so ruhig zu sitzen. Ich steige aus meinem Bett, stoße an den vor sich hin dösenden Mann. Der Leutnant sieht ungeduldig auf:

„Herrgott, Mensch, können Sie denn keinen Augenblick still sitzen!"

Da gehe ich lieber hinauf. Die Sonne scheint heiß. Die Luft flimmert über den Grabenwänden. Posten stehen und blicken auf das Vorgelände.

Ich gehe ein Stück auf den Laufbrettern bis zur nächsten Ecke und dann wieder zurück. Manchmal drängt sich einer an mir vorbei, dann setze ich mich in den Stolleneingang, um gleich wieder aufzustehen, denn das Ungeziefer bohrt schon wieder.

Ein paar Schüsse peitschen von irgendwoher. Keinen kümmert das.

Dumpf kracht ein Abschuß. Ein Unteroffizier kommt um die Grabenecke. Pfeifen und Flattern. —

„Achtung, Mine!" schreit er mir zu, wir poltern schon die Stufen hinunter. Dreck fällt von der Decke.

Kaum bin ich wieder draußen, treibt mich erneutes Flattern zurück.

Alles zittert. Der Stollen füllt sich mit Leuten. Es ist zum Ersticken heiß und eng.

„Die Schweinebande setzt wieder Blumentöpfe," gähnt einer verschlafen aus der Koje rechts oben.

„Halt die Fresse, Emil, in deiner Furzmulle da oben.“

Der andere grunzt nur als Antwort.

Rums! — Das klingt dumpf.

So vergeht der Tag.

Einmal schreien sie draußen nach dem Sanitäter. Der Leutnant stürzt hinaus. Zwei Mann laufen ihm nach. Dann schleppen sie einen herunter. Seine Arme hängen schlaff, als wären sie knochenlos.

„Verbandzeug her!“ Sie öffnen ihm den Rock und umwickeln seinen Hals. Dann legen sie ihn in die Koje mir gegenüber. Er röchelt unregelmäßig mit geschlossenen Augen.

Die anderen sitzen umher, als ginge sie das wenig an.

Ich krieche wieder in meine Koje, betrachte die Bretter des Bettes über mir, schließe die Augen und quäle mich mit Erinnerungen und Läusen.

Ist es so schwer, einen Erfolg zu haben? Tagelang hatte ich mich ganz auf ein Ziel eingestellt, hatte nur noch Gedanken Raum gegeben, die mich diesem Ziel entgegentrieben. Jetzt habe ich es erreicht, aber diese Gedanken irren nun umher, piesacken mich hartnäckig weiter, und ich quäle mich ohne neues Ziel. Wieviel leichter ist es doch, vor einem Erfolg zu stehen, als ihn hinter sich zu haben!

Endlich kommt die Dämmerung und die Nacht. —

Durch den Graben wandern wir hintereinander zurück. Es ist mir wie eine Erlösung, wieder weiterzukommen: etwas anderes — nur nicht das Still-sitzen-müssen im Unterstand, das mich bis zum Wahnsinnigwerden gequält hat. Irgend etwas hetzt mich weiter, läßt mir keine Ruhe.

Wir tasten im Dunkeln. Plötzlich ist Feuer da. Jaulen und Krachen, das überall angstvolles Hasten und Vorwärtsstürzen auslöst. Es wird wieder ruhig, dann abermals Feuer. Ich weiß nicht, wohin wir gehen. Aber ich fühle mich sicher, weil jemand mich führt.

Ein paarmal redet mein Führer mit irgendeinem Mann in der Dunkelheit.

Meine Füße sind wie Sandsäcke, schwer und unbeholfen.

In einem Unterstand besieht ein Arzt meinen Verband flüchtig.

„Weiter!“ Er schiebt mich mit einer vorsichtigen Bewegung weg. Andere Verwundete schließen sich uns an. Einer von ihnen stöhnt und erbricht immer. Es klingt, als ob er sein Inneres auswürgen würde.

Dann hält der Trupp. Wir müssen warten, bis ein Sanitätsauto vorbeikommt. Wir setzen uns auf einen Stapel leerer Geschoßkörbe. Aber es ist ein unbequemes Sitzen, weil die Körbe rutschen und sich zusammenbiegen. Nach kurzer Zeit zittern mir die Knie, so daß ich wieder aufstehe.

Ein Sanitäter kommt.

„Die Autos halten heute drei Kilometer weiter hinten, weil die Straße zu sehr unter Feuer liegt. Wer nicht laufen kann, muß hier warten, bis eine Munitionskolonne vorbeikommt."

Es dauert lange, bis wir auf Leermaterial von einer Munitionskolonne zurückgebracht werden können.

Neben mir sitzt einer mit einem Wadenschuß. Er hält das Bein weit von sich gestreckt und stützt es auf einen Geschoßkorb. Er pfeift. „So 'nen Dusel gehabt, nur Wadenschuß. Ich hab den Zimt satt. Jetzt ins Lazarett und dann zu Muttern nach Haus. Ist doch eine andere Sache."

Ich antworte nicht. Er zündet sich eine Zigarette an, reicht mir auch eine. Ich schüttele den Kopf. Er sieht es im Dunkeln nicht, legt die Zigarette in meine Hand. Ich gebe sie ihm zurück.

„Na, willste nich? Is 'ne gute Marke," sagt er beleidigt.

„Ich kann jetzt nicht."

„Denn man nich. Wo haste denn eins abbekommen?"

„Oberarm." Wenn er doch nur still sein würde!

Er erzählt mir die ganze Geschichte seiner Verwundung. Ich höre nicht hin, es ist auch kaum etwas zu verstehen bei dem Karrenrattern. Wenn diese Fahrt nur bald ein Ende hätte! Ich lebe in der ständigen Angst, meinen Arm anzustoßen. Meine Kolonne kennt der Fahrer leider nicht. Ich hätte ihm sonst gern Nachricht für Gattner mitgegeben.

Beim Morgengrauen sind wir im Feldlazarett. Ich bekomme ein Bett angewiesen in einem Zimmer mit sechs anderen Verwundeten. Ein Wärter mit einer fast bis zum Erdboden reichenden Metzgerschürze, die lauter braune

Flecken hat, holt mich bald zum Arzt. Er krempelt sich unterwegs die gerutschten Ärmel wieder hoch.

Mein Verband wird aufgemacht. Es tut sehr weh. Ich sehe wohl am besten nicht hin.

„Stark vereitert." Der Arzt sieht mich über eine goldene Brille an. „Morgen können Sie mit dem Leichtverwundetenzug weiter nach Belgien hinein. Bis dahin schlafen Sie sich mal ordentlich aus. Viel haben Sie sowieso nicht zuzusetzen. Wie alt sind Sie denn?"

„17, Herr Oberstabsarzt."

Er lächelt. „Frisch von der Schulbank, was? Na, das wird schon bald wieder werden. Aber Erholung würde Ihnen nichts schaden." —

Endlos rattert dann der Zug. Die Räder klopfen. In meinem Arm klopft es im Rädertakt mit. Immer und immer wieder: Freu dich, Fritzchen, freu dich, Fritzchen, morgen gibt's Sellerieſalat! — Das alberne Lied peinigt mich zur Verzweiflung. Wo habe ich es nur her, wer hat es gesungen? Ich grüble nach. Ich kann mich nicht mehr erinnern, es ist ja auch gleich. Krampfhaft bemühe ich mich, an irgend etwas anderes zu denken, um diese irrsinnige Melodie loszuwerden. Aber sie ist immer wieder da. Unruhig bewege ich die ganze Zeit meine große Zehe hin und her. Ich will mich zusammennehmen und ganz still liegen. Es geht einfach nicht, schon wieder bewege ich die Zehe. Das alles ist so zermürbend.

Es ist Nacht, als wir ausgeladen werden. Zwei Männer heben meine Trage herunter und stellen sie draußen hin. Die Luft ist rein und frisch Ich atme tief. —

Hin und her. Stimmen rufen, Schwestern gehen vorüber.

Dann werde ich in ein Auto geschoben. Die Tür klappt zu. Der Motor springt an und langsam setzt sich der Wagen in Bewegung. Es ist dumpf und stickig, riecht nach Ölfarbe und Karbol. Der Wagen schwankt stark. Er ist gut gefedert. Das Schaukeln schläfert mich ein.

Der Schlag wird aufgerissen. Stimmen. Ein matter Lichtschein fällt ins Wageninnere. Meine Trage wird herausgehoben.

„Erster Stock, großer Saal."

Ich werde eine Treppe nach oben getragen. Türen klappen, leise Schritte in weichen Schuhen schlurfen auf Steinfliesen. Ein großer Schatten liegt unwirklich auf weißer Wand.

In einem großen, matt erleuchteten Saal wird die Bahre hingestellt.

„So, da sind wir," sagt eine müde, singende Frauenstimme.

Eine Schwester in großer, weißer Haube steht neben mir. Ich versuche mich aufzurichten. Sie hilft mir hoch. Ich schwanke. Beim Auskleiden hilft sie mir.

Es ist schön, so ruhig in weißbezogenem Bett liegen zu können. An nichts jetzt denken, nur liegen, ganz gerade ausgestreckt auf sauberen Tüchern. Wenn die Läuse nur weg wären!

Ich kann nicht schlafen, mit offenen Augen starre ich zur Decke. —

Die Tür geht auf, ein Wagen wird lautlos hereingerollt.

„Hier — in dieses Bett."

Zwei Wärter heben den Mann. Er stöhnt. Die Schwester legt ihm die Decke zurecht. Dann kommt sie zu mir.

„Ich habe Läuse, Schwester," sage ich sehr leise.

Sie nickt und kommt mit einer Schüssel wieder. Dann wäscht sie mich. Es ist mir eine große Wohltat.

„Sie sind an der Brust sehr zerfressen," sagt sie mit ihrer singenden Stimme und nimmt mir die Erkennungsmarke ab. Dann reibt sie die wundgebissene Haut mit Salbe ein.

„Versuchen Sie jetzt zu schlafen, morgen wird Sie unser Chefarzt ansehen." Sie geht lautlos hinaus.

Die Nacht nimmt kein Ende. Es ist drückend heiß im Saal. Diese ungewohnte Stille beängstigt mich irgendwie.

Dann bin ich wohl doch eingeschlafen.

Es ist sehr hell, als ich aufwache. Das Licht blendet mich. Die Flügeltür ist weit offen. Schleppender Kirchengesang dringt herein, dann Murmeln von vielen Frauenstimmen und wieder Gesang. Wie das so merkwürdig klingt: singende Frauen.

Nachher stellt mir die Schwester einen Napf mit Kaffee hin und zwei Schnitten Brot mit Marmelade. Ich richte mich auf und fange an zu kauen. Vorher hatte ich großen Hunger, aber jetzt schmeckt es mir nicht. Mein Kopf ist benommen und ich habe Angst, den Kaffee überzugießen. Es ist am besten, wenn ich mich wieder hinlege.

Der Mann neben mir beobachtet mich neugierig.

„Gut geschlafen, Herr Nachbar?" Er sieht mich vergnügt an. „Danke, ja," sage ich kurz. Ich habe keine Lust, mich jetzt zu unterhalten. Er merkt es und wendet sich an seinen anderen Nachbar.

Der Wärter kommt an mein Bett.

„Sie sollen zum Chefarzt." Er hilft mir hoch und zieht mir einen blau und weiß gestreiften, viel zu großen Kittel an.

Dann führt er mich durch einen langen, hellen Gang auf dessen einer Seite lauter weiße Türen sind.

Der Sanitäter schiebt mich in einen großen, sehr hellen Raum. Es riecht stark nach geronnenem Blut und Äther.

Ein Arzt hantiert an einem Stöhnenden. Eine Schwester reicht ihm mit einer Zange Instrumente.

Der Wärter geht. Ich sehe nicht zum Operationstisch hin, es ist mir unangenehm.

Ein anderer Wärter kommt herein und schiebt mir einen Stuhl hin.

„Sie müssen warten."

Dann ist es so weit. Ich muß mich auf einen weißen Hocker setzen. Der Sanitäter schneidet mit einer gebogenen Schere den Verband auf, wirft ihn in eine weiße Emaillewanne, von der ein Stück am Rande abgesplittert ist.

Der Arzt geht vor mir auf und ab und trocknet sich die Hände. Er sieht mich an.

„Armverletzung?"

„Handgranatensplitter."

„Na, lassen Sie mal sehen."

Er beugt sich über den Arm. Mensurnarben haben sein Gesicht zerrissen. „Es ist nicht schlimm. Nur vereitert. Auf den Tisch."

Er tastet mit warmen Fingern die Stelle um die Wunde ab. „Alles in Ordnung, Splitter scheinen nicht drin zu sein."

„Etwas halten, Schwester." Sie dreht mir den Kopf weg. „Wo haben Sie sich denn das geholt?"

Ich will ihm antworten, verspüre aber im selben Augenblick einen heftigen Schmerz. Ich beiße die Zähne zusammen und halte mich am Tisch.

„So, — ein kleiner Schnitt. Das Splitterchen mußte doch raus. Na, wo haben Sie sich den geholt?"

„Vor Arras, Herr Oberstabsarzt." Es fällt mir schwer, zu sprechen.

„Aber arg verhungert sehen Sie aus." Er wischt an der Wunde herum. „Jetzt noch ein klein wenig stillhalten, dann sind wir durch." Er drückt an der Wunde. Es ist wieder ein starker Schmerz. Ich muß an rohes, blutiges Fleisch denken.

„Verbinden."

Der Wärter legt mir den Verband um.

„Der Nächste."

Der Sanitäter stützt mich zurück.

Das Bett neben mir ist jetzt besetzt. Ein gelbes Gesicht mit schwarzem Bart sieht mich an. Es ist mir gleich, alles gleich. Es rutscht weg, dreht sich, der ganze Saal verschwimmt. Meine Augen starren auf einen Punkt.

Mein Körper ist kalt und naß. Was war das eben? Die Lider sind schwer. Ich kann nicht denken.

Um mich schwirren gedämpfte Stimmen. Sie sind mir lästig. Ich möchte schlafen, aber alles stört mich. Eine Fliege summt und setzt sich auf meine Stirn. Ich scheuche sie weg. Sie kommt wieder und quält mich lange.

Das Mittagessen kommt. Ich lasse es unberührt.

„Aber, Herr Nachbar, Sie werden doch das schöne Essen nicht stehen lassen? Nein, das wäre geradezu eine Beleidigung für den Küchenchef. An so einer Kränkung kann der Mann doch zugrunde gehen. Und das wollen Sie doch nicht, Herr Nachbar? Sehen Sie, das wollen Sie nicht, deshalb reiche ich Ihnen meine nachbarliche Bruderhand und greife Ihnen bildlich unter die Arme."

Er legt sich herüber, daß er fast aus dem Bett fällt, und angelt sich meinen Teller.

Ich liege ganz still und habe die Augen geschlossen. Der Blechlöffel klappert.

Der Wärter kommt.

„Exquisit, Herr Kollege, sehr schön, sehr schön, aber mein Nachbar ist so ausgehungert, für den reichen so kleine Portionen nicht. Dem Kapitulanten müssen Sie unbedingt noch etwas bringen."

„Mensch, hör auf zu quasseln, da kann man ja bei überschnappen," sagt jemand.

Ich bin so müde geworden, daß mir immer die Augen zufallen. Er redet unentwegt weiter.

„Halt die Schnauze, Maxe, sage ich dir, sonst wiener ich dir die Zähne mit 'nem ungewaschenen Latrinenbesen," brummt einer verärgert.

„Bemühen Sie sich nicht umnütz, Herr Nachbar, ich stamme aus gut situierten Verhältnissen und bin in der Lage, meine Zahnpasta aus eigenen Mitteln bestreiten zu können."

Mein Kopf ist heiß. Fieber klopft in den Fingerspitzen.

Den Kaffee lasse ich nachher auch wieder stehen.

„Na, Herr Nachbar, ich werde wohl mal wieder die Ehre der Familie retten müssen. Geben Sie mal her. So 'nen Mokka, den kann ich stundenlang saufen." Mit einem Zug ist meine Schale leer.

Zwischen weißen Bettüchern liege ich und kämpfe mit mir. Was ist das nur alles? Ich habe nun Ruhe, bin sauber, brauche mich um nichts zu sorgen, aber mich überkommt trotzdem keine Zufriedenheit. Immer wieder treibt innere Unruhe meine Gedanken im Kreis umher. Immer pulst etwas mit starkem Schlag in mir, das ich nicht überhören kann.

Meine Schläfen klopfen und meine Gedanken kreisen ständig um einen Punkt.

Manchmal sinkt es zurück, aber nur für Augenblicke, dann erhält es wieder einen Anstoß durch irgendein Geräusch, das Klappern einer Tür, das Husten eines anderen oder durch ein halblaut gesprochenes Wort.

Mühsam habe ich mich auf eine Insel gerettet und verhalte mich ganz still, aber immer wieder stößt mich irgend etwas hinaus in die treibenden Fluten.

„Sie müssen essen." Die Schwester steht an meinem Bett. Ihr noch junges Gesicht ist sehr bleich und hat dunkle Ringe unter den Augen. Sie hilft mir hoch.

Mein Kopf ist so verdächtig leicht, er schaukelt, dreht sich, kreist. Es wirbelt mich schon wieder in den Strudel.

Ich will mich ganz still halten, ganz still, damit es mich wieder an eine Insel treibt.

„Aber Herr Nachbar, Herr Nachbar!"

„So, — legen Sie sich mal ruhig wieder hin. Das macht gar nichts, das wischen wir wieder weg."

Was ist das alles?

Ich treibe wieder in großen Kreisen, aber ich sinke langsam, sinke unaufhaltsam und nun steht mir das Wasser schon an der Kehle, es würgt mich, w—ü—r—g—t, daß ich keine Luft bekomme, daß ich schreien möchte.

Aber alles treibt, treibt ohne Ende. Alles ist uferlos.

„Na, was machen Sie denn für Sachen?"

Der Arzt steht vor mir.

„Lassen Sie mal sehen." Er befühlt meinen Arm. „Nicht so schlimm, etwas durchgesickert." Er geht weiter.

Der Mann neben mir mit dem Bart stöhnt. Sein Gesicht ist eingefallen.

„Und wie geht es Ihnen?“ Er wendet sich an den Mann in der Ecke.

„Schlecht,“ sagt der mit ganz tiefer, rauher Stimme. Das klingt hohl, als spräche er aus einem Grabe.

„Nun, nun, das werden wir auch schon in Ordnung bringen.“

„Na, und Ihnen?“

„Nicht schlecht, Herr Obermedizinalrat, aber der Hunger peinigt mich schrecklich. Ich bringe bei Nacht kein Auge zu vor Kohldampf.“

Der Arzt blickt die Schwester fragend an.

„Der kriegt die volle Portion.“

„Das stimmt, Herr Obermedizinalrat, aber die hat an der Front auch nicht für mich gereicht. Ich habe so einen Hang zum Appetit.“ Er legt den Kopf freundlich lächelnd auf die Seite.

„Na, mal sehen.“ Der Arzt nickt ihm zu. Er will noch weiterreden, aber der Chefarzt ist schon an einem anderen Bett.

Ich lege mich wieder in die Kissen zurück. Durch das offene Fenster weht es warm herein. Ein paar Fliegen summen um die Milchglaslampe. Sie fliegen schnell, halten unvermittelt auf der Stelle, fliegen rückwärts und wieder vor.

Ob wohl ein Sinn in dem allem liegt? Das ist ja auch ein Kreisen. Immer wieder um einen unsichtbaren Punkt. Vielleicht ist das, wie bei uns, ein Gewirbeltwerden, ein hemmungsloses Getriebenwerden um Punkte, die auf einmal da sind und die uns nicht loslassen.

Es greift mich wieder, es treibt mich wieder in den Wirbel hinein.

„Schlafen Sie?“

Ich fahre entsetzt hoch, zittere am ganzen Körper. Weshalb nur? Das Gesicht der Schwester ist freundlich wie immer.

„Sie müssen schlafen, dann wird es wieder besser.“

„Wenn ich doch nur richtig schlafen könnte, Schwester!“

„Sie müssen mal an nichts denken, dann wird es gehen.“

Wie sie das so einfach sagt: nicht denken, — ich denke ja auch nicht, irgend etwas kommt von selbst und treibt mich, treibt mich durch Tage schon. Wenn ich die Augen zumache, ist eine große rosa Masse da, die sich immer bewegt! Kleine Punkte sind darin. Es ist etwas unendlich Weiches, Kraftloses in dieser rosa Masse. Ich möchte es fassen, irgendwie hineinbeißen, um Widerstand zu fühlen. Wie Gehirn ist es, so verschlungen und weich. —

Ein Schrei steht in der Dunkelheit. Stößt mich wach. Vor dem Fenster flackert es unruhig, heult auf, braust mächtig und zerkracht.

Wieder durchreißt der Schrei alles. Er kommt aus der Ecke, steigert sich zum Brüllen. Das eiserne Bett rüttelt und quietscht, die Gläser tanzen, die Scheiben klirren. Draußen krachen Bomben und im Saal ist das ungezähmte Brüllen eines Wahnsinnigen.

Die anderen sind auch hochgefahren.

„Aber, Herr Nachbar.“

„Eine Handgranate, du Aas!“

„Mensch, halt doch Ruhe!“

„Jetzt ein MG. euch in die Rippen!“

Flackern vorm Fenster. „Daß die Schweine doch immer Bomben werfen müssen,“ sagt der neben mir. „Man muß die Schwester rufen.“

„Halunken, Halunken! Noch ein paar Handgranaten! Noch mehr! Noch mehr! Spaten her! Spaten her! Spaaaten!“ Seine Stimme klappt über. Krachen.

„Ha, du Aas, ordentlich den Schädel gespalten! Laß nur das Auge heraushängen, laß es doch baumeln, ich werde dir noch eins mitten in die Fresse hauen, daß du blutige Zähne schluckst!“

Der Nachttisch stürzt um. Draußen ballern Flaks.

„Daß niemand kommt! Vielleicht geht die Klingel nicht?“

„Siehst du, Breischädel, wie dir schon das Gehirn rausfließt? Ha, ha, ha, ha, du Kanaille, dir fließt ja schon die Suppe über. Hahaha!“

Endlich Tappen auf dem Gang.

„Ruhe, Ruhe!“

„Ach wieder so'n Vieh!“

„Seien Sie doch nicht so aufgeregt. Jetzt müssen Sie schlafen.“ Die Schwester kommt ganz leise. „Sie haben ja auch alles umgeworfen.“ Sie sagt es sehr sanft.

Der Mann ist ganz still. Er kauert in sich zusammengesunken mit hochgezogenen Beinen. Wie sie ihn beruhigt, nur durch die eigene Ruhe!

Sie richtet den Nachttisch wieder auf, sammelt die Scherben.

Draußen kracht es wieder.

„Huaiii,“ er schnellt sich hoch. „Spaten her! Spaaaten! der Schädel muß gespalten werden. Du Vieh, du, einmal hast du schon den Kolben gespürt. Wie das geknackt hat — geknackt hat.“ Er schlägt wie wahnsinnig auf das Kissen ein: „Huaiii!“ Schaum fließt ihm aus dem Munde.

Wärter kommen, ein Arzt. „Handgranaten, Spaten, daß ihr alle krepiert, ihr Hunde.“ Er stöhnt, zieht keuchend

Luft ein. Ein Glas zersplittert an der Wand. Ein kurzes Handgemenge, gurgelndes Schreien, dann bringen sie ihn hinaus.

Der Mann mit dem Bart stöhnt schwer. Sein Atem geht pfeifend. Ob er sterben muß?

„Ne, ne, so 'ne Dummheiten zu machen, statt sich auszuschlafen, damit man morgen wieder Appetit hat.“

„Halt du nur die Schnauze, zu fettgefressene Wanze.“

Ich rutsche tiefer zurück und schließe die Augen. Meine Sinne sind sehr wach geworden.

Es ist wieder still. Matt schimmert das kleine Nachtlicht.

Ich kann den Schrei nicht vergessen. Mein Arm schmerzt. Der Mann mit dem Bart stöhnt manchmal langgezogen.

Es dämmert, als ich einschlummere.

Singen weckt mich wieder, schleppend und eintönig. Die Tür ist weit offen.

Der Mann mit dem Bart atmet unruhig. Sein Gesicht ist wachsgelb.

Der Arzt winkt der Schwester. „Auf Zimmer 21.“

Sie tritt mit dem Wärter an das Bett. Vorsichtig beginnen sie zu schieben. Der Mann fährt zusammen. Er wehrt mit dem Arm ab, auch der ist wachsgelb. Er hat lange schwarze Haare.

„Nur Ruhe,“ besänftigt die Schwester.

„Wohin?“ röchelt er.

Sie halten inne. „Nur in ein anderes Zimmer, wo Sie schöner und ruhiger liegen.“

Er wehrt ängstlich ab.

„Aber Sie haben es da ja viel besser, viel angenehmer.“

„Ich will nicht,“ haucht er kaum hörbar.

„Aber der Herr Chefarzt hat es befohlen. Es ist doch besser für Sie.“ Er wird weitergeschoben.

„Nicht — nicht,“ höre ich ihn noch verzweifelt flehen. Seine Stimme ist leise. Mühsam bringt er nur die Worte heraus: „Nicht, nicht!“

Sie sind schon auf dem Gang. Die Tür schließt sich.

„Der kommt nicht wieder,“ sagt der neben mir, „den bringen sie jetzt ins Totenzimmer.“

Mich fröstelt. —

Bei meiner Post ist ein Brief mit dem Kolonnenstempel. Der Wachtmeister schreibt: „... Der Kommandeur und wir alle haben uns sehr gefreut, daß Sie wiedergekommen sind, denn wir glaubten Sie schon tot. Der Leutnant kann selbst nicht schreiben, weil er seit heute nacht verwundet im Feldlazarett liegt. Ein Granatsplitter hat ihm den Oberschenkel zerrissen. Wir haben auch sonst viel Verwundete und Tote. Meyer II, Adamczak, Ohlsen, Stamm und Baruscheid sind gefallen. Der Leutnant hat gemeint, als er Ihre Nachricht bekam, Sie sollten gleich vom Lazarett in Urlaub fahren. Den Urlaubsschein hat er noch gestern unterschrieben. Ich lege ihn gleich bei. Hoffentlich kommt nur unser Leutnant durch. Die ganze Kolonne läßt Sie grüßen.

Vilbert, Wachtmeister.“

„Nun haben wir es bald geschafft.“

„Ja, nun sind wir bald auf deutschem Boden. Ich habe mich ein Jahr lang darauf gefreut und nun muß es so sein. Ich fürchte mich vor der Ankunft,“ sagt er leise: ein hagerer Gefreiter mit traurigen Augen.

Dämmerung läßt Einzelheiten seines Gesichtes schon verschwimmen.

„Warum fürchten Sie sich vor der Ankunft?“

„Wir sollten beide zusammen in Urlaub, mein Schwager und ich. An der Bahn warten unsere Frauen. Und nun komme ich allein.“

„Dafür wird Ihr Schwager den Urlaub vielleicht bald nachholen können,“ tröste ich.

„Nein, er ist tot. Unser Urlauberzug wurde im Sammelbahnhof von Fliegern beworfen. Wir hatten Tote und Verwundete. Er war gleich weg. Splitter in den Hinterkopf. Wie soll ich das jetzt sagen?“ Er sieht mich qualvoll an.

Ich muß in der Nacht immer an diese Augen denken. Warum ist mir die Heimreise auch so schwer? Ich freue mich wohl, aber so ganz anders, als ich es mir gedacht habe.

Nun rollen wir schon über deutsches Land.

Und dann sind wir am frühen Morgen in Köln.

Ich warte auf dem Bahnsteig. Die Zivilisten weichen mir im Bogen aus. Meine Uniform hat nun mal einiges hinter sich. Ist das eine Schande?

Endlich kommt mein Zug. Gerade vor mir hält ein fast leeres Abteil 3. Klasse. Ich bin froh, endlich wieder sitzen zu können.

Nur eine Dame und ein Herr sind darin. Sie mustern mich mißfällig und rücken zur Seite. Nach einiger Zeit kommt der Schaffner:

„Militär hinten einsteigen! Ja, ja, ja, ja, da hilft nichts, das ist Vorschrift!"

Der Militärwagen ist überfüllt.

„Wir sind ja nur Viecher, wir können ruhig stundenlang stehen, wenn nur die Kriegsgewinnler vorne Platz haben," schimpft ein alter Landsturmmann.

„Wir dürfen ja auch nicht D-Zug fahren! Wozu auch, wenn man 355 Tage Front seit dem letzten Urlaub hinter sich hat," wirft ein Infanterist ein.

„Sind Sie krank, Herr Wachtmeister?" fragt der Landsturmmann freundlich.

„Nein, es ist nur etwas viel, weil ich aus dem Lazarett komme."

Er sieht sich um. „Du, Kamerad! Mach dem Wachtmeister ein wenig Platz, du hast gesunde Beine."

Ein langer Infanterist, die Feldmütze schief auf dem Kopf, steht umständlich auf. „Natürlich, setzen Sie sich man ein bißken."

Es ist merkwürdig, wie ich mich hier viel eher wohlfühle als zwischen den Zivilisten. Wie soll das erst in der Heimat werden?

Ganz langsam gehe ich dann über den Bahnsteig. Es ist alles wie immer und doch anders. Die Form der Eisenträger fällt mir auf und die des Treppengeländers. Das war

natürlich immer so, aber ich habe es früher zu oft gesehn, als daß ich auf solche Einzelheiten noch achtgegeben hätte.

An der Sperre ist niemand, den ich kenne. Natürlich, keiner weiß ja, daß ich komme. Ich gehe aber doch noch einmal entlang und bin dann verstimmt, obwohl es grundlos ist.

Die Straßenbahn ist gerade weg, so daß ich gehen muß. Da werden noch Zeitungen verkauft und hier an der Ecke wackelt noch immer das Glücksschwein mit dem Los im Maul.

Fremd hasten die Menschen vorüber.

„Aha, auf Urlaub?" Ich drehe mich um. Richtig, Herr Dart lehnt wie immer rund in der Ladentür.

Vor dem Kolonialwarengeschäft da drüben stehen Frauen Schlange.

Dann kommt das Rathaus, das Monopolhotel, der Papierladen, in dem ich immer die Schulhefte gekauft habe, und der Buchhändler. Das ist ja alles wie immer, und doch empfinde ich es jetzt stärker und eindrucksvoller.

Unsere Straße liegt abseits. Die meisten Häuser sind geschmacklos.

Ein paar Kinder spielen im Rinnstein. Meine schweren Stiefel hallen auf dem Pflaster. Nun sehen sie auf und erkennen mich. Ein kleines Mädchen macht verlegen-neugierig einen Knix.

Drüben im Fenster liegt Frau Burkhard. Sie hat sich ein rotes Kissen unter die Arme geschoben und stumpft vor sich hin. Die Rolläden hängen halb hochgezogen über ihrer hohen Frisur. Jetzt hat sie mich gesehen. Die ganze Nachbarschaft wird es heute noch wissen, daß ich da bin, und daß ich noch nicht Offizier bin und sehr schäbig aussehe. Ich drehe den Kopf weg.

Das nächste ist unser Haus. Durch die Stadt bin ich sehr langsam gegangen, jetzt beeile ich mich noch weniger. Ich habe Scheu vor dem Nachhausekommen. Das ist dumm von mir, weil ich mich doch eigentlich sehr darauf gefreut habe. Aber jetzt, wo es da ist, möchte ich es hinausschieben. So war es auch immer früher zu meinen Geburtstagen oder Kinderweihnachten. Ich freute mich, und dann, als es so weit war, hatte ich Angst davor, eine dumme, unerklärliche Angst.

So leise wie möglich mache ich das Tor auf. Es knarrt genau so wie früher. Ich stehe vor der Haustür und lege die Hand auf den Türgriff. Ich weiß, daß die Tür nicht verschlossen ist. Meine Hand drückt den Griff herunter. Er knackt. Ich fahre zusammen. Es ist doch vielleicht besser, wenn ich erst klingele, damit Mutter nicht so erschrickt. Ich steige die Treppe hoch und trete möglichst laut auf. Ich will nicht überraschen, sondern einfach nur da sein. Jetzt noch zwei Treppen. Oben geht eine Haustür. Jemand beugt sich über das Treppengeländer. Es ist Mutter. Sehr langsam gehe ich weiter. Am liebsten möchte ich einen Augenblick stehenbleiben, ich weiß nicht warum. Sie hat wohl meinen Schritt erkannt.

„Junge!" Sie kommt mir mit ausgestreckten Armen entgegen.

„Mutter, ich habe Urlaub."

Sie umarmt mich. Meine Wunde schmerzt, aber ich sage nichts, weil ich ihr die Freude nicht verderben will. Ich dränge sie in die Wohnung. Es geht ja die anderen im Haus nichts an. Die Vortür klappt zu.

Nun bin ich also zu Hause. Ich fühle, wie die Spannung in mir nachläßt.

„Lore, Lore, komm schnell, Helmut ist da."

Meine Schwester überfällt mich stürmisch und gibt mir einen Kuß. Etwas verlegen sieht sie mich dann an. Sie ist groß geworden.

Ich ziehe mich vorsichtig aus. Mutter fällt das gleich auf.

„Tut dir was weh?" fragt sie besorgt.

„Es ist nicht mehr schlimm," beruhige ich.

„Lore, mach doch mal gleich etwas Rührei, das ißt er doch so gerne."

Ich gehe ihnen in die Küche nach. „Laß doch, Mutter. Ich habe schon im Zuge gegessen und bin ganz satt. Wenn ihr noch nicht gegessen habt, setze ich mich zu euch. Bitte, macht nichts Besonderes für mich."

Mutter schiebt mich aus der Küche in mein Zimmer. „So, wasch dich mal zuerst!" Sie bringt Wasser in der blauen Kanne und zieht die Rolläden hoch.

Nun stehe ich in meinem alten Zimmer und trockne mir die Hände. Dabei gehe ich auf und ab und betrachte mir die Bilder. Wie ich es früher immer getan habe. Es sind dieselben Bilder, die ich als Knabe aufgehängt habe, die ich jeden Tag sah. Sie wurden mir zur Gewohnheit. Ich bemerkte sie nicht mehr. — Nun sind sie mir bekannt und doch wieder neu. Ich bin wieder empfindlich für sie geworden. Nur daß sie mir nicht mehr ganz so gefallen wie früher. Weshalb, weiß ich nicht.

Ich bin fertig und gehe in die Küche zurück. Lore bemerkt das E. K.-Band im Knopfloch und macht Mutter darauf aufmerksam. Mutter aber hat es längst gesehen, nur gesagt hat sie nichts.

Natürlich haben sie mir doch Rührei gemacht.

Wir sitzen wieder alle drei um den runden Eßtisch. Mutter und Lore essen Steckrüben.

Mutter ißt kaum etwas, sie sieht mich immer an und streichelt mir leise über die Hand.

„Wo bist du denn zuletzt gewesen?“ fragt Lore und schiebt sich einen Riesenbissen in den Mund.

„Etwas manierlicher, Lore,“ rügt Mutter. Ich muß lächeln. Ganz wie früher.

„Wo ich gewesen bin? — So — im Westen.“

Was soll ich Orte nennen, die für sie kein Begriff sind? Was soll ich ihnen von der trostlosen Leere erzählen, die das Wort „Westen“ für mich bedeutet, Leere, Stumpfheit, Grauen, Qual — — —

„Laß ihn nur essen, Lore, er ist sicher sehr hungrig von der Reise.“

Nach dem Essen holt Mutter noch ein Stück Schokolade aus dem Schrank, bricht es in zwei Teile, von denen ich das größere bekomme. Das andere legt sie Lore hin.

„Wo hast du die denn noch her?“ fragt Lore. „Das wußte ich ja gar nicht, daß du noch solche Vorräte besitzt!“

Mutter steht schon wieder auf, holt das Tablett und räumt das Geschirr auf. „Nun müssen wir den Jungen hinlegen, er wird müde sein.“

Ich weiß, daß ich jetzt nicht schlafen kann, aber ich sage ja. Ich fühle, daß sie sorgen muß, und daß ich ihr die größte Freude mache, wenn ich sie gewähren lasse.

„Ich habe vorhin in der Stadt Frau Hellweg getroffen, Mutter. Trudes Bräutigam ist gefallen. Ernst Hellweg ist immer noch im Lazarett, und von Paul haben sie seit vierzehn Tagen keine Nachricht bekommen.“

„Wie schrecklich,“ sagt Mutter, aber ich beruhige sie, daß doch so oft Post verlorenginge oder Postsperre wäre.

Dann bringt mich Mutter in mein Zimmer. Ich muß mir beim Stiefelausziehen helfen lassen, werde aufs Bett gelegt, die Rolläden werden halb heruntergelassen, und Mutter sitzt noch einen Augenblick auf meinem Bettrand. Sie legt meinen Arm zurecht und fragt, ob es weh tut. Sie will noch weiter fragen, aber weiß wohl nicht, wie sie das anfangen soll.

„Nur ein kleiner Splitter,“ erkläre ich. Es ist mir richtig schwer, das zu sagen. Dann wird es still. Das ist unerträglich. Ich gähne. Sie steht auf und schließt vorsichtig die Tür, — geht dann auf Zehenspitzen. Ich höre sie mit Lore draußen flüstern.

Nun soll ich schlafen, aber ich kann nicht. Ganz still liege ich auf dem Rücken und lasse meine Augen kreisen. Jetzt bin ich zu Hause, ich fühle es ganz stark. Und doch trennt mich irgend etwas. Ich finde keine Verbindung, keinen Anschluß an das Zuhause von früher.

Meine Augen tasten die Wände ab und die Decke. Da hängt noch die Lampe mit dem geschwungenen Glasschirm. Das Muster der Tapete habe ich jeden Morgen betrachtet, ehe ich aufstand, ich habe es lange angesehen, wenn ich krank war. Und jedes Bild ist geblieben, wie es war. Da hängt auch mein Bücherregal, da steht der Tisch mit der grünen Decke darauf, mit dem Tintenfaß und dem Schreibzeug.

Und doch ist alles anders. Irgendeine Farbe fehlt, denke ich. Alles sehe ich wie durch Seidenpapier.

Leise stehe ich auf und gehe auf Strümpfen durch das Zimmer.

Da hängt meine große Kriegskarte an der Wand, auf der ich mit Fähnchen die Frontlinie festgepiekt habe. Noch steckt die rote Kordel, wie ich sie damals verlassen habe. Ich erinnere mich noch wie heute. Ich hatte meinen Konfir-

mationsanzug angezogen, denn ich wollte nicht in kurzen Hosen zum Militär kommen. Ich war noch unruhig im Zimmer auf- und abgegangen. Alles Kommende beschäftigte mich zu viel, als daß ich in Ruhe von allem hätte Abschied nehmen können. Aber das, was ich verließ, war mir auch wieder nicht gleichgültig genug, um ihm einfach den Rücken zu kehren.

Ich stehe vor der Karte und lese wie früher die vielen kleinen Namen. Wie oft habe ich sie damals gelesen, aber nun haben sie einen ganz anderen Klang. Nun verbinde ich ein Bild mit jedem Wort: Arras, Cambrai, Bapaume, Douai, Kemmel und dann all die kleingedruckten Namen: Bailleuil und Bullecourt, Vaux, Braucourt und Monchies. Ich sehe genau hin. Damals habe ich nicht so großen Wert darauf gelegt, daß die Nadeln genau stimmten. Hier Ornes, haben wir nie gehabt. Damals jedenfalls nicht, vielleicht 1914 einmal. Das Fähnchen steckt ein paar Millimeter zu weit. Was sollte mich das damals kümmern? Heute weiß ich erst, daß jeder Millimeter mit heißem Menschenblut erkämpft ist, heute weiß ich erst, welche Opfer Tag für Tag, Nacht für Nacht nötig waren, damit wir unsere Fähnchen nicht rückwärts zu stecken brauchten.

Herrgott, und wie unzufrieden waren wir manchmal gewesen, wenn der Heeresbericht kaum Neues enthalten hatte!

Ich atme tief. Wie viel trennt mich diese Karte vom Gestern? Ist denn das alles wirklich inzwischen gewesen?

Dann setze ich mich vor meinen Tisch. Ich ziehe die Schublade heraus und finde zwischen den Papieren meine alte Wachstuchkladde. Ich blättere darin. Gedichte stehen da, die ich einmal schön gefunden habe, — Worte, die ich Büchern entnahm, — Zeilen, die ich in den Frühlingsnächten

bei weit offenem Fenster gelesen hatte. Aber auch das kommt mir jetzt alles so bedeutungslos vor. Und ich finde auch keinen Anschluß an die eigenen Gedanken, die ich in dieses Heft geschrieben habe. Alles war wohl ehrlich gemeint, aber das ist es ja eben, das ist ja das Schlimmste, daß diese Worte meine Überzeugung gewesen sind! Daß ich mich an dieser Aneinanderreihung von Worten habe berauschen können. Das ist es ja eben! Nun ist auch nichts von diesem Verständnis in mir haftengeblieben. Es ist nichts, das alles ist nichts.

Wäre dies der Geschmack eines anderen, dann würde ich darüber lachen können, würde leicht von Geschmacklosigkeit und Unreife sprechen. Aber gerade meine eigenen Worte müssen das sein und meine eigenen Gedanken!

Ich lege das Heft wieder weg und schließe mit einem Ruck die Schublade. Gibt es denn gar keinen Weg zurück? Gibt es denn gar keine Überleitung? Bin ich nun abgeschnitten vom Gestern, ohne Brücke?

Traurigkeit überkommt mich, weil ich mich nicht mehr zurückfinde. Ich habe mich so auf das Heimfahren gefreut. Und jetzt? Alles sieht mich mit fremden Augen an, ich weiß nichts mit meinem früheren Leben anzufangen. So bin ich froh, als Mutter wieder leise den Kopf zur Tür hereinsteckt, um mich zum Kaffeetrinken zu holen.

Später gehe ich zum Bezirkskommando, um mich zu melden. Lore kommt mit. Sie ist sehr stolz auf mich. Manchmal fühle ich ihren Blick von der Seite.

Soldaten begegnen uns. Sie freut sich, wenn ich gegrüßt werde. Einmal geht einer vorbei, ohne Ehrenbezeigung zu machen.

„Du, der hat dich nicht gegrüßt, sag's ihm doch mal. Was der sich einbildet. Vater hätte den gut angehaucht."

Ich wende mich um. Der Mann geht langsam in einem verschlissenen Waffenrock die Straße entlang. Ich hatte ihn gar nicht beachtet.

„Wozu soll ich ihn anfahren? Er hat bestimmt an etwas anderes gedacht, und er kommt genau so aus dem Dreck wie ich. Vorne nehmen wir es auch nicht so genau damit."

Lore versteht das nicht und fühlt sich richtig selbst gekränkt.

Nach dem Essen gehen wir noch spazieren. Es ist ein schöner Sommerabend. Aus der Ferne weht das Singen von Soldaten, die wohl zu einem Nachtmarsch ausrücken, im Wind herüber.

„Singt ihr auch so?" fragt Lore.

„Selten." Sie versteht das nicht.

Mutter spricht nicht viel. Sie hat sich bei mir eingehakt. Und so gehen wir langsam unter den Bäumen auf und ab. Oft fühle ich, wie sie mich ansieht.

Auf der Treppe treffen wir dann den Rechtsanwalt Bellermann, der über uns wohnt.

„Ach, der Herr Sohn," er reicht mir die Hand, „und schon Unteroffizier."

„Fähnrich," verbessert Lore.

„Und das Eiserne Kreuz. Gratuliere! Das ist ja großartig! Sie müssen uns unbedingt einmal besuchen und müssen uns erzählen, was Sie erlebt haben. Das ist ja fabelhaft!" Er schüttelt uns die Hände und poltert weiter die Treppe hinunter.

In der Nacht schlafe ich schlecht. Ich habe zwar das Fenster weit geöffnet, aber ich kann lange nicht einschlafen. Ich stehe wieder auf und mache Licht. Ich stehe wieder vor jedem Bilde, nehme wieder jedes Buch in die Hand, ziehe die Schubladen heraus, finde alles auf seiner Stelle und finde mich doch nicht zurecht.

Das einzige, was genau so für mich geblieben ist, wie es war, sind die Schulbücher und Hefte im Schrank. Aber die übersehe ich, weil sie mich an die Schule erinnern.

Ich sitze dann wieder vor meinem Tisch und habe das Licht gelöscht. —

Die Nacht kommt nun ganz still von draußen herein. Die Sterne funkeln, und ich muß daran denken, wie ich einsam in den Nächten hinter den englischen Gräben kroch.

Ich will nicht daran denken. Ich will nicht! Das hilft mir aber nichts, denn ich habe keinen Ersatz für diese Eindrücke. Werde vielleicht auch nie Ersatz finden können. — Vielleicht niemals, obwohl ich mich nicht dahin zurücksehne. — Wo soll das hin, denke ich, wo ich alle Brücken abgebrochen habe?

Am nächsten Morgen gehe ich durch die Stadt. Ich will fragen, wie es meinem Klassenkameraden Robert Knoll geht. Aber seine Mutter ist nicht zu Hause. Alles ist verschlossen. Ich gehe wieder.

„Nun, nun, Lingen, Sie kennen wohl Ihren alten Lehrer nicht mehr?" lacht ein tiefer Baß neben mir.

Ich blicke auf: Professor Bär.

„Macht nichts, macht nichts, ist ja ganz verständlich, wenn man nach der langen Zeit wieder mal auf Urlaub ist. Aber groß sind Sie geworden und breit!" Er bleibt vor mir

stehen. Die Vorübergehenden drehen sich um. „Nun ja, Kleider machen Leute. Das hat sich ja auch schon bei Alexander dem Großen gezeigt, der auch jung zu Felde zog. — Aber Sie haben doch Zeit? Nun, aber doch selbstverständlich, das ist ja klar, Sie begleiten mich doch in die Schule? — Nein, nein, Weigern gibt es nicht! Sie haben ja Zeit genug und Sie werden die anderen Herren unseres Kollegiums auch da treffen."

Nun gehe ich neben ihm und werde als gleichberechtigt angesehen. Allerdings mit unverkennbar absichtlicher Betonung.

Am Gymnasium ist es still. Die Fenster des großen Baues sind weit geöffnet und man hört vereinzelte Stimmen. Hier und da helle, meist aber eine tiefe, die gewichtig doziert.

Die Kieselsteine auf dem Hof knirschen, dann kommen die Stufen und hier links sitzt auch schon der Schuldiener, Herr Marten, hinter seinem Schalterfensterchen. Den haben wir immer geschätzt, weil er uns nie verklatschte.

„Groß geworden, groß geworden," schmunzelt er anerkennend und reicht mir seine schwere, breite Hand.

Dann gehen wir durch die Säulenhalle. Eben schrillt die Klingel. Unwillkürlich bleibe ich stehen, denn ich weiß, daß jetzt alle Türen aufgehen.

Nun quellen sie auch schon an uns vorbei, die Kleinen eilig und mit furchtbarem Gepolter. Sie balgen sich und stoßen sich, lachen und schreien. Dann tauchen auch die Großen über dem Meer der Köpfe auf. Sie gehen gewichtiger. Hier haut aber einer dem anderen doch auf die Schulter, daß der fast zusammenbricht.

Das sind die Sekundaner. Die Primaner gehen noch

einen Stich würdiger. Da ist auch schon Peter Merl mit dem bleichen Gesicht und der blechumrandeten Brille. Er geht in Gedanken versunken an uns vorbei. Wahrscheinlich immer noch Primus.

Da kommen auch die anderen. Arnold Bernek, der kleine Dicke, auch heute wieder vergnügt, aber etwas linkisch. Es sieht aus, als hielte er den einen Arm etwas steif. Unwillkürlich muß ich lächeln. Ich kenne dieses Leiden. Unter der Jacke wird nämlich ein Buch mit dem Arm festgepreßt, da es für die Taschen zu groß ist. Denn es ist streng verboten, in der Pause zu lernen.

Ein Cut rudert durch die Menge. Das ist Oberlehrer Bantler, der immer in Entzücken geriet über den köstlichen Humor, den Cicero auf Seite 48 des Ostermann entwickelt. Nun hat er mich erkannt und streckt mir lachend seine Hand entgegen. Er schiebt mich ans Fenster, um festzustellen, ob ich größer geworden bin. Ich zucke zusammen.

„Doch nicht verwundet?" Ich nicke. „Aber nun geht es wieder gut! Wie ich sehe!"

Er hat seine Untersuchung noch nicht beendet, da kommt auch schon mit schwerem weichen Tritt Professor Krumm die Treppe heruntergestiegen. Er segelt gleich auf unsere Gruppe los und Professor Gunnermann erscheint auch noch. Nun beginnt ein großes Fragen.

„Sind Sie schon an der Front gewesen?"

„Aber natürlich, Collega, sehen Sie doch, er hat doch schon das Eiserne Kreuz."

„Ja, das ist ordentlich! Lingen, immer tapfer halten draußen im Kugelregen! Bei was für einem Truppenteil sind Sie denn?"

„Munitionskolonne, Herr Professor."

„Sooo, Kolonne? Nun, dann haben Sie es ja sehr gut erwischt. Da fahren Sie ja hinter der Front umher und haben es besser. Ist auch ganz schlau!“ Die anderen stimmen bei.

„Das stimmt, Herr Professor, bei uns schießt es ja nicht. Meine Verwundung bekam ich nur durch umherfliegenden Kuhmist!“

Professor Krumm sieht mich verwundert an. Oberlehrer Bantler kommt am schnellsten dahinter.

„Köstlich, köstlich dieser Humor unserer Feldgrauen. Wirklich köstlicher Humor!“

„Ja, ja, unsere Feldgrauen nehmen die Sache nicht so tragisch. Die lassen sich in Sturm und Not nicht beugen,“ fällt Herr Gunnermann ein.

„Ja, unsere jungen Helden leisten wirklich Unerhörtes,“ nickt Professor Bär.

„Da kommt Herr Direktor!“

Oberlehrer Bantler eilt gleich mit fliegendem Cut auf ihn los. „Herr Direktor, wir haben erfreulichen Besuch: Lingen, aus Unterprima.“ Professor Krumm schiebt mich dem Direktor entgegen.

„Welch Freudenruf entschlüpft dem Gehege meiner Zähne!“ zitiert er aus Homer.

„Es ist erhebend, Herr Direktor, wie Sie sich freuen, einen Ihrer schlechtesten Schüler wiederzusehen.“

„Schlechtesten? Nein, Lingen, ich habe immer zu meinen Kollegen gesagt, besser ein gutes Genügend als ein Primus. Das läßt mehr auf Beweglichkeit des Geistes schließen.“

„Bei mir hat es aber nur bis zum schlechten Kaumgenügend gereicht, Herr Direktor.“ Ich kann mich nicht einmal dessen schämen. Jetzt denkt er sicher, daß ich all seine guten Ermahnungen in den Wind geschlagen habe.

Und er hat uns so ermahnt, als wir die Schule verließen! Robert Knoll, Emil Müller und mich. Er hatte damit geendet, daß er jedem von uns auf die Schulter klopfte und tränenden Auges ausrief: „Kämpfen Sie mit Gott für Kaiser und Reich! Oh, wenn ich doch mitkönnte, um für meinen Kaiser zu streiten!“ —

„Wo steckt Emil Müller eigentlich?“ frage ich.

„Er ist den Heldentod gestorben.“ Die Stimme des Direktors klingt wie damals.

„Und Robert Knoll?“

„Auch.“

„Ja, das sind Helden,“ nickt Bär. „Sie haben auch in vorderster Linie gestanden. Lingen hat es besser getroffen,“ wendet er sich erklärend an den Direktor. „Er ist bei einer Kolonne.“

„Im Osten?“

„Nein, nur Westen, Herr Direktor.“

„Nun, aber das freut mich, daß Sie es so viel besser getroffen haben als Knoll und Müller.“

„Ja, Herr Direktor, ich war ja auch nur in ganz ruhigen Gegenden: Somme, Arras, Flandern, Cambrai und lauter solche Namen, die man in Deutschland noch nicht gehört hat. Sie sind ja auch zu unbedeutend! Und wir leben da in Saus und Braus, derweil Sie hier darben und auch noch Fliegerbomben bekommen können.“

„Jetzt seht mir wieder den Witzbold! Nein, dieser köstliche Humor unserer lieben Feldgrauen,“ ereifert sich gleich Bantler. „Es ist doch brav, wie Sie die Front halten, immer im Eisenhagel der Geschosse, aber mutig und immer mit Zuversicht im Gedanken an unseren herrlichen Kaiser.“

„Das stimmt schon, aber nun sollten Sie sich ein wenig aufraffen, damit die Sache zu Ende geht. Mal ein bißchen zusammengenommen," der Direktor knickt die Arme und ballt die Hände, daß sie zittern: „Ein bißchen zusammengenommen und durchgebrochen. — Paris muß in zwei Tagen erreicht werden. Kleinigkeit doch eigentlich, nicht mal mehr hundert Kilometer! Ich sage meinen Schülern immer, daß uns Alexander der Große da ein leuchtendes Vorbild sein kann. — Und Cäsar. — Mit kühnem Mut muß das Fußvolk durchbrechen und dann muß die Reiterei eingreifen, sage ich, und alles aufgerollt. Wenn der Deutsche kommt, gibt es ja gar kein Halten mehr. Da laufen ja alle Panduren und Franzosen, wie schon der Alte Fritz so treffend gesagt hat. — Wir helfen euch hier. Wir hungern und senden euch jeden überflüssigen Brotkrumen, wir geben all unser Gold zur Reichsbank!" Er dreht die über seiner Weste gespannte Eisenkette.

Es klingelt schrill.

Ich sehe über seine Schulter weg, wie die Jungens wieder hereinkommen. Die Pause ist wohl zu Ende. Bertram, Finsterer und Polang haben mich gesehen und winken. Ich nicke wieder. Bertram stößt Polang an und flüstert ihm etwas zu.

Ich habe gar nicht mehr hingehört, aber alle sind im besten Fluß:

„Belgien, Belgien doch selbstverständlich," die Stimme des Direktors klingt gekränkt, „darüber braucht man überhaupt nicht zu reden. Aber auch das französische Kohlenbecken und die Ukraine, Polen selbstverständlich. Es muß ein großes Deutschland werden, meine Herren! Wir Deutschen schließen keine Kompromisse, das hat schon der

große Deutsche aus dem Sachsenwald gesagt. Mit fliegenden Fahnen, mit flatternden Standarten müssen wir durchs Brandenburger Tor ziehen!" Er sieht sich um, aber stößt beim Kollegium auf keinen Widerspruch. Sie stehen im Halbkreis und reiben sich die Hände, Bantler macht einen halben Diener und Krumm murmelt etwas.

„Und England?" frage ich. Nicht weil mich das interessiert, sondern damit die Karre nicht ins Stocken gerät und die armen Kerle in der Klasse nicht denken, daß ich sie vergessen hätte.

„England?" fragt der Direktor vorwurfsvoll, „England? Sie glauben doch nicht etwa, dieses falsche Albion könne unsere gerechte Sache am Siege hindern? Sie als Frontsoldat können doch nicht so kleinmütig sein. Der deutsche Gott läßt uns schon nicht im Stich!" Er sieht mich vorwurfsvoll durch seine Brillengläser an. „Unsere U-Boote räumen ja auf. Diese herrlichen Blaujacken! Sie torpedieren einfach ein Schiff nach dem anderen. So sind wir Deutschen: Schweigsam und ohne jede Ruhmredigkeit! Aber im stillen lachen wir über alle Anstrengungen der Engländer. Wir lachen darüber! Sie werden an der eisernen Faust unserer Feldgrauen scheitern." Er sieht sich wieder mit funkelnden Brillengläsern in der Runde um. Sie reiben sich die Hände und Bantlers Cut beginnt zu flattern.

Nur keine Pause, denke ich: „Und Amerika?"

„Amerika?" ereifert sich der Direktor, „Amerika, ja, Lingen, wer nimmt denn das ernst? Das ist ja gar kein Militär, das ist ja ein Klub! Und außerdem kommen sie ja gar nicht herüber! Wozu haben wir denn unsere herrlichen Blaujacken? Ja, Lingen, da ist noch Stoßkraft! — Und hinter allen stehen wir." Er drückt den Brustkasten heraus und be-

müht sich vergeblich, den Bauch einzuziehen. Er hebt stolz das Kinn. „Wir opfern uns und zeichnen Kriegsanleihe!“

„Ja, unser Direktor, der ist ein echter deutscher Führer,“ bewundert Bantler laut. „Er trägt ja auch das Kreuz der Deutschen!“ Er weist auf das Bändchen des Hilfsverdienstkreuzes, das der Direktor im Knopfloch trägt.

„Herr Direktor sind ausgezeichnet!“ sage ich bewundernd.

„Herr Direktor hat die Schüler in vorbildlicher Weise zum Kriegsanleihezeichnen angehalten,“ erklärt Bantler.

Der Direktor blickt in die Ferne und hört nicht hin.

Ich sehe vom einen zum anderen. Ich habe nie Gemeinschaft mit euch gehabt, denke ich.

Auf einmal blitzt es auf, daß ich zusammenzucke. Dumm, es war ja nur die Sonne auf einer bewegten Fensterscheibe.

„Sind Sie nervös, Lingen,“ meint der Direktor, „das kommt wohl vom vielen Hin- und Herfahren mit Ihrer Kolonne.“

„Nein, Herr Direktor, ich dachte nur, daß jetzt so mitten zwischen uns ein Schrapnell krepieren könnte, so wie es vielleicht im gleichen Augenblick draußen zwischen meinen Leuten zerplatzt.“

„Und dann?“

„Gar nichts, Herr Direktor, — gar nichts!“

Sie sind einen Augenblick stumm. Dann legt mir der Direktor die Hand schwer auf den Arm. Er ist erschrocken, weil ich mein Gesicht verziehe.

„Lingen ist verwundet gewesen,“ erklärt Bantler.

„So, so, aber wieder in Ordnung! Nun, Heil und Sieg, lieber Lingen, Heil und Sieg! Brecht endlich durch und dann mit wehenden Standarten in das neue, größere Deutschland zurück!“

Während er den Gang hinunter wandert, beeilen die anderen sich auch, mir die Hand zu drücken.

„Gott strafe England!“ ruft Bär.

„Behalten Sie diesen köstlichen Humor!“ sagt Bantler.

Dann lehne ich an einer Säule. Ich sehe vor mir den langen Korridor. Er ist weiß gekalkt und hat an der einen Seite die Klassentüren. Der Direktor ist bereits drin. Es ist eine von den ersten Türen. Die anderen verschwinden auch, einer nach dem anderen. Nur Bär steigt die Treppe nach oben.

Auf dem Schulhof treffe ich Marten. „Wie geht es Ihrem Sohn?“

„Schlecht. Er hat eine Gasvergiftung bekommen und liegt nun im Lazarett in Belgien. Die Schwester hat ein paarmal geschrieben. — Ja, dieser Krieg. — Mein Schwager ist jetzt gestorben, nachdem er sich vier Monate an seinen Verwundungen herumgequält hat.“

„Wo stecken denn Oberlehrer Nerz und Peller?“

„Nerz ist Artillerist im Westen, schon zweimal verwundet, Peller als Landsturmmann bei einem Gefangenenlager und Grimm ist Pionier im Osten. Das sind ja alle von unseren Herren, die draußen sind. Oberlehrer Weber und Burkhardt sind gefallen, aber 14 und 15 schon. Das wissen Sie wohl noch. Die anderen hier sind krank oder unabkömmlich. Besonders schön haben sie es ja auch nicht. Keine Kandidaten zur Aushilfe, denn die sind alle eingezogen.“

Während wir sprechen, höre ich wieder die Laute des Unterrichts aus den offenen Klassenfenstern dringen. Stockend und betonungslos die Antworten der Schüler und dann die Worte der Lehrer überlegen und belehrend.

„Ja, unter den Schülern haben wir viele Verluste gehabt. In Ihrer Klasse geht es ja noch, weil die anderen noch zu Hause sind, nur Knoll und Müller. Aber in den älteren Jahrgängen sieht es schlimm aus. Ackermann, Zeitler, Haller, Schmidt, Müller, Ermermann, Elert, Ulrich, alle tot. Der Theodor Maas hat ein Bein verloren. Überhaupt, verwundet sind viele. Und beide Söhne von Professor Fehling sind auch gefallen. Ach, Sie haben ihn vorhin nicht gesehen? Er ist sehr zusammengefallen. Und der Sohn von Professor Brecht ist schwer verwundet. — Ja, ja, wie lange das wohl noch weitergehen soll?"

Es klingelt schon wieder. Gleich darauf stürzen die Sextaner und Quartaner wie die Wilden die Treppe herunter zum Tor hinaus. Dann kommen langsamer die Großen, und nun auch meine früheren Klassenkameraden.

„Mensch, das hast du fein gemacht," sagt Arnold Bernek und boxt mich in die Rippen. „Er ist ordentlich zu spät gekommen, so daß er gar nicht mehr abfragen konnte."

Sie tragen stolz ihre weißen Primanermützen mit dem schwarz-weißen Einjährigenbändchen auf einem Ohr und kommen sich vor wie die Studenten. Sie werden auch von den Kleinen sehr bewundert — und an der nächsten Straßenecke biete ich ihnen Zigaretten an.

Wir sind noch keine zwanzig Schritt weit, da ruft Hellberg halblaut: „Der Bantler!" Im selben Augenblick sind die Zigaretten in den Taschen und die weißen Mützen fliegen vom Kopf.

Bantler weht mit fliegenden Cutschößen auf dem Rad vorüber. Seine Hosen kriechen hoch, so daß die Stiefel mit

den Schlippen herauskommen. Er dreht sich noch halb um und ruft mir zu: „Heil und Sieg!"

Alle haben mich in die Mitte genommen, so daß die Straße versperrt ist.

„Mensch, wann wirst du Offizier? Seebach und Tümmler sind schon Leutnants, nur aus unserer Klasse hat es keiner so weit gebracht."

„Wenn man vorher totgeschossen wird, kann man eben nichts dafür, und das Offizierwerden ist ja auch nicht die Hauptsache."

Das verstehen sie nicht. „Na, wenn ich Leutnant werde, bis dahin sind sicher unsere Pauker auch noch eingezogen als Landsturmleute. Junge, Junge, die werden geschliffen!" Bernek schwelgt schon im voraus.

„Aber das E. K. hast du," sagt Burmann anerkennend. „Nun brauchst du nur noch das E. K. I und den Hausorden, damit du den Pour le mérite bekommen kannst."

„Den müßte ich unbedingt bekommen," meint Zeller nachdenklich, „sonst würde ich überhaupt gar nicht anfangen."

„Ach was, Zeller, das würde dir ja gar nicht stehen, wo du eine Gestalt hast wie ein abgebrochener Riese."

„Quatsch nicht so saudumm, wenn ich dir nicht die Rippen einknicken soll!"

„Mensch, da kommt ein Major," sagt Bertram. Ich grüße.

Er ist schon fast vorüber, da ruft er mich an. „Wie kommen Sie dazu, so ein Koppel zu tragen?"

Ich stehe stramm und sage nichts. Mein Kommißkoppel sieht eben schäbig aus und da hat mir Mutter dieses Extrakoppel geschenkt.

„Wie heißen Sie? Truppenteil?“ Wie Granatsplitter hauen die Worte in die Gegend.

„Fähnrich sind Sie? Und gehen mit unvorschriftsmäßigem Koppel? Das ist ja geradezu haarsträubend! Sie haben sich solche Dinge wohl bei Ihrer Kolonne angewöhnt? So — so,“ er sucht nach Worten, „so halbe Kavallerie-Manieren!“ Er lacht ärgerlich.

Ich stehe in strammer Haltung und sehe ihm ruhig in die Augen.

„Wo liegt Ihre Kolonne?“

„Zwischen Ostende und Basel, Herr Major.“

Er ist einen Augenblick sprachlos. „Was ist das für eine Antwort?“ schnaubt er dann.

Ich sehe ihm in die Augen: „Zu Befehl, Herr Major, zwischen Ostende und Basel.“

„Himmeldonnerwetter, das ist doch keine Ortsbezeichnung.“

„Zu Befehl, Herr Major, eine nähere Ortsbezeichnung ist mir unmöglich, Herr Major.“

„Ist Ihnen unmöglich? Sie müssen doch wissen, wo Ihre Kolonne liegt? Das sind mir ja schöne Verhältnisse!“

„Zu Befehl, Herr Major, ich war gefangen, bin geflohen und habe dann verwundet im Lazarett gelegen. Wo mein Truppenteil jetzt liegt, weiß ich nicht.“

Er sieht mich von oben bis unten an. „Das berechtigt Sie doch nicht, unvorschriftsmäßig gekleidet zu gehen. Ich will noch mal Gnade vor Recht ergehen lassen, Fähnrich! — Wegtreten!“

Ich mache eine stramme Kehrtwendung und gehe zu meinen Klassenkameraden. Sie sind sichtlich erregt. Ich bin ja nun schon lange genug Soldat, um diesen Ton zu kennen.

Aber die anderen verstehen das natürlich nicht. Sie werden aber dadurch abgelenkt, daß sie etwas von Gefangenschaft und Verwundung gehört haben. Nun wollen sie unbedingt Näheres wissen. Sehr stockend erzähle ich. Sie fragen nach Einzelheiten, aber es ist mir unangenehm, daran wieder zu denken.

Als ich das letzte Stück Weg allein nach Hause gehe, fühle ich mich innerlich so leer. Ich muß an die Klassenkameraden denken. Ihre Welt ist noch die Schule mit all ihren kleinen und großen Tücken und ihr Zuhause.

Mir scheinen ihre Sorgen klein und ihre Interessen zu wenig der Wirklichkeit angepaßt. Ich bin für sie wohl zu alt geworden.

Und die Lehrer?

Ach, — was suche ich hier auch Verständnis? Warum kann ich im Urlaub die Menschen nicht ganz einfach so nehmen, wie sie sind? Warum kann ich das Erlebnis des Urlaubs nicht einfach so abwickeln wie ein Band, einen Filmstreifen?

Warum muß ich zwischen diesen einfachen Geschehnissen etwas hineinschieben, das ich doch gar nicht sehe? Warum genügt es mir nicht, daß der mir Entgegenkommende einen grauen Hut und einen aufgedrehten Schnurrbart hat, daß er mit großen Schritten geht? Warum muß ich darüber nachdenken, daß verschiedene Faktoren dazu haben beitragen müssen, diesen Blick so zu machen, anders zu machen wie den eines anderen Menschen. Jede seiner Bewegungen ist erst durch tausend Einflüsse geboren. Was sind das für Einflüsse, und wie ist es mit mir?

Warum muß ich immer suchen? Und gerade hier, wo ich Ruhe finden soll und will? Ich gehe nun durch meine Heimat

und sehe alles an. Nach allem frage ich und bin ratlos, weil ich keine Antwort finde. Ich bin ruhelos und weiß mir nicht zu helfen. —

Abends sitzen wir zusammen.

„Nun mußt du einmal richtig erzählen," bittet Lore.

Ich sitze ratlos. Es ist wie Blei in mir. Die äußeren Geschehnisse sind ja eigentlich so bedeutungslos, und von dem anderen kann ich nichts sagen, auch wenn ich wollte. Ich bin mir ja selbst noch nicht klar darüber. Es ist alles nur Gefühl. So stocke ich viel.

„Du bist viel langweiliger geworden," meint Lore.

„Laß ihn doch," sagt Mutter, „er ist müde."

Es klingelt. Lore geht zur Tür. Draußen ist Lachen und eine frohe Mädchenstimme. „Grete ist da, Mutter, aber sie will nicht herein, weil Helmut da ist."

„Kinder, seid nicht so dumm," ruft Mutter. Ich habe aber etwas das Gefühl, als wäre es ihr lieber, wenn Grete nicht gekommen wäre.

Nun zieht Lore Grete am Arm ins Zimmer.

„Ich wußte nicht, daß du da bist," sagt sie und wird rot. Sie ist größer geworden, ganz Dame. Nicht häßlich. Nein, durchaus nicht häßlich.

Ich soll wieder erzählen, aber es geht auch jetzt nicht besser.

„Heinz ist nun auch im Feld. Er schreibt sehr vergnügt. Es muß doch nett sein."

„Wieso nett?" frage ich unwillkürlich, aber es tut mir gleich leid; es hat ja doch keinen Sinn, darüber zu reden.

Sie ist etwas verlegen. „Nun, ich meine die Kameraden und der ganze Ton. So schneidig. Ich finde das fabelhaft

nett. Mein Vetter Paul ist nun auch Leutnant geworden. Husar. Er hat uns auf der Durchreise neulich besucht. Er hat so nett erzählt. Er ist auch immer so tollkühn gewesen, sicher wird er noch gut befördert werden. Wir haben den ganzen Abend sehr gelacht, als er bei uns war."

„Du, Grete — wirklich, in deinen Vetter kann man sich schon verschießen," meint Lore, und Grete kichert geschmeichelt.

Was soll ich da erzählen? Sie erwarten Komisches und Schneidiges, und ich krame in meinem Gedächtnis herum, aber ich finde nichts. Nun sitze ich da und rauche eine Zigarette nach der anderen. Lore und Grete haben sich auch eine geholt. Natürlich hatte ich vergessen anzubieten. Mutter wollte es auch nicht haben, daß sie rauchen, aber sie haben die Beine übereinandergeschlagen und lachen. „Ach, Mutter, man muß nicht altmodisch sein," meint Lore.

Ich finde es ja auch nicht schlimm. Aber irgend etwas ist mir so fremd geworden. Sicher erst geworden, denn ich habe es doch früher nicht so empfunden.

Grete ist tatsächlich hübsch geworden. Das dunkelblonde Haar hängt ihr mit einer Strähne ins Gesicht. Das steht ihr nett. Sie schiebt die Strähne immer wieder zurück, aber nur so viel, daß sie gleich wieder herunterfällt.

Wenn sie lacht, zeigt sie ihre blanken Zähne. Ja, sie ist eigentlich sehr nett geworden. — Abgerundeter. — Mag sein, daß ich dafür auch jetzt erst Blick bekommen habe. Aber ich kann mit dem allem nichts Rechtes anfangen, es erscheint mir doch wieder unwesentlich, ob ein Mensch hübsch ist oder nicht. Ja, aber eigentlich doch wieder nicht? Ich bin mir über mich selbst noch nicht klar. Irgend etwas fehlt da, irgendein tieferer Kontakt.

Sicher würde Grete großen Anklang bei uns finden. Alle würden begeistert von ihr sein, und sie würde sich ganz gut amüsieren, — sicher, — es ist aber doch etwas Fremdes, Unverständliches auch wieder da. Ich weiß nicht, wie das kommt.

Ein paarmal fragt sie mich etwas, oder Mutter, oder Lore wollen etwas wissen. Ich fahre jedesmal aus meinen Gedanken hoch und habe Mühe, mich auf die Frage zu besinnen. Dann steht Grete auf, weil es schon 10 Uhr vorbei ist.

Draußen helfe ich ihr in den Mantel und ziehe meinen an, um sie nach Hause zu bringen. Lore will mit.

„Ach nein, Liebes, du bist sicher recht müde."

Lore lacht ihr zu: „Ja, ich bin schrecklich müde." Zur Bekräftigung gähnt sie so laut, daß Mutter gleich tadelt: „Aber, Kind!"

Als sich die Tür schließt, sehe ich Mutters Gesicht, und ich habe das Gefühl, als wäre es ihr doch lieber gewesen, Lore wäre noch mitgekommen.

Am Ende der Straße stolpert Grete.

„Es ist jetzt scheußlich dunkel hier," sagt sie.

Etwas später stößt sie wieder an einen Stein. Aber ich finde es gar nicht so dunkel.

„Ich glaube, ich muß dich einhaken," sagt sie jetzt, „sonst breche ich mir noch die Beine."

Sie schiebt ihren Arm in den meinen.

„Man muß langsam gehen," sagt sie, „das wird sonst hier lebensgefährlich."

Es ist eigenartig, ihren Arm an meinem Körper zu fühlen. Es ist ganz anders, als wenn ich mit Mutter so gehe.

„Warum erzählst du eigentlich gar nichts, Helmut?" Sie beugt sich im Gehen vor. Ihre Augen glänzen.

Ich weiß nicht, was ich antworten soll. Schließlich sage ich: „Da ist ja nichts zu erzählen. Eines ergibt sich immer aus dem anderen und das Entscheidende kann man doch nicht sagen. Du wirst das doch nicht verstehen."

„Oder bist du böse?" Sie beugt sich wieder etwas vor und drückt dabei meinen Arm.

„Aber warum soll ich dir böse sein? Ich habe mich übrigens noch gar nicht für die Liebesgabenpäckchen bedankt. Sei nicht böse, daß mir das erst eben einfällt. Es ist so merkwürdig. Draußen kostet man so ein Päckchen oder einen Brief und auch nur eine Karte bis ins kleinste aus. Man übersieht kein Wort und denkt über jedes einzelne nach, das aus der Heimat kommt — und jetzt ist man hier, aber es geht nicht . . ."

„Was geht nicht?"

„Ich weiß nicht, wie man das sagen soll, es ist keine Verbindung da, kein Kontakt."

Sie blickt mich fragend an. Ich merke es, obwohl ich es nicht sehe.

Wir schweigen. — Ihr Arm liegt lose in dem meinen. Ich frage mich immer wieder, warum ich das alles nicht einfach so nehme, wie es ist. Einfach nur die Tatsachen, warum ich in dem allem immer einen Sinn suchen muß.

„Da sind wir schon," sagt sie plötzlich. Das klingt müde. Ich fahre erschreckt auf. Tatsächlich — — „wir sehen uns wohl noch mal, bevor du wieder fährst? Gute Nacht!"

Nun klappt die Tür und ich gehe ganz langsam zurück. Ich habe den Klang der klappenden Tür noch in den Ohren und das Müde in ihrer Stimme. Vorhin war das anders.

Zu Hause lacht Lore und droht mit dem Finger.

„Warum liegst du noch nicht im Bett, du warst doch so müde?“

„Ich war weniger müde als diskret,“ antwortet sie und dreht sich dreimal um ihre Achse. Sie steht jetzt groß und schlank im Zimmer und wippt mit dem Kopf.

Mutter liegt schon zu Bett und liest beim Schein der kleinen Nachttischlampe.

„Du bist es, Junge?“

Sie blickt mich prüfend an.

„Grete ist groß geworden,“ sagt sie.

„Ja, recht groß.“

Wir schweigen.

Ich sitze auf ihrem Bettrand. Sie hält meine Hand. Wie oft haben wir früher so gesessen. Oder sie saß auf meinem Bettrand. Als ich noch klein war, habe ich ihr dann meine Schulsorgen erzählt und sie hat mich getröstet. Dann haben wir gebetet und sie hat mir noch einen Gutenachtkuß auf die Stirn gegeben, ehe sie das Licht löschte.

Jetzt ist das wieder, wie es früher war.

Das Zimmer ist dunkel. Die Nachttischlampe wirft nur einen kleinen Schein. — Das Bett neben meiner Mutter ist leer. Es ist ordentlich gemacht, so daß es immer gebrauchsfertig ist. Genau so, wie es war, als Vater auszog.

Vielleicht wartet sie noch, kommt mir auf einmal in den Sinn. Vielleicht glaubt sie noch, daß er doch einmal wiederkommt?

Immer wieder muß ich das leere Bett anstarren. Mir kommt das erst jetzt richtig zum Bewußtsein, daß ja dieses Bett nun seit Jahren schon leersteht.

„Was ist dir, Helmut?“

„Nichts, Mutter, gar nichts.“

„Liebst du deine alte Mutter nicht mehr?“

„Doch, Mutter!“

Das ist wahr, aber deshalb kann ich noch lange nicht reden. Ich kann einfach nicht.

„Ich bin sehr müde,“ sage ich und küsse Mutter auf die Stirn. Ich weiß, daß sie jetzt traurig ist. Aber ich kann es nicht ändern.

Dann stehe ich in meiner Stube am offenen Fenster und starre hinaus in die Nacht. Ich schaure zusammen, weil ich ganz in der Ferne ein Rollen höre. Ein Rollen, das ich noch aus dem letzten Schuljahr kenne. Ganz leise, aber fast ohne Unterbrechung. Der Klang der Front, der Hunderte von Kilometern durch die Nacht wandert und unbarmherzig nagt.

Er klopft in meinen Halbschlaf hinein. Ich tappe noch einmal mit bloßen Füßen zum Fenster und schließe es. Nun schlafe ich ein, aber fahre bald wieder hoch, weil es so still ist. Verschüttet! fährt es mir durch den Kopf. Mein Arm schmerzt und ich finde mich nur mühsam zurecht. Dann öffne ich wieder das Fenster weit. Und nun liege ich und lausche dem Nagen der Front, bis die Dämmerung heraufbricht. Dann fallen mir die Augen zu.

Ein paar Tage später sagt Mutter morgens beim Kaffeetrinken: „Du müßtest eigentlich einmal dem Herrn Pfarrer einen Besuch machen, Helmut.“

„Mutter, was soll ich beim Pfarrer? Er wird sich langweilen, und ich werde mich langweilen. Wir stehlen uns beide die Zeit, und es hat doch keinen Sinn.“

Mutter ist traurig. „Aber wir sind ihm doch verpflichtet und er spricht immer so nett von dir."

Also mache ich mich auf den Weg. Er wohnt gleich gegenüber der Kirche, in dem Haus mit den gotischen Fenstern.

Ein Dienstmädchen öffnet. Ich gehe die läuferbedeckte Treppe hinauf. Oben muß ich auf dem Vorplatz einen Augenblick warten. Dann geht die Tür auf, und der Pfarrer erscheint in langem schwarzen Gehrock.

„Ach, da ist ja mein lieber, alter Konfirmand! Das ist schön, daß Sie sich an Ihren alten Seelsorger erinnern." Er streckt mir beide Hände entgegen. „Kommen Sie und erzählen Sie mir von dem schweren Erleben, das Sie draußen hatten." Er drückt mich auf einen Sessel.

„Das freut mich aber, daß Sie mich nicht vergessen haben. Ich habe schon von Ihnen gehört. Sie haben sich ja brav gehalten. Aha, da schmückt Sie ja auch schon das Band des Eisernen Kreuzes! Ja, wir müssen alle ein Kreuz tragen und gerade Ihr lieben Brüder draußen an der Front habt ein schweres Kreuz zu tragen," er nickt in Gedanken vor sich hin, „ihr habt ein schweres Kreuz zu tragen."

Dann rückt er sich zurecht. „Nun erzählen Sie mal, wie es Ihnen gegangen ist! Wo waren Sie denn?"

„Ich war im Westen bei Munitionskolonnen, Herr Pfarrer."

„So, so, Kolonnen. — Da sind Sie doch wenigstens dem Schlimmsten entronnen. — Da können Sie ja Ihrem Schöpfer danken. — Ja, und wie kommen Sie denn zu Ihrer Verwundung? Ich habe schon davon gehört."

„Handgranatensplitter im Oberarm. Da er lange ohne rechte Pflege blieb, hat er geeitert, so daß ich dann noch im deutschen Lazarett liegen mußte."

„Im deutschen Lazarett, sagen Sie, das ist doch selbstverständlich: — im deutschen."

„Nein, ich lag erst im englischen, aber ich habe mich wieder aufgemacht und bin zurückgekommen."

Nun holt er mir in kleinen Stücken die ganze Sache heraus. Er nickt dabei zustimmend vor sich hin.

„Da haben Sie ja Tüchtiges erleben dürfen und haben sich als rechter Mann gezeigt. Hoffentlich auch als Mann, der beten kann."

Er sieht mich prüfend an.

„Wissen Sie noch Ihren Konfirmationsspruch?"

Ich besinne mich, aber ich bekomme ihn nicht mehr zusammen.

„So weit sind Sie schon ab vom Wege, den ich Ihnen gewiesen habe!" Er nickt vorwurfsvoll mit dem Kopf und streicht sich den Bart: „Haben Sie auch kein Neues Testament in Ihrem Tornister? Nein, sagen Sie? Und gerade Sie müßten es doch stets bei sich führen, Sie, der Sie Offizier werden wollen! Sie sollten es überallhin mit sich führen, damit Sie Ihren Kriegern Trost spenden können, wenn ihr letztes Stündlein geschlagen hat, damit Sie die Seelen dieser armen Menschenkinder aufrichten können, im Glauben an unseren Herrn Jesus Christus! Sprechen Sie ihnen davon, wie herrlich es ist, daß sie den Heldentod sterben dürfen! Diesen schönsten Tod für einen Mann! Lassen Sie Ihre Leute mit verklärten Augen aus diesem Jammertal scheiden! Drücken Sie ihnen die Hand zum Abschied und führen Sie sie auf den rechten Weg! — Gerade Sie, als künftiger Offizier, sollten ein Soldat des Heilands sein! Des Heilands, der unsere gerechte Sache zum Siege führen wird."

Der Pfarrer spricht langsam mit schwingender Stimme.

Das ist ja alles anders, denke ich bei mir. Das ist ja alles ganz anders.

„Sie drückt etwas lieber, junger Freund? Vertrauen Sie sich mir nur ruhig an, damit ich Sie aufrichten kann im Glauben an unseren lieben Herrn."

Ich schüttele den Kopf. „Herr Pfarrer, das ist ja bei uns alles ganz anders! Wir rasen durch das Feuer, und wen es trifft, der zerspritzt, und wir anderen kriegen seine blutigen Glieder bestenfalls drauf! — Wir haben für klingende Worte keinen Sinn mehr. Es ist ganz anders, Herr Pfarrer."

Ich stehe auf. — Es hat ja keinen Sinn, weiter mit ihm zu reden. Es hat auch keinen Sinn, ihm zuzuhören, denn es sind zwei Welten. Mag sein, daß seine die bessere ist. Ich habe die meine mir auch nicht ausgesucht. Da nützt mir kein Klang aus der anderen Welt. Ich fühle das deutlich.

Nun bekomme ich noch dringende Ermahnungen, zurück zum Tisch des Herrn zu kehren. Ich höre schwere Drohungen, von aller Verdammnis. Ich höre Beschwörungen, aber es ist, als rede er in einer anderen Sprache. Ich blicke mich im Zimmer um, denn ich merke, wie er sich wieder an eigenen Worten berauscht. Da, in der Ecke steht der Christus von Thorwaldsen. Vor dem Fenster liegt auf einem kleinen Altar die Bibel, und über dem Schreibtisch steht auf einem Brett mit vielen Verzierungen in Brandmalerei:

„Was würde Christus dazu sagen?"

„Ja, sehen Sie diesen Spruch nur an, junger Freund! Hämmern Sie ihn in Ihr Gedächtnis, auf daß Friede einziehe in Ihrem Herzen."

„Herr Pfarrer, ich soll also immer diesen Spruch mir hersagen, wenn ich Granaten auflade, wenn meine Kameraden

zerrissen werden, wenn eine Hand aus der Erde ragt, die man zu begraben vergessen hat — wenn, — ja wenn, —nein, ich kann nicht!"

Der Pfarrer stutzt einen Augenblick. „Nun, nun, junger Freund, Sie malen zu schwarz! Sie vergessen die erhebenden Augenblicke im Kriege."

„Ja, Herr Pfarrer, die ganz erhebenden Augenblicke, wenn wir unsere Munition noch gerade im letzten Augenblick herangeschleift haben, die dann Hunderte von ebenfalls unschuldigen Leuten drüben zerreißt. — Dann stehen wir da zwischen Gäulen, die sich auf der Erde wälzen und mit ihren Hufen sich die Eingeweide herauszerren. Dann, Herr Pfarrer, soll ich das Neue Testament herausnehmen und soll mich vor meinen Leuten, vor meinen blutenden Krüppeln aufbauen und ihnen den Sinn ihrer hohen Sendung dozieren . . ."

Erst als ich auf der Straße bin, merke ich, daß ich mich in Eifer geredet habe. Habe ich denn etwas erwartet? Und konnte er überhaupt anders sprechen? Hat er jemals anders gesprochen? — Wir kommen von der Front, die er nie sah. Wir haben andere Maßstäbe als die daheim, die mit einem Morgen rechnen können, — mit einem Übermorgen sogar. Aus dieser Sicherheit heraus denkt man anders, spricht man eine andere Sprache, — muß es wohl auch tun, und wenn man noch so sehr an den hunderttausendfachen Tod denkt, der Tag und Nacht über die Front rast! Wohl dem, der nicht gezwungen ist, zu antworten, wo keine Sprache Antwort geben kann . . .

„Wir sind heute nachmittag zum Kaffee eingeladen," sagt Mutter beim Mittagessen. „Du sollst doch mitkommen, hat Frau Dr. Reimann gesagt."

„Ich habe zu schreiben, Mutter, und da hole ich euch lieber ab."

Ich setze mich in meinem Zimmer an den Tisch. Es ist jetzt schön ruhig. Aber ich halte es nicht lange aus. Ich schnalle das Koppel um und setze die Mütze auf, nehme die Lederhandschuhe und gehe planlos durch die Straßen.

Eigentlich müßte ich wohl zu Erika gehen. Im vergangenen Jahre hat sie ihren Mann verloren.

Sie macht mir selbst die Türe auf.

Nun sitze ich in ihrem kleinen Wohnzimmer und sehe in ihr blasses, müdes Gesicht.

„Wie geht es dir, Helmut?"

Sie näht für die Kinder. Unten vom Hof her hört man ihr Rufen und Schreien durch das offene Fenster. Auf dem Nähtischchen steht das Bild von Hans als Leutnant. Über den Rahmen hat sie das schwarz-weiße Band mit dem Eisernen Kreuz gehängt.

Sie sitzt und näht. Immer wird sie so sitzen und nähen, denke ich. Und manchmal wird sie auf das Bild vor sich sehen und wird dann vielleicht einen Augenblick mit der Arbeit aufhören. Sie wird immer wieder daran denken müssen und immer wieder fassungslos vor dem Warum stehen. Dann wird sie die Arbeit wieder aufnehmen. Das wird immer so sein, Tag für Tag, Jahr für Jahr.

Ich sitze da und sehe auf das Bild und die noch junge Frau. Wir sprechen nicht. Ich weiß nicht, wie lange wir so sitzen.

„Wenn ich nur wüßte, daß es schnell gegangen ist und ohne Qual." Sie sagt es leise vor sich hin, als habe sie es schon so oft gesagt.

„Sicher war es kurz, Erika. Es ist meistens so. Ich hatte einen, der bekam einen Splitter in den Leib. Er kroch noch

zur Seite und legte sich dann ganz langsam auf den Rücken. Er lächelte zufrieden vor sich hin und sagte, als ich mich über ihn beugte: ‚Jetzt will ich schlafen.' Ganz still und ohne Stöhnen ist er so eingeschlafen. Es ist oft so. — Meistens. — Warum sollen Menschen sich quälen, die wissen, daß sie nicht allein sind? Das ist ja das ganze Geheimnis."

Ich spreche das alles vor mich hin, stockend und tonlos. Ich weiß nicht, was mich dazu zwingt. Vielleicht hat er sich gequält und hat noch tagelang sich gewunden, bis er schließlich verendet ist, wie ein Tier. Sicher ist es so gewesen. Viel eher wird er das Schicksal von Tausenden erfahren haben als das außergewöhnliche eines Einzelnen.

Aber ich spreche ihr nur von dem des Einzelnen. Ich weiß nicht warum. Und sie näht mit vielen kleinen Stichen ihre tägliche Arbeit, und von unten klingen die Stimmen und das Lachen ihrer Kinder auf dem Hof, der ohne ein grünes Blatt zwischen Häusermauern liegt. — So wird das täglich sein, — immer . . .

Auf der Treppe muß ich an den Wandspruch des Pfarrers denken: „Was würde Christus dazu sagen?" —

Als ich bei Reimanns klingele, höre ich schon viele durcheinandersprechende Frauenstimmen. Ich würde gerne wieder kehrtmachen, aber da nimmt mir schon Frau Dr. Reimann die Mütze ab, das Mädchen hängt das Koppel an, und nun sitze ich mitten zwischen lauter Damen am Kaffeetisch und soll Kuchen essen.

Ich komme zunächst nicht zum Bewußtsein, wundere mich nur, daß es solchen Kuchen überhaupt noch gibt, und nicke nur auf alle Fragen.

„Nun mal los!" ermuntert mich die mir gegenüber-

sitzende Frau Direktor Binder. „Erzählen Sie mal ordentlich. Es muß doch fürchterlich sein, so eine Schlacht."

Sie fragen mich genau aus. Glücklicherweise aber alle gleichzeitig. Da ist es mir nicht zu schwer, alles nicht zu beantworten, was mir lästig ist. Zwischendurch legen sie mir immer neue Kuchenstücke auf den Teller und ermuntern mich zum Kaffeetrinken. Es ist wirklich sehr rührend und gut gemeint. —

Aber ich fühle mich trotzdem nicht hierher gehörig.

„Ohne Sieg kein Frieden," sagt Frau Erdmann.

„Daß wir siegen, ist doch selbstverständlich!" wirft Frau Justizrat Hellberg dazwischen.

„Belgien müssen wir natürlich auch behalten, dafür sorgen schon unsere Helden!" Frau Direktor Binder blickt mich an.

Grete Hellberg unterhält sich mit Frau Dr. Reimann. Ich höre das Wort Husar. Der schneidige Vetter also, denke ich.

„Wollen Sie nicht auch einmal zu uns zum Tee kommen?" wendet sich Gretens Mutter an mich. „Grete wird sich bestimmt auch sehr freuen."

„Ja, und zu uns müssen Sie auch kommen." Ich sage nur immer ja und bedanke mich.

„Nein, aber dieser Kuchen! Wirklich, mein Kompliment, Frau Doktor!"

„Ja, man hat halt so seine Verbindungen, Beste."

Fräulein Benzler beugt sich über den Tisch: „Was für ein Gefühl war das, als Sie verwundet wurden?"

„Gar keins," sage ich.

Neben ihr sitzt ein junges Mädchen, das sich kaum am Gespräch beteiligt. Jetzt blickt es auch zu mir herüber. Einen Augenblick sehen wir uns an. Dann fragt mich Frau Major Dierbach:

„Über Köln sind Sie gefahren? Da haben wir auch gestanden. Warten Sie mal — 07 bis 11, als wir bei den 65ern standen. Schöne Garnison!"

„Ja, aber jetzt weiß man sich ja kaum noch zu helfen. Ich reiche mit unseren Brotmarken nie. Die Kinder haben doch jetzt schon ordentlichen Appetit."

„Stimmt, deren Mann ist auch gefallen."

Der Kopf schwirrt mir, aber ich bin doch zufrieden, daß ich so mitten im Kreuzfeuer bin, da fällt es am wenigsten auf, wenn ich mich nicht beteilige.

Endlich stehen wir auf dem Gang. Es dauert trotzdem noch eine ganze Zeit, bis wir auf der Treppe sind, und dann sind wir auch noch lange nicht auf der Straße.

„Lore, du mußt schnell noch einmal nach oben laufen, ich habe das Kochrezept vergessen," sagt Mutter, als wir schon beinahe unten sind. „Es ist mir wichtig, die Kohlrüben sollen dann viel schmackhafter sein." —

„Ach Helmut, du bist ein Stockfisch!" Lore schlägt mir auf die Schulter. „Grete meint, du paßt gut zu Karin Brandt. Die ist auch so ein Stockfisch."

„Kenne ich nicht."

„Sie saß doch neben Leni Benzler."

„Seit wann ist die denn hier?"

„Frau Binder ist ihre Tante. Ihre Eltern sind damals beim Russeneinfall in Ostpreußen verschleppt worden."

Am nächsten Nachmittag gehe ich allein spazieren. Lore ist zu Grete gegangen. Ich habe sie ein Stück begleitet.

Es ist ein warmer Sommertag mit segelnden, weißen Wolken. Ungewollt hole ich ein junges Mädchen ein, in einem dunklen Kleide, den Hut in der Hand. Als ich fast

auf ihrer Höhe bin, wendet sie sich zur Seite. Ich erkenne Fräulein Brandt und grüße. Sie sieht mich mit frohen Augen an und reicht mir die Hand.

„Das ist nett," sagt sie, „wollen Sie auch hinaus? Da können wir ja zusammen gehen! — Wenn es Ihnen recht ist?" fügt sie entschuldigend hinzu.

Wir gehen nebeneinander her. Die Felder kommen, über die der Sommerwind streicht.

„Sie müssen das gestern nicht so schwer nehmen," sagt sie, „es ist ja auch viel guter Wille bei all der überschwenglichen Anerkennung."

„Aber hauptsächlich Unverständnis."

„Das schon, aber der gute Wille ist doch auch etwas wert."

„Ja, für die anderen. Wir, die wir zurückkommen, können damit allein aber nicht viel anfangen. Verständnis brauchen wir. Vielleicht wissen wir selbst nicht, was an uns und unserem Erleben verstanden werden soll. Aber es kann wohl nur Verständnis sein, was wir nötig haben."

„Ja," sagt sie leise, „Verständnis habt ihr wohl nötig. Nein, keine Anerkennung, nur das Verständnis kann euch draußen helfen — — —"

„Aber wo finden wir denn Verständnis? Das Erleben ist uns über den Kopf gewachsen. Wir merken es nicht so stark, solange wir noch mitten drin sind. Aber sobald wir die schwerste Müdigkeit überwunden haben, beginnt in uns das Suchen nach einem Sinn. Wir sehen unser Inneres täglich in neuem, bis dahin nie geahntem Zwiespalt. Wir sehen in uns das Tier größer werden, als es jemals werden dürfte. Die innere Initiative haben wir längst verloren. Wofür man uns lobt, ist lediglich die äußere Initiative."

„Es ist ja auch für uns in der Heimat schwer, euch zu folgen. Ihr seid so gewesen wie wir hier, als ihr auszogt. Über euch gingen die Wellen des Erlebens, die uns höchstens die Füße umspülen. Nun kommt ihr wieder, und wir suchen euch zu verstehen, und deshalb fragen wir, fragen eine Frage nach der anderen und quälen euch. Euch ist das selbstverständlich, was wir nicht begreifen können, weil wir so tief unter euch stehen in unserem Erleben."

„Nein, das ist nicht das Wesentlichste. Ihr könnt fragen, und wir sagen euch dann alles. Es kommt ja nur darauf an, wie ihr fragt. Seid ihr auf Jagd nach pathetisch einherklirrendem Heldentum, so fühlen wir, daß keine Brücken zwischen beiden Welten bestehen."

Wir gehen langsam in den Wald hinein. Ich habe meine Mütze abgenommen und unter den Arm geklemmt.

„Ich verstehe wohl, was ihr braucht. Ihr seid vor Erlebnisse gestellt, deren Sinn ihr nicht entziffern könnt. Die Worte ‚Pflicht' und ‚Vaterland' helfen da auch nicht mehr. Ihr habt im Mittelpunkt eines Getriebes gestanden, das euch fast zerrissen hat, und nun seht ihr, daß das wirkliche Leben daneben weitergegangen ist, fast, als wäre gar nichts geschehen. Das ist eben das Unfaßbare für euch. Ihr habt es nicht für möglich gehalten, daß neben eurem Leben überhaupt noch ein anderes, friedliches möglich war. Ihr habt vergessen, daß es noch Blumen gibt."

„Nein, wir haben Blumen, — viele Blumen vorne. Leuchtenden roten Mohn und dunkelrote, rankende Rosen. Aber das blüht alles zwischen Leichen, und über den Feldern steht der Geruch der Verwesung."

„Ja — und nun geht ihr durch die Straße eurer Heimat und seht, daß Ihr eine ganz andere Heimat in eurem Herzen

hattet. Ihr sprecht mit den Menschen, an die ihr dachtet, als ihr auszogt — und findet sie doch nicht mehr wieder."

Schweigend gehen wir weiter. Die Luft ist voll Heugeruch. An den Gräben stehen langstielige Margueriten. Es ist so schön. Ich atme tief, fühle den Sommer ganz stark. Zum erstenmal in diesem Jahr empfinde ich das alles so tief. Warum nur?

„Es ist so schwer für uns, in all dem uns zurechtzufinden. Wir sind ratlos und sehnen uns wieder zurück zur Front, obwohl wir wissen, was da auf uns wartet. Aber das ist uns leichter zu ertragen als das unklare Tasten hier zu Hause."

„Aber habt ihr nicht schon unendlich viel dann gewonnen, wenn ihr wißt, daß ihr doch nicht allein sucht? Wie viele suchen nicht und nehmen das alles, ohne nachzudenken. Sicher sind sie die Glücklicheren und Zufriedeneren. Aber ich möchte nicht tauschen mit ihnen. Menschen wie wir beide kommen wohl aus den Kämpfen nie heraus. Ich habe oft bei diesem Suchen verzweifeln wollen, weil es mir aussichtslos schien. Jetzt weiß ich, daß ich einen Kameraden gefunden habe."

„Und der Ausweg?" frage ich. Wir sind stehengeblieben und sehen uns an. Sie weicht meinen Blicken nicht aus.

„Ich weiß keinen Ausweg," sagt sie langsam, „für dich nicht und für mich nicht. Ich weiß keinen Sinn, so wie du keinen weißt."

Nun gehen wir zurück. Die Schatten sind schon lang geworden. Mücken tanzen über dem Weg. Einmal streift im Schreiten meine Hand die ihre. Nun ruhen unsere Hände ineinander.

So gehen wir schweigend zurück in die Stadt.

Dann müssen wir uns trennen. —

Ich stehe am Torgitter. Sie geht mit ruhigen Schritten ins Haus. Die Tür klappt ins Schloß.

„Helmut, ein Militärbrief liegt da. Wenn du nur nicht schon früher zurückmußt." Mutter richtet in der Küche das Abendbrot.

Ich öffne den Umschlag und reiche ihn dann Mutter hin!

„Leutnant! Kind, — aber das ist ja schön und dazu noch bei deiner alten Kolonne!" Sie gibt mir einen Kuß und streicht mir über den Kopf.

Jetzt bin ich also Offizier. Das hat ja kommen müssen, — nun ist es aber doch so plötzlich für mich gekommen.

Lore muß unbedingt am nächsten Morgen mit mir ausgehen. Am liebsten würde sie mich gleich allen Freundinnen vorführen.

„Wenn du nur nicht immer so ein Stockfisch wärst! — Daß man dich auch gar nicht etwas in Bewegung bringen kann! — Aber zu Grete kommst du doch einmal mit?"

Lore geht mit leichten Schritten neben mir. Sie hat ein helles Sommerkleid an und trägt einen Strohhut mit Blumen.

„Wart mal, Helmut, die Bücher muß ich mir ansehen."

Lauter Kriegsbücher. Ich sehe darüber weg und spiegele mich im Glas. Die neuen silbernen Achselstücke blitzen und das E. K.-Band gefällt mir auch.

Lore sieht mich durch die Scheibe an. Ich fühle, daß ich rot werde. Es ist wie damals, als ich Unteroffizier wurde. Ich bin noch etwas unsicher und meine, daß jeder auf der Straße mir ansehen müßte, daß ich eben erst befördert worden bin.

Ein Leutnant kommt vorüber. Ich zucke erst gewohnheitsgemäß zusammen. Er hebt die Hand höflich zur Mütze, und ich grüße ebenso höflich. Aber ich ärgere mich, daß ich so unsicher bin.

„Du, der sah aber nett aus," meint Lore, „was war denn das für eine Uniform?"

„Dragoner."

Der letzte Urlaubstag ist herangekommen. Mich ergreift eine Unruhe, aber es ist nicht eigentlich Angst vor dem, was mich draußen erwartet. Ich weiß nicht, was es ist.

Morgen früh muß ich fahren. Ich halte es im Zimmer nicht mehr aus und gehe langsam durch die Stadt. Ich komme an dem Hause vorüber, in dem Binders wohnen. Es ist ein großes, graues Haus. Die hinter dem Zaun stehenden Bäume recken ihre Äste bis über die Straße, die dadurch etwas Freundliches bekommt. Nicht weit klingelt die Straßenbahn. Es beginnt Abend zu werden.

Sehr langsam gehe ich jetzt. Wie wäre es, wenn ich hinaufginge, um mich zu verabschieden? Aber dann werden wieder andere Menschen mit dabei sein. Das will ich nicht. Ich gehe hin und her und überlege. Vielleicht habe ich Glück und sie kommt aus dem Hause. Ich weiß nicht, was ich sagen will. Wahrscheinlich werde ich gar nichts sagen. — Das ist ja eigentlich auch das Nebensächlichste.

Ich gehe in einiger Entfernung des Hauses auf und ab und beobachte den Eingang. Einmal kommt ein Mann heraus. Etwas später geht eine Frau hinein. Nun wird es oben hell. Ganz oben, wo Binders wohnen. Jemand öffnet das Fenster und zieht eine Gardine vor.

„Ich will dir nichts sagen, gar nichts. Ich will nur neben

dir gehen. Kein Wort braucht zwischen uns zu fallen . . ." denke ich. Nun stehe ich in der Dunkelheit und blicke zu dem erleuchteten Fenster.

Lange warte ich vergebens.

Vielleicht ist das gut so. Wozu sehen und wozu sprechen? Wir wissen beide. — Das genügt. Wozu müssen wir dieses Wissen durch Blicke und durch Worte überdecken? Es ist vielleicht besser so.

Langsam gehe ich nach Hause.

Mutter sitzt später noch auf meinem Bettrand. Sie hält meine Hand und versucht ein sorgloses Gesicht zu machen, aber ich sehe doch ihre Traurigkeit und Hoffnungslosigkeit. Ich fühle es — und kann nicht helfen.

„Es ist alles nicht so schlimm, Mutter," sage ich, „du mußt dich nicht durch das ängstigen und beeinflussen lassen, was die anderen sagen. Es gibt hunderttausend Möglichkeiten, den Krieg lebendig zu überstehen. Es sind ja so viele Blindgänger unter den Granaten, und meistens fahren wir ja nur Munition, wenn nicht geschossen wird. Wir liegen weit hinten, da ist es auch nicht gefährlich. Das mit meinem Splitter neulich war ja nur ein dummer Zufall und keineswegs schlimm."

„Ja, aber deine Gefangenschaft. Du hättest es doch ruhig erzählt, wenn es nicht so schlimm gewesen wäre."

„Weißt du, Mutter, ich habe natürlich lange laufen müssen und war müde und ein wenig verhungert. Aber sonst war es nicht schlimm. Nun bin ich ja auch Offizier, und dann geht es mir schon viel besser. Ich brauche jetzt weniger mit Munition zu fahren und bekomme ganz bald selbst eine Kolonne. Dann brauche ich überhaupt kaum mehr mit." Sie lächelt, obwohl sie sicher die Lüge fühlt.

„Ich habe dir auch noch etwas Butter und Eier eingepackt." Wie viel Bitten und gute Worte haben sie diese Sachen gekostet! Ich streichele ihr leise die Hand. „Ach was," wehrt sie ab, „das ist ja gar nicht so schlimm, wie die anderen sagen."

Sie sieht mich an. Sicher will sie noch etwas sagen, aber sie weiß nicht recht, wie sie es anfangen soll.

„Hast du deine alte Mutter noch lieb?"

„Ja, Mutter." Ich sage es ehrlich.

„Trotz allem?"

„Warum trotz allem?"

„Nun, — obwohl du so lange von Hause weg bist."

Sie streichelt mir über den Kopf, immer wieder tut sie es. Wir sprechen nicht mehr. Ich blicke in die Helle der kleinen Nachttischlampe, blicke hinein und sehe sie nicht — sehe durch.

Es dämmert schon, als ich von der Feldbahn heruntersteige.

Das Dorf ist, wie alle Dörfer da vorne, fast ganz zerstört. Aber es ist doch etwas Bekanntes im Ganzen, das mich beruhigt.

Ich treffe einen Mann mit den alten vertrauten Kolonnen-Achselklappen. Wir kennen uns nicht.

„Wo wohnt der Kommandeur?"

„Gleich hier in der Hindenburgstraße unten links ist die Schreibstube, Herr Leutnant, der Keller mit dem gelben Schild; drei Keller weiter an der gleichen Seite wohnt der Herr Oberleutnant."

In der Schreibstube ist es sehr dunkel. Irgendwer kramt in einer Ecke.

„Ist Wachtmeister Klemke da?"

„An dem nagen schon die Ratten." Die Stimme ist mir bekannt.

„Baer?" frage ich. Der Mann kommt hervor. Er trägt die Doppelstreifen des Etatsmäßigen am Unterarm.

„Herr Leutnant?" Er stutzt. „Ach, der Junker!"

Ich muß lachen. „Ja, ich bin hierher versetzt."

Baer kommt mit. Ich steige die Stufen zu Bangs Kellerloch hinunter. Er sitzt mit dem Rücken zur Tür bei dem flackernden Licht einer qualmenden Kerze.

Ich bleibe in der Tür stehen, hebe die Hand zur Mütze:

„Leutnant Lingen zur Munitionskolonne versetzt."

Bang fährt herum und springt auf:

„Mensch, Junker!" Er streckt mir beide Hände entgegen. „Das kommt aber plötzlich! Das ist ja fein, gelt, Baer, was sagen Sie dazu? So einen alten Bekannten können wir jetzt doppelt gut gebrauchen!"

Nun sitzen wir zusammen beim Abendessen.

„Also der Wachtmeister ist tot?"

„Ja, Junker, — Herrgott, verzeihen Sie, ich nenne Sie ja immer noch Junker, — also Lingen, ganz bald, nachdem Sie weggingen, bekam er einen Splitter in den Hinterkopf."

Er seufzt. „Ach, es sind überhaupt manche inzwischen gefallen. Es ist nun ja auch bald ein Jahr vergangen, daß Sie weg sind. Palm bekam beide Beine abgerissen. Auch noch Flandern. Obermeyer und Hapler? Ja, da waren Sie wohl noch da. Beermann, Schare und Kurz verloren wir in einer Nacht vor Arras. Patzmann wieder in Flandern. — Ach, es ist jammervoll, so dabeizusitzen und einen nach dem anderen krepieren zu sehen. — Wissen Sie, Lingen, wenn

man seine Kolonne seit Kriegsausbruch führt, hängt man doch mit jedem Einzelnen zusammen. Und Verwundete haben wir auch viele gehabt. Auch ich habe einen gewischt bekommen. Ach, Sie haben ja auch inzwischen das Verwundeten-Abzeichen. Schlimm?"

Nun muß ich erzählen.

„Und was ist mit Vizewachtmeister Heller?"

„Der wurde ganz bald Leutnant und ist jetzt schon Kommandeur einer Munitionskolonne."

Wir sitzen bis tief in die Nacht hinein, nachdem Baer mit der zweiten Halbkolonne nach vorne gefahren ist. Die Kerze tropft. Dicke Rußflocken treiben umher. Ratten pfeifen und langbeinige Spinnen laufen überall. Die Front wummert.

„Wenn das nur gut geht diese Nacht," sagt Bang nachdenklich. Er ist alt geworden. Vielleicht fallen mir auch jetzt erst die tiefen Falten seines Gesichts auf. Seine Haare beginnen stark grau zu werden, obwohl er erst Mitte dreißig ist.

„So sitze ich nun schon so viele Nächte und sorge mich um die, die draußen sind, — und kann doch nicht helfen." Er sitzt, den Kopf in die Hand gestützt. Die scharfen Schatten machen sein Gesicht müde und vergrämt.

„Ich kenne die Qual eines jeden. — Ich weiß, daß Berkmeyers Frau schwer krank zu Hause liegt, daß Medelers Frau sich mit anderen Männern die Zeit vertreibt, und daß Petersen seine Braut erschießen will, wenn er heimkommt. Ich weiß, daß Wendel die Bilder seiner beiden kleinen Mädels in der Tasche immer bei sich trägt, aber nie ansieht, weil er es sonst nicht mehr ertragen kann. — Ich selbst habe die Bilder meiner Frau und meiner Kinder in der Tasche

und blicke sie nicht mehr an." Er spricht tonlos und langsam, fast als spräche er nur mit sich selbst.

Hinter den niedrigen Kellerfenstern steht der flackernde Schein der Front. Wir sitzen, bis langsam der Morgen kommt, bis die Karren heranklappern.

„Es ist alles gut gegangen, Herr Oberleutnant." Baer hustet. — Dann gehen wir schlafen.

Am nächsten Morgen gehen wir zusammen die Kolonne durch.

„Das ist also dann Ihre Halbkolonne. Die Leute sehen Sie sich am besten selbst an. Die meisten werden Sie ja noch von früher kennen. Da haben Sie bestimmt keine Schwierigkeiten. Nur die Pferde müssen wir zusammen durchgehen. Hier Teja, hat neulich etwas gelahmt, und der Schwarze da hat kürzlich einen Splitter bekommen. Sie sehen das hier noch. Sehr gut sind die Tiere nicht im Futter, aber was soll man machen bei dem vielen Eingesetztwerden! Hauptsache, daß wir ohne Räude durchkommen."

„Teja werde ich wieder reiten, wie früher." Ich klopfe ihm den Hals.

Einer kommt angestolpert.

„Na, Arnold, kennen Sie mich noch?"

Er lacht: „Groß geworden, Herr Leutnant." —

Wir fahren wieder Munition. Fast jede Nacht wenigstens ein paar Gespanne. Wir lösen uns gegenseitig ab, einmal Bang, dann ich oder Baer. Es ist ziemlich ruhig, aber doch nicht so still, daß man einmal zur Ruhe käme.

Das Wetter wird auch wieder schlechter. Es regnet schon seit ein paar Tagen ununterbrochen. Überall stehen

Pfützen. Man rutscht und schlittert, und in den Kellerräumen bilden sich kleine Seen. Die Kleider werden überhaupt nicht mehr trocken, und wir haben längst wieder die Mäntel mit Zeltbahnen vertauscht. — Schön sehen ja unsere selbstgemachten Umhänge nicht aus, mit ihren herunterhängenden Ecken und den Messinglöchern. Aber sie schützen wenigstens einigermaßen vor dem vielen Wasser.

Baer ist wieder draußen. Wir sitzen bei einer Kerze in unserem Kellerloch. Das durch die Decke sickernde Wasser klopft unentwegt. Es ist naßkalt. Bang hat den Mantelkragen hochgeschlagen. — Er hustet manchmal und schüttelt sich.

„Ich glaube, Sie legen sich schlafen, Sie werden sich erkältet haben," sage ich.

„Was tut das!" antwortet er müde. „Ich kann ja doch nicht schlafen. — Sie werden das als junger Mensch vielleicht nicht verstehen können. Aber ich sitze nun seit vier Jahren hier draußen und denke oft, daß diese Jahre doch einfach ausgestrichen sind, weggewischt für mich und meine Frau." — Er stöhnt schwer. — „Wenn man sie doch nur ausstreichen könnte, — es ist ja gar nicht wahr, daß sie weggewischt sind, das ist es ja eben, das ist das Allerschwerste! — Etwas hat sich in diesen vier Jahren zwischen uns und die in der Heimat geschoben, hineingeschoben zwischen mich und meine Frau, zwischen mich und meine Kinder. — Das ist es ja, Lingen, wir sind uns fremd geworden. Nein, nein, noch viel mehr, — ich kann es Ihnen so nicht erklären." Er hat den Kopf in den Händen vergraben. Ich sehe sein Gesicht nicht.

„Ich habe das letzte Mal im Urlaub sehr gelitten, Lingen." Er stockt, und dann sagt er ruckweise: „Ich habe mir

gedacht, es wäre doch das beste vielleicht, wenn ich nicht mehr wiederkommen würde. Wie soll man über das alles hinwegkommen, was war, wie soll man je das vergessen können, was diese vier Jahre uns gebracht haben, was sie aus uns gemacht haben?"

Ich schweige.

Die Wassertropfen klopfen. Die Front grollt.

„Das verstehen Sie alles nicht, Lingen, Sie sind noch so jung. Sie sind unverheiratet. Sie sind freiwillig mit vielen Zielen als Berufssoldat ausgezogen. Ich bin aus allem herausgerissen worden. Ich bin wurzellos geworden. Ich bin verbraucht, — verbraucht . . .!"

„Nein," sage ich, „ich bin längst nicht mehr so, wie ich früher war. Ich würde wohl auch jetzt noch freiwillig gehen, obgleich ich heute weiß, wie der Krieg wirklich ist. Aber ich meine, daß jeder Einzelne nötig ist."

„Da haben Sie ja recht," sagt er langsam, „und ich bin wohl auch nur aus diesem Grunde noch draußen, obwohl ich längst, unter einem Vorwand vielleicht, nach Hause gekonnt hätte, aber ich habe manchmal den Verdacht, daß das Wort ‚nötig' sehr dehnbar ist. — Sehen Sie, — wie viel Unnützes haben wir an kleiner, untergeordneter Stelle ohne Überblick bereits in diesem Kriege gesehen. Von wie viel Unnötigem ahnen wir nichts. — Und wenn ich denke, daß alles umsonst gewesen sein sollte, daß Klemke und Beermann und Kurz und wie sie alle heißen, umsonst gefallen sein sollten, daß alle diese Opfer umsonst gebracht worden sind, daß all das viele, viele Glück umsonst zerstört sein sollte? — Wissen Sie, Lingen, wenn ich in meinen einsamen Nächten hier unten sitze, und das Klopfen des Regens höre und das Grollen der Front — —"

Er sieht mit großen, starren Augen auf die Wand. Da ist eine schimmelige Stelle, von der der Kalk herabgeblättert ist.

„— Wissen Sie, ich sage das ja sonst keinem, aber ich kann mir einen Sieg längst nicht mehr vorstellen. Ich sehe die ganze Zukunft so lastend grau — — — ich weiß nicht, wohin das alles noch soll."

Die Front poltert ohne Unterlaß. Dumpf und hohl. Ganz tief dazwischen die Einschläge schwerer Granaten. Bang schüttelt sich.

„Die Feuertätigkeit nimmt zu. So sitzen wir jetzt hier in faulenden Rattenlöchern und stellen ganz einfach fest: das Feuer nimmt zu. Und hinten beim Stab und überall stellen sie das gleiche fest, beugen sich über die Karten, schreiben Befehle, und es sind bestenfalls Stunden, dann haben wir diese Befehle. Sie kommen schon auf uns los, hetzen uns unentrinnbar hinein in die Walze, die knarrend einen nach dem anderen zermalmt. Wir stehen dabei, völlig machtlos, — bleiben dabei, schon weil wir unsere Kameraden nicht im Stich lassen wollen. — Und die Walze geht unerbittlich und unermüdlich weiter. — Wann werden wir drankommen?" Sein Gesicht wird alt und hoffnungslos.

„Sie müssen das aber auch von der anderen Seite betrachten," werfe ich ein. „Wir sind doch ausgezogen, weil wir der Überzeugung sind, daß es notwendig ist. — Wir sind ja nur Nebensächlichkeiten im ganzen Geschehen. Das Volk als Ganzes ist doch alles. Die Sache ist doch so einfach: Wir wehren uns unserer Haut, weil wir nicht vernichtet werden wollen. Weil wir wissen, daß nur der Wehrhafte leben bleibt, und weil es uns mit jeder Faser unseres Herzens widerstrebt, Sklaven zu werden. Was wir ertragen haben

und was noch kommt, ertragen wir doch für die deutsche Zukunft. Wenn wir das glauben, dann brauchen wir noch lange nicht in das überspitzte Eroberungsgeschrei der vielen einzustimmen."

„Es ist aber schwer, sich diesen Glauben zu erhalten," sagt Bang. „Zu viele sind anderen Geistes. Ganz unten — und ganz oben. Überall. Wenn der Krieg vielleicht doch nur eine Schiebung wäre von einigen wenigen, die ihre Vorteile daraus ziehen? Mich bedrückt vor allem der geringe Zusammenhalt zwischen Front und Etappe und Heimat. — Anstatt, daß alle an einem Strang ziehen, sind Gegensätzlichkeiten da, Mißgunst und Mißtrauen. Jeder drängt sein persönliches Ich in den Vordergrund und versucht, seine persönlichen Vorteile wahrzunehmen. Ein Sieg ist doch nur bei voller Einigkeit möglich." Er schweigt und atmet tief.

Dumpf poltert die Front.

Wir schaukeln wieder zum Munitionsdepot.

Ganz niedrig taumeln englische Flieger über das Gelände, gefolgt von deutschen. — Die Wolkenfetzen hängen tief.

Schrapnells platzen seitlich. Einzelne Granatkegel brechen weit vor uns aus der Erde.

Im Depot liegen die Granatstapel auf Brettern. Um etwaige Explosionen zu beschränken, sind zwischen den einzelnen Stapeln Wälle aus Sandsäcken aufgeführt.

Infolge seiner tiefen Lage ist das flandrische Gelände sehr naß. Tiefe Stollen sind daher ausgeschlossen und schon die Unterstände müssen ausgepumpt werden. Um die Munitionsstapel einigermaßen trocken zu halten, sind Abwässerungsgräben vorgesehen. Das Depot ist außerdem

von einem breiten Bach begrenzt und lehnt sich an der einen Seite an einen Friedhof an.

Wir fahren über eine kleine Brücke ins Depot. Ich binde meinen Gaul an und verteile mit dem Munitionsunteroffizier die Gespanne. Wir laden Gasgranaten — Blaukreuz und Grünkreuz.

Jaulend kommt eine Granate von drüben an. Dreckbatzen klatschen herüber.

Wir hasten.

„Das erste Gespann fertig."

„Rausfahren, draußen warten."

Wir schleppen weiter.

Krach. Schreien.

Eine große Dreckwolke verdeckt das hinausfahrende Gespann. Splitter und Steine prasseln. Ich springe hin. Die Gäule wälzen sich auf der Erde. Den einen bekommen wir hoch. Der andere ist niedergebrochen, schlägt mit dem Schädel auf den Boden und schreit entsetzlich. Dann liegt er still, — ist verendet.

Wir schirren aus. Die Seile hängen fest. Wir ziehen sie unter dem toten Gaul hervor, stemmen mit den Füßen gegen den eben noch zuckenden, weichen Körper.

Wir laden zur Hälfte wieder ab. — „Nun aber raus, Berkmeyer!"

Das zweite Gespann schwankt auch über die Brücke.

Wieder ein Einschlag.

Die braune Wolke hüllt Brücke und Gespann ein, sinkt zusammen: Alles unversehrt.

„Eins —zwei—drei! Hoh!"

Wieder ein Gespann fertig. Petersen fährt los.

Rams!!

Gerade ist er hinüber.

„Gasmasken!" brüllt irgendwer.

Ich reiße die Maske aus der Blechhülse. Verflucht, sie bleibt am Deckel hängen. Stahlhelm herunter, Kinn hineingeschoben. So, nun streife ich mit den Händen die Gummibänder straff über den Hinterkopf, taste die Backen ab, daß alles festsitzt.

Im ersten Augenblick glaube ich zu ersticken, kann keinen Atem bekommen. Die Luft schmeckt widerlich nach warmem Gummi.

Ich kann kaum etwas sehen. Die Augengläser sind gleich beschlagen. Mit den Fingerlingen wische ich sie mühsam sauber.

Die Gäule bekommen Futtersäcke vorgebunden.

Es kracht. — Der linke Steg wirbelt hoch.

Endlich rollen wieder zwei Karren hinaus. Wir arbeiten hastig. Wieder rollt ein Gespann über die Brücke. Schnell weiter.

Rumm!! — Unwillkürlich bücken wir uns. Ich erhalte einen Schlag gegen das rechte Bein, daß ich in die Knie sinke. Der Stiefel ist zerschrammt, sonst nichts.

Der Qualm verzieht sich, die Brücke ist verschwunden.

„In der Falle!" brüllt Meinberg mir ins Ohr.

„Weiterladen!"

„Hat keinen Zweck!" schreit er zurück.

„Befehl!" rufe ich.

Ich stolpere zum Betonklotz des Munitionsunteroffiziers. Der Einsatz der Maske schlägt mir gegen die Zähne.

Er nickt und macht eine Handbewegung. Dann ist er mit den Leuten schon unterwegs.

Wir laden weiter. Später lasse ich die entbehrlichen Leute an der Brücke mithelfen.

Bei jedem Gespann bleibt ein Fahrer.

Ich klopfe den Gäulen die Hälse und fahre ihnen mit der hohlen Hand über die Schnauzen. Sie blasen warm und kitzelnd hinein. Dann nicke ich dem Fahrer zu und gehe zum nächsten Gespann.

Das ist natürlich unnütz. Wenn eine Granate in der Nähe einhaut, zerspritzen wir in Atome. Aber ich gehe doch herum und wundere mich eigentlich über meine Ruhe. Es ist ein ganz eigenartiges Gefühl, nicht an sich denken zu dürfen, weil man die Verantwortung für andere hat. Erst die richtet mich auf, erst die gibt mir genügenden Halt. Ohne das Bewußtsein, daß die anderen auf mich sehen und sich an mir halten, wäre ich wohl klein und schwankend.

Ramm!!

Plauert macht vor seinen Gäulen eine richtige Verbeugung. Ich bücke mich auch.

Von Gas ist unter der Maske nichts zu merken. Wenn uns nur kein Blaukreuz zum Kotzen bringt, daß wir die Masken abreißen müssen. Das Zeug geht ja durch und dann legt uns das eigene Grünkreuz um. —

Verflucht, — die anderen Gespanne warten draußen, sind nutzlos dem Feuer ausgesetzt.

„Ich schicke die draußen weg," schreie ich Meinberg ins Ohr.

Er nickt.

Ich klettere über die Mauerreste in den Friedhof. Der Luftdruck einer krepierenden Granate wirft mich gleich über den Haufen. In einem Erdloch greife ich Stoff und Haare: Offenes Grab. Schnell bin ich wieder heraus.

Faulen! Ich werfe mich hin. Verdammt noch mal. Der Einsatz haut mir gegen die Zähne.

Rrumm! Die Dreckwolke hat mich fast zugedeckt. Kranzfetzen, Bruchstücke dunkel polierten Holzes im Weg.

Der Friedhof wird umgekehrt.

Liiih — Rum!! Ich habe das Gefühl, als schlüge ein dunkles Etwas neben mir ein, und presse den Körper dicht an die Erde. Alles wird aus sein, durchzuckt es mich. Endgültig. Aber nichts geschieht. Ungläubig sehe ich auf. Vor mir liegt ein auseinandergeplatzter Sarg. Schwarze Kleider, dazwischen Kranzreste. Ein halbzernagter Kopf glotzt mich an. Ich springe darüber weg.

Ein Grabkreuz knickt neben mir um.

Zwischen Steinen und Lehm wirbelt ein Arm — —

Verflucht, wieder ein nasser Graben.

Es heult heran. Ich rutsche beim Absprung. Das Wasser schlägt mir über den Kopf. Es ist eiskalt.

Die beladenen Gespanne stehen weit auseinandergezogen außerhalb des Feuers. Der Führer flucht. In der Batterie hätte er für alle Fälle einen Unterstand.

Ermert ist verwundet. Fleischriß im Oberschenkel. Sie haben ihn schon verbunden. Er muß weiterfahren.

„Es geht schon," meint er.

Ich lasse mir vom Führer den Weg beschreiben.

Es ist ein schwerer Entschluß, wieder in dieses Brodeln hineinzuspringen. Viel schlimmer, als darin zu stecken. Aber es muß sein und ist selbstverständlich. Der Führer muß eben da sein, wo seine Leute in Not sind.

Mit einem Sprung setze ich über den Graben.

Es zischt und pufft und kracht. Dazwischen auf einmal eine ganz starke Detonation. Es ist, als wenn die Erde bebt. —

Schwarzer Qualm steigt hinter den Mauerresten auf. Schreien dringt herüber, schrill und schneidend. Es prasselt und knistert unaufhörlich. Steine, Erde und Holz kommen herunter. Gräber werden aufgedeckt. Ein Schädel rollt allein.

Das ist lächerlich, geradezu lächerlich, denke ich und ärgere mich darüber, daß ich das lächerlich finde.

Nun über die Mauer. Zwischen Rauchschwaden treffe ich das erste Gespann. Der Fahrer nickt nur. Ich kann ihn unter der Maske nicht erkennen. Er deutet zur Seite.

Irgendwie ragen Pferdebeine in die Luft. Der Karren ist auseinandergebrochen. Dem einen Gaul ist ein Teil des Schädels weggerissen. Der andere steht dabei. Er läßt den Kopf ganz herunterhängen und wackelt langsam und gleichmäßig hin und her. Ergreifend trostlos.

Ein Mann liegt daneben auf der Erde. Lang ausgestreckt, als wolle er schlafen. Doch die Maske ist zum Teil heruntergerissen und Blut sickert nun unter dem Kopf hervor: Bertler.

Irgendwo zerprasselt in Brand geratene Infanteriemunition. Hell zischt eine rote Leuchtkugel durch den Qualm.

Ich stolpere vorwärts. Ein Haufen Pioniergerät brennt. Die Rauchwolken wälzen sich schwarz auf der Erde. Manchmal ist kaum ein paar Meter Sicht.

Wieder treffe ich ein Gespann. Der Fahrer steht vorschriftsmäßig bei den Gäulen. Er klopft ihnen den Hals.

Weiter hinten finde ich einen halben Radkranz in breiigem Blut. An einem Baumrest hängt ein Stiefel. Es tropft heraus.

Wieder einer steht bei seinen Gäulen. Eine rote Rakete

zischt zwischen uns durch. Einer blutet. Ich wickele ihm mein Verbandzeug um.

„Geht schon!" Er kann aber kaum stehen.

Krach!!

Krapinsky, als Kleinster gleich zu erkennen, zerrt aus einem um sich schlagenden Knäuel einen Gaul heraus. Mit ein paar Rucken haben wir ihn auf den Beinen. Er keilt um sich und zittert am ganzen Leib.

Der andere Gaul wälzt sich mit gebrochenem Rückgrat im Blut. Wild schlägt er mit dem Kopf um sich. Seine Augen treten vor. Schaum läuft ihm aus dem Maul. Dann liegt er still.

„Abschirren, den Gaul nach vorn," brülle ich dem Mann ins Ohr.

Kremm!! Ich verliere den Halt und haue mit dem Stahlhelm irgendwo an. Einen Augenblick bin ich benommen. Unter meinen Händen ist es klebrig. Ich liege in der Blutlache von Krapinskys Gaul.

„Fertig," brüllt mir einer ins Ohr.

Ich fahre zusammen. Erst jetzt kommt mir zum Bewußtsein, daß ich innerlich gar nicht mehr mit der Möglichkeit gerechnet hatte, hier herauszukommen.

Das erste Gespann rumpelt weg.

„Los!" Ich renne vom einen zum anderen.

Mein Gaul reißt an den Zügeln und keilt um sich. Mit einem Sprung bin ich im Sattel.

Wenn wir jetzt nur rauskommen.

Bruch—siiih!!

Er bricht im Tänzeln zusammen. Ich schlage hin, — komme frei. Seine Vorderbeine sind zerschmettert! Er sieht mich an mit irrem, bittendem Blick. Ich lege den

Pistolenlauf an seine Schläfe. Er biegt den Kopf zurück, — ist so warm und lebendig, durch viel gemeinsames Erleben vertraut. Ein Druck und er fällt zusammen. Es ist Tesa.

Ich springe auf den letzten Karren. Gelbe Raketen zischen durch den schwarzen Rauch.

Wieviele Karren habe ich nun eigentlich noch? Ich bekomme die Zahl gar nicht mehr zusammen. Wieviele waren es überhaupt gewesen?

Braut!!

Nun sind wir draußen.

Da halten auch schon die anderen. Sie haben die Masken abgenommen. Ich reiße meine auch herunter. Es ist unbeschreiblich, wie wohl das tut, frische Luft zu atmen.

Hufe und Räder poltern über einen Bohlenweg.

Wir sind strichweise aus dem Feuer heraus, aber immer wieder liegt es auf allen Geländepunkten, an denen der Feind größeren Verkehr vermuten kann. Manchmal treffen wir einzelne Gespanne, die von vorne kommen. Sie trotten müde und abgekämpft, fegen, sobald es schießt, aber im Galopp vorüber.

Infanterie treffen wir kaum. Wer irgend kann, wartet eben die Nacht ab.

Endlich kommt auch ein Gespann von uns vorüber. Nur einer auf dem Bock. Ich winke.

„Der andere?"

„Mitterer war nicht da."

„Umsteigen! — Ermert fährt zurück, weil er verwundet ist. Arnold hierher! Nicht zu ändern."

Er nickt.

Auch die anderen Gespanne kommen vorüber.

Unsere Batterie ist in Tätigkeit. Eine Granate nach der anderen gurgelt hinüber.

Der Batterieführer zuckt die Achseln: „Aber das ist ja kaum die Hälfte des Angeforderten. Ich brauche noch mindestens sechs Wagenladungen bei diesem Betrieb. — Tut mir leid, daß ich Sie noch mal bemühen muß." Er reicht mir die Hand.

Ramm—ramm!!

Ein brauner Baum zeichnet sich hinter dem linken Geschütz.

Die Leute haben inzwischen abgeladen. Es hat natürlich wieder Stunk gegeben, weil die Haufen nicht ganz richtig liegen. Sie brüllen sich an.

Wir kommen wieder in das Munitionsdepot.

„Aufladen!"

Rums!! — Schreien.

Einer liegt im Blut. Beine weg, man kann wenig helfen. Wir laden weiter. Ehe wir fertig sind, ist er schon tot. Wir haben nicht einmal Zeit gehabt, ihm das Sterben etwas leichter zu machen.

Er hatte einen so qualvollen Blick, aber jammerte nicht. Nun starren seine schreckhaft aufgerissenen Augen aus dem eingefallenen, schmierigen Gesicht in das letzte Licht. Ich sehe, wie ich auf den Bock steige, nur noch das Weiße seiner Augen. Mir fällt auf einmal ein, daß es Neumann I ist. Schon quatschen die Räder des Karrens durch sein Blut. —

Unterwegs stürzen unsere Gäule. Es geht gerade etwas bergab und der Wagen kommt ins Rutschen. Wir fallen auf die Pferde. Ich bekomme ein paar Hufschläge, dann bin ich wieder frei. Arnold ist auch nicht verletzt. Die Gäule sind

über eine Granate gestolpert, die frei im Wege liegt. Wir rollen sie vorsichtig zur Seite.

Es wird dunkel.

Eine Feldküche jagt vierspännig vorüber.

Dann laden wir im Depot noch einmal. Vier Karren kann ich nach Hause schicken. Wir kommen glatt wieder heraus. Die meisten Einschläge liegen jetzt etwas mehr vor. —

Glatt kommen wir auch zur Batterie. Es fängt an zu regnen. Die Pferde laufen unsicher. Immer wieder rasen Kolonnen an uns vorbei.

Endlich habe ich meine richtige Quittung. Wir fahren zurück. Kommen am Depot vorbei zum Lager.

Im Unterstand liegen ein paar Verwundete.

„Wo ist der Kommandeur?"

„Vorn."

„Und der Wachtmeister?"

„— Alle vorn. Alle verfügbaren Gespanne sollen gleich wieder los, Herr Leutnant."

„Das geht ja gar nicht mehr."

„Dringender Befehl," antwortet die Stimme aus der Dunkelheit.

Ich gehe zu den Leuten.

„Es hilft nichts, wir müssen wieder los."

Keine Antwort.

„Wir sind im Großkampf. Vorne brauchen sie Munition. Die Kameraden sind auch vorne."

„Es geht aber nicht mehr. Hat doch keinen Sinn. Wir verlieren wieder die Hälfte. — Wofür denn eigentlich diese ganze Schweinerei? Was geht uns dieser ganze Dreck an?"

„Euch geht der Dreck nicht mehr und nicht weniger an als mich." Ich wundere mich, wie ruhig ich das sage. Ich

bin mir bewußt, daß durch ein unüberlegtes Wort jetzt alles umgeworfen werden kann. „Der Befehl ist da. Daß er nötig ist, wissen wir."

Ich gebe den Gäulen Heu und stecke mir eine Brotschnitte in den Mund. Sie ist verschimmelt, so daß ich den Bissen wieder ausspucke. Etwas Zwieback finde ich noch und gieße einen Rest kalten Kaffee herunter.

Es ist ganz dunkel. Feiner Regen fällt. Ich bin bis auf die Haut naß und friere. Dann gehe ich zum ersten Gespann, nehme den Gäulen das Heu weg und stopfe es unter den Bock. Steige auf und fahre in die Nacht hinaus.

Ich weiß, daß dies nicht „offiziersmäßig" ist, aber es ist mir gleich. Befehle hätten hier geschadet, nur das Beispiel kann jetzt wirken.

Mit vieler Mühe stecke ich mir eine Zigarette an. Ich muß sehr auf den Weg achten, damit ich nicht im Sumpf versacke. —

Im Depot hilft ein Pionier laden.

„Der Munitionsunteroffizier?"

„Gefallen."

„Herr Leutnant allein?" wundert er sich. Ich antworte nicht.

Ich komme glatt zur Batterie. Manchmal habe ich Schwierigkeiten mit den Gäulen, wenn Einschläge sehr nahe liegen. Ich halte sie wohl zu fest, muß sie selbständiger gehen lassen. Mir fehlt da die Übung.

Ich melde mich wieder beim Batterieführer.

„Eine Ladung Munition!"

„Mensch, ein Wagen? Was soll ich denn mit dem anfangen? Der ist ja gleich verschossen. Wo stecken denn die anderen?"

„Tot, verwundet und so," antworte ich nebenbei. „Ich komme aber zurück."

Wieder Aufladen im Depot.

Strichweise Feuer unterwegs. Brisanzgranaten und Schrapnells.

„Der Batterieführer ist im Unterstand!"

„Ladung Munition!"

Er steht auf und sieht mich an. Die Kerze flackert. „Bei Ihnen ist alles tot und verwundet?"

Ich presse die Lippen aufeinander.

„Aber da sind noch acht Gespanne gekommen, die haben gesagt, sie wären von Ihnen?" Er hält inne. „Ich habe sie hier gelassen. Alles muß wieder aufgeladen werden. Stellungswechsel! Ich brauche Pferde zum Abschleppen. Und dann muß die Munition hinüber."

Auch das noch, denke ich. Oder habe ich es laut gesprochen? Vielleicht sieht er die Überanstrengung mir an.

„Wir helfen alle mit," beschwichtigt er.

Draußen stehen meine Fahrzeuge. Die Fahrer beachte ich nicht, spanne meine Gäule aus.

Die Geschütze werden zurechtgemacht. Es sind nur noch drei. Sechsspännig fahren wir dann los. Die Gäule haben schwer zu schleppen, weil die Räder tief in den Schlamm einsinken. Immer müssen wir in die Speichen greifen. Aber wir bekommen alle drei Geschütze hinüber.

Fahl dämmert ein Regenmorgen.

Die Batterie liegt jetzt besser geschützt in einer Bodensenkung.

Auch die Munition bekommen wir glatt hinüber.

Ich melde uns beim Batterieführer ab. — Er sieht mich an, nimmt seine Zigarette aus dem Munde und gibt sie mir.

„Die letzte, Herr Kamerad," sagt er.

Ich fühle etwas Warmes. Man kann das so nicht erklären. —

Wie lange sind wir eigentlich unterwegs gewesen? Jeden Sinn für die Zeit habe ich verloren. Merkwürdig wenig müde bin ich, als wir endlich im Lager sind. Ich gehe wie eine aufgezogene Maschine und verrichte meine Arbeit.

Bang liegt in Decken und Mäntel gewickelt. Er erschrickt, als ich in seinen Unterstand komme.

„Was wollen Sie hier?" fährt er mich an.

„Ich melde mich zurück."

„Das ist doch Quatsch," sagt er rauh. Sein Blick ist flackernd. „Das ist doch Quatsch. das machen Sie mir doch nicht weis!" Er dreht sich zur Wand und läßt mich stehen.

Ich gehe zum Wachtmeister.

„Der Kommandeur? Ach, der spinnt ja." Er schläft schon wieder.

Ich erwische einen Napf mit Dörrgemüse. Es ist kalt. Ich versuche etwas herunterzuschlingen, aber es ekelt mich.

Die Leute bringen die Gäule unter und werfen ihnen Heu vor. —

Ich lege mich hin. Immer wieder wache ich auf, weil ich friere. In meinem Unterstand ist die Tür eingefallen. Regenwasser läuft herein. Ich stehe auf und schwanke einen Unterstand weiter, wo andere liegen. Mir ist schwindelig. Schließlich schlafe ich aber doch. —

Rütteln! Der Wachtmeister steht vor mir. „Alles, was Beine hat, muß mit. Marschbefehl!"

Es ist dämmerig, also schon wieder Abend.

Bang klappert mit den Zähnen. Er sieht sehr schlecht aus und torkelt auf sein Gespann los.

Wir rollen. Es regnet. Ich habe keine Empfindungen mehr. Wir sind ja gar nicht mehr Menschen.

Die Kolonne ist stark zusammengeschmolzen. Bang und Baer haben wohl auch Verluste gehabt. Auf jedem Bock sitzt nur ein Mann. Keiner von uns reitet noch.

Ramm!! — haut wieder eine Granate ins Munitionsdepot. Ich bekomme klebrigen Dreck ins Gesicht. Schmeckt nach Blut.

Ich muß direkt herauskotzen, gebe mir nicht mal mehr Mühe, den Kopf zur Seite zu drehen.

„Schweinerei," sagt Berkmeyer. —

Trotz Regen und Nacht finde ich die Batterie wieder. Sie scheint vom Feind längst entdeckt zu sein. Es kleistert. Ich springe vom Bock und rutsche aus. Liege neben einem Pferdehuf. Der braucht nur zuzutreten, dann hat die Hetzerei ein Ende.

Die Körbe platschen herunter.

Der letzte.

Ich will zu Bang hinüber, Meldung machen.

Ramm!!

Ich verliere den Halt unter den Füßen, platsche kopfüber irgendwohin in die Nacht: Wasser. Will mich herausarbeiten, bleibe mit dem Stahlhelm hängen. Das Sturmband würgt mich.

Ich reiße, aber komme nicht frei.

Greife mit den Händen: Stacheldraht.

Weiches.

Stoff.

Fleisch.

Es hilft nichts.

Nun habe ich kaum noch Luft.

Meine Hände tasten in ein Gesicht.

Ich kann den Atem nicht mehr anhalten. Mein Herz klopft zum Zerspringen.

Ich stoße alle Luft aus.

Wasser dringt mir in den Mund.

Mit all meiner Kraft reiße ich meinen Kopf zurück und stemme mich mit den Händen ab.

Es gibt nach. Ich komme frei.

Mein Atem keucht. Ich huste Wasser aus. Das Herz tobt.

Ich bewege mich nicht.

Rums — Krach!!

Um mich platscht es.

Meine Kraft ist am Ende.

Ich liege der Länge nach im Schlamm.

Ein Rad mahlt ganz dicht vorbei.

Noch eins.

Mein Gespann!

Ich springe hoch.

„Wo stecken Sie denn?" schreit Bang.

Wir fahren schon wieder.

Wie lange das geht, weiß ich nicht.

Einmal wälzen sich Gäule im Weg.

Ein Tier reißt sich los und rast weg.

Sie schreien, daß einem das Blut in den Adern erstarren kann.

Ich ziehe meine Pistole.

Das andere wälzt sich hin und her.

Erst nach dem sechsten Schuß liegt es still.

Das Schreien des verendenden Gaules schneidet durch die Nacht.

Ich laufe ihm nach.

Der Gaul ist auf der Hinterhand zusammengebrochen. Mit den Vorderbeinen hat er sich hochgerichtet. Die Eingeweide sind ihm um die Hufe gewickelt. Er dreht sich immer um sich selbst und schreit.

Zwei Schüsse aus nächster Nähe lassen ihn zusammensinken.

Ich komme zum Gespann zurück.

Berkmeyer legt mir die Hand auf den Arm.

Ich bleibe stehen.

Wimmern und Stöhnen aus der Nacht.

Dann deutlich: „Hilfe! Hilfe!"

„Was ist los?"

„Hilfe!—Helft mir!—Ich versacke mit meiner Bahre!"

Ich blitze die Taschenlampe an.

Baumstumpf, dahinter wohl offenes Gelände. Nichts eigentlich zu erkennen.

„Siehst du das Licht?" schreit Berkmeyer.

„Ja, ja, ihr seid nicht weit! Um Gottes willen helft!"

Es rohrt über uns hinweg.

Ich trete einen Schritt vor. Es patscht schlammig. Ich ziehe den anderen Fuß nach. Der Grund weicht.

„Kameraden — helft doch, ich versaufe! Helft schnell!" Die Stimme fleht in Todesangst.

Ein paar Schritte entlang. Wohin ich taste, überall Sumpf.

Ich leuchte. Keine feste Stelle ist zu erkennen. Vielleicht da.

Ein Einschlag faucht in den Schlick.

Ich springe mit einem Satz hinüber. Alles gibt nach. Bei jeder Bewegung sinke ich tiefer. Mit aller Kraft ziehe

ich den Fuß heraus. Es gurgelt. Mein anderes Bein sinkt gleich tiefer.

„Helft, helft! — Holt mich!"

Ich werde wütend. Wie soll ich helfen? Je mehr ich mich herausarbeite, desto tiefer sinke ich. Verflucht, jetzt versaufe ich noch selbst.

Berkmeyer springt zu, sinkt auch ein, aber reißt mich mit aller Kraft heraus.

Wir stehen vor Erschöpfung zitternd wieder auf der Straße.

Die Träger sind wohl im Dunkeln vom Weg abgekommen und sind versackt. — Jetzt versackt er auch. — Berkmeyer geht zum Gespann. „Nichts zu machen."

„Helft, helft! Laßt mich nicht versaufen! Drei Kinder habe ich, — drei Kinder habe ich!" Die Stimme überschlägt sich.

Wir nehmen die Rückwände des Wagens herunter. Alles ist naß und glitschig. Wir schieben die Bretter vorsichtig auf den Sumpf. Es hilft nichts, auch jetzt gibt der Boden nach.

Ohnmächtige Wut überkommt mich gegen diese Finsternis, gegen diesen unheimlichen Schlamm um uns, in dem ein Mensch verzweifelt um sein Leben ringt und der ihn doch unrettbar verschlingen wird. Denn wir können nicht helfen. Ich habe meine Fäuste geballt und starre in die Nacht, aus der immer und immer wieder dieses entsetzliche „Helft! Helft!" schreit.

„Kamerad, im Dunkeln können wir nichts machen, müssen warten, bis es hell wird!"

„Ach Gott, heiliger Gott, so helft doch, seid doch barmherzig! Laßt mich nicht krepieren! Ich bin der Hauptmann

Roth — Roth. Helft eurem Hauptmann, helft doch, helft!“ Er fleht und bittet. Seine Stimme zittert wie die eines kleinen Kindes. Krachen verschlingt das Wimmern.

Wir kennen keinen Hauptmann Roth. „Herr Hauptmann müssen still liegenbleiben. Wir holen Bretter. Wir lassen Herrn Hauptmann bestimmt nicht im Stich.“

Splitter zischen in den Schlamm.

„Ihr laßt mich versaufen! Ihr feigen Hunde! Ihr laßt euren Hauptmann krepieren. Wenn ich nur hochkäme. Zerschossen — zerschossen und jetzt versaufen. Helft doch, — drei Kinder, — drei Kinder.“ Es wimmert, — es weint.

Ich möchte mir die Ohren zuhalten. Ich habe noch nie einen so weinen gehört. Ich habe nie gewußt, daß Männer so weinen können.

„Los!“ flüstert Berkmeyer.

Ich möchte mich wegschleichen, ganz weit weg von hier, um nur nicht dieses Weinen zu hören.

„Drei Kinder — drei Kinder, und ich versaufe!“ —

„Wir kommen bestimmt, Herr Hauptmann!“

„Drei Kinder — drei Kinder.“ Die Rufe gehen im Rumpeln unter, aber ich höre sie, höre sie unentwegt.

Ich treibe die Gäule an. Es ist aber nicht mehr viel aus ihnen herauszuholen. — Drei Kinder —, ich schlage immer wieder auf die Gäule ein.

„Der krepiert,“ sagt ein Pionier im Depot. „Lohnt nicht! Kriegt selbst noch einen Splitter verpaßt.“

„Bretter her!“ schreie ich ihn an.

„Nur Ruhe. — Ist ja nicht der erste. Das hört man hier so Nacht für Nacht.“ Ich hasse ihn, weil er das so sagt.

Dann hasten wir zurück. Es dauert trotzdem lange. Die Gäule sind bis zum Letzten ausgepumpt. Endlich — Trümmer am Straßenrand.

„Herr Hauptmann, Herr Hauptmann!“

„Hier, hier!“

Die Bretter platschen.

„Hier — hier — hier!“ schrillt es in Todesangst.

Es ist noch immer dunkel. Der Regen rinnt unaufhaltsam.

Wir arbeiten fieberhaft. Es ist wenig zu sehen bei der kleinen Blendlampe.

„Hier — hier! Schnell — schnell!“

Dann auf einmal ganz kurz hintereinander: „Hier, hier, hier!“ Das endet in einem verzweifelten, langen Schrei.

Leises, widerliches Gurgeln.

„Herr Hauptmann!“ schreie ich, „Herr Hauptmann — Hauptmann!“ —

Es bleibt still.

Langsam wird es hell. Schlamm, soweit das Auge reicht, nur Schlamm.

Müde sind wir, sehr müde.

In den grauen, triefenden Morgen hinein fahren wir nach Hause.

„Ihr seid da?“ sagt Bang. Das klingt, als hätte er uns nicht mehr erwartet. Und dann setzt er langsam und schwer hinzu: „Es geht vorne zurück.“

Mechanisch nicke ich, ohne daß mir der Sinn seiner Worte zum Bewußtsein kommt.

Alles trieft. Ich lege mich gleich und krame mir alles, was ich von Decken, Woilachs und Mänteln bekommen kann, auf, um nur einmal wieder warm zu werden. Ich ziehe mir die Decken bis an die Schultern — und weiß schon nichts mehr.

Hunger macht mich wach.

Die Glieder schmerzen.

Es ist Nachmittag.

Bang treffe ich zwischen den Unterständen. Er stützt sich schwer auf seinen Stock.

„Die vielen Verluste und dann die Abgänge durch Krankheit! — Eigentlich sind wir wohl alle krank."

Er hustet hohl.

„Ja, Sie sollten sich ein paar Tage ganz legen. — Grippe."

Er wehrt ab.

„Und dann dieser Ersatz!"

Wir treten in seinen Unterstand. Ich greife nach einem Blechteller mit Nudeln und Backobst. Das Zeug ist kalt und talgig.

„Sie haben uns junge Kerle als Ersatz geschickt. Fast die Hälfte hat sich schon unterwegs verdrückt, und die hergekommen sind, machen auch einen üblen Eindruck. Ich glaube, die machen einfach nicht mit."

„Das gibt's doch gar nicht."

„Doch, drüben bei Beckmann haben sie sich geweigert, im Feuer zu fahren."

„Dann geben Sie sie mir. Ich bin doch auch jung und hatte auch saumäßige Angst, als ich zum erstenmal mit draußen war. Das ist ja ganz natürlich. Ich meine, wir müssen sie so unter die alten Leute verteilen, daß sie nie allein sind und durch deren Beispiel erzogen werden."

Ich spreche mit dem Wachtmeister. „Da ist wenig zu hoffen. Ganz schlappes Pack!"

„Ja, aber wir dürfen sie damit nicht immer vor den Kopf stoßen, daß wir von vornherein schon annehmen, sie

wären schlapp. Wir müssen ihnen so viel Luft lassen, daß sie zunächst überhaupt einmal sehen lernen, wo vorne und hinten ist. Vor allen Dingen muß es ihnen klargemacht werden, daß sie stolz sein können, zu solchen Leuten zu gehören, wie wir sie hier haben."

Ich komme am Unterstand des dritten Zuges vorbei. Die Tür steht offen.

Keiner von den Leuten spricht ein Wort. Petersen hat eine verbundene Hand und müht sich ab, mit der linken einen Brief zu schreiben. Das geht kaum, denn schon mit der rechten Hand war das für ihn keine Kleinigkeit.

„Gib mal her," sage ich.

Er schiebt Blatt und Bleistift hin. Aber es kommt kein Wort heraus.

„Soll ich nicht schreiben, daß es dir gut geht? Daß du gesund bist und hoffst, daß der Krieg bald aus ist?"

Er schüttelt den Kopf, sieht mich an. Ganz ruhig. Als wäre er gar nicht bei der Sache, als spräche er nur so vor sich hin, sagt er: „Ich hoffe nicht."

„Mensch, wir sind doch auch diesmal zurückgekommen. Wir sind doch aus diesem Schlamassel wieder herausgekommen, warum sollen wir da nicht hoffen?" Ich sage es nur, um ihm etwas Mut zu machen, sage es ohne eigenen Glauben. In mir sieht ja auch alles so hoffnungslos aus.

„Vielleicht ist es auch schade, daß wir zurückgekommen sind," er spricht sehr langsam. „So quälen wir uns immer und immer von neuem. Werden ganz langsam abgewürgt. Ganz bedächtig, damit wir nur recht schön alles fühlen. Nur keine Eile in solchen Dingen!" Er lacht heiser.

Auf dem Tisch liegt ein Zettel. Ich greife danach. Ein Flugblatt:

Durch Luftballon.

Lohnt es sich wohl?

Morgen wirst Du vielleicht getötet werden! Warum? Weil es Deines Kaisers Wille ist.

Lohnt es sich wohl?

In der Heimat darben Deine Frau, Deine Mutter und Dein Kind.

Wird Dein Tod ihnen vielleicht helfen? Gehst Du darum in den Tod?

Nein! Das weißt Du selbst am besten.

Aus welchem Grunde opferst Du daher Dein Leben?

Warum befahl Dein Kaiser diese Schlacht, in der schon jetzt 500000 Deutsche getötet und verwundet sind? Warum sagt er: „Dies ist meine Schlacht?"

Weil er Furcht hat, Frieden zu schließen.

Der Frieden aber würde Dir Ruhe und Sicherheit bringen, Deiner Familie in der Heimat aber Brot und Glück. Dein Kaiser, Deine Regierung, Deine Herrscher, sie haben Brot und Sicherheit. Sie können auch ohne Frieden in Wohlsein leben."

„Herr Leutnant, zum Kommandeur!"

Ich stehe auf, stecke den Zettel in die Tasche. —

„Wieder Marschbefehl." Er geht im Unterstand auf und ab. Sein Gesicht ist ganz rot. Er zittert.

„Was die sich denken, — das geht doch einfach nicht mehr! Die Gäule krepieren mir ja auf der Straße! Und kein Kerl kommt mehr mit. Himmeldonnerwetter, Sie Jammerlappen, haben Sie das denn nicht gesagt?" Er bleibt vor dem Befehlsempfänger stehen.

„Es wäre keine Aussicht, daß das in der nächsten Zeit besser würde, hat der Herr Adjutant gesagt. Aus der Heimat käme zu wenig Ersatz. Und hinten ziehen sie schon Etappenkolonnen heran. Auf der Straße traf ich eine Bäckereikolonne, die Munition fahren sollte. Sie steckten mit lauter gebrochenen Deichseln fest, weil die Gäule ihnen durchgegangen waren, als es etwas kleisterte."

„Können gehen!" Bang winkt ab.

Mit großen, unsicheren Schritten geht er auf und ab. Die linke Hand hat er an die Brust gelegt unter das E. K. I. Er bleibt dazwischen stehen, hustet und spuckt.

„Da geht doch kein Schwein mit!" Er bleibt vor mir stehn.

„Glauben Sie, daß von Ihren Leuten noch einer mitkommt, Lingen?"

„Jawohl." Aber eigentlich, — ich weiß selbst nicht, wie ich es machen soll.

Es würde mich wirklich nicht wundern, wenn sie sich wieder weigern würden. Doch das sage ich nicht. —

„Meinberg, lassen Sie antreten." — Sie stehen da, müde, mit grauen Gesichtern, die Augen ohne Glanz — —

Ich sage nur: „Für heute nacht liegt wieder Fahrbefehl vor." Ich blicke ruhig vom einen zum anderen und füge dann langsam und deutlich hinzu: „Ich werde fahren."

Später versuche ich, in meinem Unterstand nach Hause zu schreiben. Es werden nur ein paar geschäftsmäßig hingeworfene Zeilen, ein Dank für die Liebesgaben und die Versicherung, daß es nicht so schlimm ist. Mutter soll sich nicht ängstigen. Nur deshalb schreibe ich, — nicht weil ich hoffe, daß ich verstanden werde und dadurch Kraft gewinne.

Ich lehne mich zurück. Doch, — ein Mensch versteht mich. Aber ich schreibe diesem einen Menschen nicht. Ge-

nügt nicht das Wissen, das ganz starke innere Wissen umeinander?

Es scharrt vor der Tür. Dann räuspert sich jemand. Schließlich klopft es.

„Herein!"

Arnold erscheint. Er versucht sich militärisch aufzubauen. Nicht so, wie man das im Inland tut, mehr feldmilitärisch. Aber auch das ist schwierig, weil er im Unterstand kaum aufrecht stehen kann.

Ich sehe ihn fragend an.

„Herr Leutnant," beginnt er stockend, „wir kommen alle mit heute nacht."

Ich sehe ihn an, als wäre mir das gleichgültig.

„Das neulich war falsch von uns."

„Ihr seid mitgekommen, nur das ist mir wichtig. Ich mache auch weiter mit, solange ich die Kraft dazu habe, alles Übrige überlasse ich eurer Kameradschaftlichkeit."

Es entsteht eine Pause. Anscheinend hat er noch etwas auf dem Herzen. Ich sehe ihn fragend an.

„Haben Herr Leutnant dem Herrn Oberleutnant . . .?" Er stockt.

„Ach, ihr meint, ich hätte euch gemeldet wegen Gehorsamsverweigerung vor dem Feinde? Bin ich ein Schutzmann? Ich kann nur sagen, daß ich den festen Willen habe, nach vorn zu gehen, solange ich kann. Ob ihr meine Kameraden sein wollt oder nicht, müßt ihr wissen."

Ich stehe auf und gebe ihm die Hand. „Ich spreche über die Sache nicht mehr, Arnold."

Etwas später bleibt der Kommandeur in meiner Tür stehen. „Ich glaube, wir beerdigen noch schnell unsere Gefallenen, bevor es wieder losgeht. Es werden sonst zu viel, und wir wissen nicht, wann wir wieder einen Augenblick Zeit dazu haben."

Ein großes Grab ist schnell ausgehoben. Man braucht nur zwei Trichter miteinander zu verbinden. Wasser quillt gleich aus der Erde. Wir tragen in Zeltbahnen einen Kameraden nach dem anderen vor das offene Grab. Nun liegen sie nebeneinander. In zwei Reihen stehen die Leute.

Es ist ganz still. Der Regen trieft. Die Dämmerung beginnt. Die Landschaft ist grau in grau. In mir ist noch große Müdigkeit.

Bang spricht ein paar Worte. Ich höre sie, ohne sie zu fühlen. Dann wird einer nach dem anderen hinuntergesenkt. Dreimal kracht die Salve.

Der Kommandeur wirft ein paar Erdklumpen in das Grab.

Ich sage nur: „Es waren unsere Kameraden." Ich fühle, wie meine Leute mich ansehen. Ich will mich bücken, um auch eine Handvoll Erde nachzuwerfen. Das kommt mir plötzlich so entsetzlich phrasenhaft vor. Ich richte mich wieder auf, ehe ich die Erde in den Händen habe, und gehe weg.

Dann verschlingt uns wieder die Frontnacht, wie sie uns unzählige Male schon zuvor verschlungen hat.

Die schweren Granaten hauen ins Munitionsdepot.

Wir laden zwischen Sandsackwällen, umgeben von Granaten. Es knistert und zischt, kracht und splittert.

Wir hasten wie immer.

Dann sind wir in der Batterie. Krachend schicken die dicken Eisenrohre ihre rauschende Last in die diesige Nacht.

„Abladen!"

Bergner steht oben, um die Körbe herunterzugeben. Jaulend haut eine Granate irgendwo ein, krachend speit sie surrende Splitter.

„Runter damit!“ schreit er und wirft uns den vollen Korb vor die Füße.

„Mensch, paß doch auf, das ist doch lebensgefährlich.“

„Ach, weg damit! Laßt sie doch zerplatzen.“

Er wirft wieder einen Korb herunter.

„Feste, euch auf den Schädel!“ Er brüllt. „Ihr sollt auch was abbekommen!“ Er stemmt einen Korb auf den Bock, um ihn den Gäulen draufzuschmeißen.

„Bergner, Mensch, sind Sie verrückt geworden?“

Arnold ist hochgesprungen.

„Mach keinen Quatsch, Mann.“

Rumm!! — haut wieder ein Einschlag in die Batterie.

„Runter, du Aas!“

Sie ringen. Endlich haben wir ihn überwältigt. Nun sitzt er gefesselt im Wagenkasten und johlt. Wenn die Granaten einen Augenblick schweigen, schrillt das Brüllen des Irrsinnigen markerschütternd. Es paßt erschreckend gut in den ganzen Rhythmus der wahnsinnigen Vernichtung der Schlacht.

Wir fahren durch die Nacht zwischen den wassergefüllten Trichtern Flanderns. Wir bringen auch am Tage Munition. Wir sind längst zu Maschinen geworden. Tiere und Menschen schleppen sich nur noch vorwärts.

Unaufhörlich wühlt die Front. Immer wieder tasten Granaten ins Lager. Und zwischendurch kommen immer neue Fliegerbomben. Täglich mehr. Wir achten schon längst nicht mehr darauf. —

Wenn wir nicht fahren, liegen wir irgendwo und schlafen, bis uns der Hunger wieder hochtreibt. Dann sitzen wir mit einem halben Kochgeschirr Dörrgemüse oder Graupen und essen glitschiges Brot dazu. Über uns tacken die Maschinengewehre kämpfender Luftgeschwader. Silbern glitzernde Mücken tanzen umeinander. Hier stürzt eine aus dem Schwarm heraus, verfolgt von einer anderen. So lange verfolgt, bis sich der eine Flügel loslöst, der zweite und dann der Rumpf wie ein Torpedo senkrecht zur Erde schießt. Eine lange Rauchfahne steht am Himmel. Ein Punkt löst sich, wird größer, ein Mann hängt am Schirm, pendelt herab.

Wir laufen nicht hin. Die Zeiten sind längst vorüber, in denen wir uns für Dinge interessierten, die uns nicht unmittelbar selbst angehen. —

Immer wieder Stellungswechsel. Bang fährt immer wieder mit, obwohl er sich von der Grippe nicht erholen kann. Wie soll er das auch bei dem Hundeleben, bei dem wir kaum noch aus dem nassen Zeug herauskommen.

Wenn Baer allein draußen ist, sitzen wir manchmal bei den Leuten. Aber es wird nicht viel gesprochen. Jeder hat seine Gedanken, was lohnt es da viel zu reden? Ich denke manchmal, wie das alles so anders geworden ist. Es ist kein Mißtrauen zwischen uns und kein Mißachten. Wir sind immer noch eine große Familie, die zusammenhält und alles zusammen trägt. Aber wir sind gleichgültig und stumpf geworden, krank, müde, — müde.

„Herr Oberleutnant, Feldgottesdienst, heute nachmittag um vier.“

„Feldgottesdienst?“ fragt er ungläubig zurück.

„Jawohl, Befehl.“

Nun stehen wir in einer zerfallenen Scheune und blicken den Pfarrer an. Er spricht mit tiefer, singender Stimme. Wir haben alle die Mützen abgenommen und sollen Kirchenlieder singen, die wir längst vergessen haben. Viele sind heiser und andere husten. Es kommt zu keinem Zusammenklang.

„Kameraden! Wir, die wir eben aus dem Pulverdampf der Schlachten kommen, wir wollen demütig unser Haupt neigen."

Wir stehen Mann neben Mann.

Die Worte des Pfarrers fließen über uns hin, Worte, die wir alle kennen, Worte, vor denen wir oft unseren Kopf gesenkt haben, aber hier kann ich meinen Blick nicht senken. Es ist nicht Abwehr, es ist eigentlich Erwartung, — ist Hoffnung auf eine Hilfe . . .

Der Pfarrer spricht ohne Stocken, spricht wie ein Mann, der seiner Sache sicher ist. Und jetzt lächelt er aus dieser Sicherheit heraus. Aber es ist eine andere Welt, aus der heraus er spricht, irgendwie eine andere Welt . . .

Der Pfarrer hat einen langen feldgrauen Rock. Das Eiserne Kreuz I. Klasse steckt an seiner Brust. Er bewegt die Hände beim Sprechen, und nun schwillt seine Stimme an: „Oh, daß ihr doch erkennetet was zu eurem Frieden dient!"

Wir treten wieder hinaus.

„Frieden wollen wir noch viel eher als der," sagt Arnold halblaut zu Berkmeyer.

Ich gehe mit Bang um das Dorf.

„Schrecklich muß es sein, auf Befehl Worte finden zu müssen, wo man nur schweigend handeln kann," sagt Bang nachdenklich. „Man sagt, wir sollen beten," fährt er dann fort. „. . . Aber genügt es eigentlich nicht, wenn wir uns klein fühlen und wissen, daß wir nichts aus uns selbst heraus

vermögen? — Man kann es Gott nennen oder Schicksal, irgend etwas zermalmt uns oder läßt uns leben. Wir beten! Aber das Ganze ist ja doch nur ein Betteln. Wir wollen Gott gutstimmen, wir versuchen, ihn mit unserem Gebet zu beeinflussen, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Mißachten wir aber Gott nicht so als einen kleinlichen Tyrannen, der willkürlich uns nach seinen Launen behandelt? Wären wir überzeugt, daß sein Tun gut ist, dann würden wir doch auf diese Mittelchen verzichten. — Warum sollen wir also beten? — Wenn Gott allwissend ist, so weiß er auch, was an Bitten und Wünschen in uns schlummert. Er kennt unser Fühlen und Denken besser als wir selbst. — Wozu sollen wir denn noch beten? — Wir können nur sagen: ‚Dein Wille geschehe' — sonst nichts."

Schweigend gehen wir weiter. — Die Front stöhnt.

Wir liegen in einem nur wenig zerschossenen Dorf. In Anbetracht des schlechten Zustandes der Pferde haben wir heute keinen Fahrauftrag bekommen. Die Leute flicken Geschirr und bessern Uniformen aus. Ich gehe vom Verbandplatz zurück, wo ich nach Motzheim und Plauert gesehen habe. Müde und blaß haben sie dagelegen und sehr teilnahmslos.

„Jetzt zu allem noch die Grippe," hatte der Stabsarzt gesagt, „sie sterben wie die Fliegen. Es ist furchtbar."

Die Sonne ist herbstlich warm. Ich gehe quer über die Felder. Summen läßt mich aufblicken. Aus einer großen Haufenwolke fällt ein Punkt, ein Vogel, ein Flugzeug heraus.

Noch eins, wieder eins. Immer mehr. Ein ganzes Geschwader kommt in rasender Fahrt herunter. Doppeldecker, grüngelb und grau mit bunten Kokarden: Engländer!

Sie haben sich wohl verirrt und halten unseren verlassenen Flugplatz neben dem Dorf für den ihren? Tatsächlich, sie wollen wohl landen. Ich renne.

Verdammt, ich habe ja keine Waffe bei mir! Ach was, es wird schon gehen! Nur hin!

Ich schreie, damit auch andere aufmerksam werden, sie halten sonst das Geschwader für eine deutsche Jagdstaffel, die wieder nach vorne kommt.

Ich stürze und springe, bin schon ganz außer Atem. Links vor mir ist das Dorf. Rechts stehen die verlassenen Flugschuppen.

Der erste Flieger schwenkt zur Landung ein. Jetzt kommt er unmittelbar auf mich los. Immer tiefer. Schon verdeckt ihn die Halle.

Nun muß er unten sein. Ich renne. Der Motor schweigt. Auch die anderen Flugzeuge tauchen unter. —

Ein Motor braust wieder auf.

Ich bleibe stehen. Ist der Kerl verrückt? Jetzt rast er ja in die Halle!

Pa—pa—pa—pa—pa klappert ein Maschinengewehr. Senkrecht steigt er hinter der Halle hoch. Grell leuchten die blau-weiß-roten Kreise in der Sonne.

Wenn ich jetzt nur ein Maschinengewehr hier hätte!

Ich renne schon wieder.

Pa—pa—pa—pa, der Zweite springt steil über das Dach.

Der dritte, vierte, einer nach dem anderen. Immer neue Kokarden blitzen. Zwischen den grüngelben Flügeln sind Drähte. Die Motorhauben glitzern. Siiii brausen die Umlaufmotoren.

Nun liegen sie steil in der Kurve, sind herum, fliegen von neuem an, wie ein Wespenschwarm dicht beieinander.

Die Motoren schweigen, abermals gleiten sie, tauchen schon wieder hinter dem Schuppen unter.

Die Motoren brüllen auf. Der erste mit den roten Wimpeln an den Flügelenden schießt wieder steil in den Himmel, der zweite zieht hoch, der dritte.

Ratatatata.

Der erste steht auf der Flügelspitze, biegt seitlich aus. Die anderen hinter ihm.

Ich renne immer noch.

Pa—pa—pa—pa—pa.

Kremm!!

Dazu das Brausen von über dreißig Motoren im Vollgas.

Wieder wendet einer steil, kommt genau auf mich los. Nimmt mich von der Seite an — nein, wird mich gar nicht bei dieser Geschwindigkeit sehen, wird wohl das Haus da hinten angreifen.

Ich laufe.

Pa—pa—pa—pa.

Weiße Fäden fliegen mir entgegen, an mir vorbei. Ganz dicht. Wie Wasserstrahlen aus einer Gießkanne.

Mitten im Laufen trifft mich ein Schlag vor die Brust. Ich falle rückwärts. Jetzt bist du tot, denkt es in mir.

Mit dem Schädel schlage ich auf den Boden. Ich wälze mich herum, taste nach meiner Brust, springe auf und renne, renne auf das Haus da drüben los.

Um mich tobt es. Schreien von irgendwoher. Maschinengewehre rattern.

Wieder springt einer über die Hallen weg.

Grell pfeifen die Spanndrähte. Er ist so dicht über mir, daß ich mich im Laufen hinwerfe. Die Räder rasen

gleich über mir vorbei. Eine Wolke von Auspuffdämpfen und aufgewirbeltem Staub hüllt mich ein. Es stinkt nach Rizinusöl.

Ich springe auf, stürze weiter.

Etwas fällt aus dem Flugzeug, hebt sich schwarz vom Hintergrund ab, sieht aus wie ein kleines Kommißbrot.

Ich liege schon.

Kraffz!!

Dreck, Splitter, Steine prasseln um mich. Ich springe auf, laufe weiter. Nur irgendwo Deckung finden!

Pa—pa—pa—pa—pa. MG. klopfen. Drähte heulen.

Ein Motor brüllt auf. Ganz nah.

Der Engländer springt mir wieder über den Kopf, reißt den Doppeldecker steil hoch, schwankt leicht, legt sich auf den Flügel, kommt abermals herum. Eine Zipfelmütze leuchtet rot, ein Halstuch flattert.

Hell und scharf singen Drähte.

Unheimlich nah leuchten die bunten Kreise.

Kremm!!

Pa—pa—pa—pa—pa.

Die Wiese nimmt kein Ende.

Huiiih! gerade über mich weg.

Kremm! — etwas greift mich, schleudert mich vornüber. Zwischen Scherben und Steinen raffe ich mich auf.

Endlich das Haus. Kein Garten, keine Mauer, keinerlei Deckungsmöglichkeit. Ein Sprung zur Tür: geschlossen.

Ich schreie, fluche, hämmere. Sie bleibt geschlossen.

Es klappert, Motoren brausen, Spanndrähte singen.

Es knallt ins Holz, hart und scharf. Hier ein Loch, noch eins, noch eins.

Ich stemme mich gegen die Tür, schlage mit den Fäusten. Sie gibt nicht nach.

Wieder singt und klappert es. Gleich neben meiner Faust hackt es ins Holz. Wie mit Messern, denke ich. Ich werfe mich gegen die Tür. Sie bewegt sich nicht.

Klopfen, Heulen, Krachen, Hämmern, Rauschen der Luft unter Flügeln, Bersten — —

Ein Schlag trifft mich. Ich taumele zurück. Unter Schutt, Steinen, Glas- und Holzsplittern richte ich mich auf.

Die Türe ist herausgerissen. Mit einem Sprung bin ich im Haus.

Schon wieder singt es hell hinter mir.

Ich rutsche die Kellertreppe hinunter.

Krafffz!!

Alles zittert.

Benommen bleibe ich liegen.

„Oh, mon Dieu, mon Dieu!“ Schweres Stöhnen, das in Jammern übergeht.

Ich richte mich auf.

Ein altes Weib und ein alter Mann sitzen zusammengekauert in der Ecke mit gefalteten Händen. Sie bewegen irr die zahnlosen Kiefer.

Ich befühle mich, öffne den Rock, der einen Riß links auf der Brust hat. Die Brust ist rot vom Schlag, sonst ist nichts zu sehen. Ich nehme die Brieftasche heraus, ein paar Papiere, mein Zigarettenetui. Es ist stark eingebeult, an der einen Ecke durchschlagen. Ich öffne es, eine zusammengedrückte M. G.-Kugel liegt zwischen Tabak und zwei zerflickerten Zigaretten.

Oben tobt es noch. Mein Atem geht kurz. —

„Oh, mon Dieu, mon Dieu!“

Brandgeruch dringt in den Keller. Ich steige hoch. Die Haustürfüllung ist aufgerissen. Draußen wälzen sich schwarze Rauchschwaden über die Erde.

Es brennt. Ich stürze heraus, rufe, schreie.

Rot schlagen die Flammen aus den leeren Hallen.

Immer mehr Leute kommen herzu.

Die englischen Flieger sind weg.

Alle stehen jetzt um die brennenden Schuppen herum, zu löschen ist da nichts mehr. Das Dorf ist nicht in Gefahr, weil der Wind die Flammen auf den Platz treibt.

Da winken auch Bang und der Wachtmeister.

„Mensch, Lingen, daß Sie noch da sind!“

Fragend sehe ich ihn an.

„Brand hat im Vorüberlaufen gesehen, wie ein Engländer Sie über den Haufen schoß.“

Seine Stimme klingt herzlich und warm. Wie gut das tut, daß einer Sorge um mich empfindet! —

Dann gehen wir das Feld ab. Immer wieder stoßen wir auf kleine Trichter.

Kurz vor der Stelle, an der ich über den Haufen geschossen wurde, liegen zerrissene Telephondrähte. Das Geschoß scheint hier wohl abgelenkt und geschwächt worden zu sein.

Dicht vor dem Haus liegt eine kleine Mine, Blindgänger. Vorher haben wir schon zwei Handgranaten gefunden, an die Wimpel angebunden waren.

Das Haus ist zum Teil zerstört. Eine Bombe scheint in den Wintergarten gefallen zu sein und hat die Tür herausgeworfen.

Die beiden zahnlosen Alten sitzen noch im Keller und

murmeln ihre Gebete. Durch nichts lassen sie sich bewegen, wieder herauszukommen.

Als ich mich abends ausziehe, fällt mir aus dem rechten Rockärmel noch ein fingergroßer Handgranatensplitter.

Am nächsten Morgen treffen wir Arnold. Er geht mit offenem Mantel. Es sieht aus, als ob Ratten Löcher hineingefressen hätten.

„Nein, keine Ratten, Herr Oberleutnant. Das waren die Äser, die Tommies. Ick loofe und loofe, und so ein Dreckfack immer um mich rum. Wie mir die Zunge schon nachschleift vor Schwitze, hab ich mir hinjeworfen und alle Viere von mir jestreckt und da dachte die dumme Sau wohl, der Arnold, det Schwein, is jewesen, und is wegjeflogen.“

Er grinst.

„Da hätten Sie fast drei Tage nach dem Urlaub wieder nach Deutschland reisen können.“

„Nee, da bleib ick schon lieber bei Herrn Oberleutnant. Hier jehör ick her. In Balin quasseln se nur alle. Man muß Kohldampf schieben. Die Kinner sind frech jejen Vatern, die verdammten Rotznasen. — Nee, — ick bleibe eisern bei Herrn Oberleutnant.“ Er lacht. —

„Eigentlich muß eine solche Anerkennung doch viel schöner für Sie sein als irgendein Lob von oben,“ sage ich zu Bang, als wir nach Hause gehen.

„Ja, sehen Sie,“ er bleibt stehen, „wir wollen alle, daß der Krieg schnell aus ist, und wiederholen unzählige Male am Tage, daß uns der Dreck zum Halse heraushängt. Aber wenn ich ganz ehrlich bin: ich habe Furcht vor dem Kriegsende, auch wenn es gut gehen sollte. Ich kann es mir einfach nicht vorstellen, wie ich mich von meiner Kolonne trennen soll.

Wir sind ja so zusammengewachsen, — durch vier schwere Kriegsjahre zusammengewachsen . . ."

Als wir beim Abendessen sitzen, hören wir fernes Summen, Klappern und Krachen. Ich trete vor die Tür. Ein paar Kilometer weit entfernt sind die englischen Flieger wieder bei der Arbeit, stoßen auf ein Dorf herunter, ziehen hoch. Immer wieder.

Hoch oben kommt eine neue Staffel heran, drückt herunter. Silbern und bunt glitzern die Flugzeuge in der Sonne.

Maschinengewehre plappern.

Die Engländer ziehen hoch, kurven. Fünf von ihnen kommen auf einen Deutschen oder noch mehr. Alles kurbelt durcheinander. Einer qualmt, geht auf den Kopf. Der Kampf zieht sich der Front zu. Wieder leuchtet einer hell auf. Dann verschwindet alles unseren Blicken.

Auf den Straßen ist großer Betrieb. Tag und Nacht rollen die Kolonnen, die Batterien und Abteilungen. Nur wenig rollt vor, immer und immer wieder rollt mehr zurück. Gerüchte flattern.

„Tommy soll schon wieder vor sein," sagt Baer.

„Woher wissen Sie das?"

„Es wird gesagt und hier ist eine Durchbruchskarte, Herr Leutnant."

„La victoire des alliés." Rot sind die Linien an den einzelnen Tagen morgens und abends eingetragen. Daneben stehen die Zahlen der Gefangenen und der erbeuteten Geschütze.

Ich stecke das Blatt ein.

„Ist natürlich stark übertrieben, Wachtmeister. Sammeln Sie, was Sie von Flugblättern bekommen können. Hat

keinen Zweck, daß sie viel gelesen werden. Es wird ja auch 30 Pfennig Finderlohn gezahlt."

Bang sieht die Karte. „Das ist nicht schön. Auch wenn es stark übertrieben ist, bleibt noch genug Anlaß zur Besorgnis. An unserer Front merken wir es ja am eigenen Leib jeden Tag. Wir müssen doch jedesmal die Batterie mit zurücklegen. Es ist, als gäbe es kein Halten mehr."

Der Befehlsempfänger kommt hereingestolpert.

„Marschbefehl für heute nacht."

„Heute bin ich wieder dran," sagt Bang.

Draußen klopft und hämmert die Front unaufhörlich.

Wir gehen zur Schreibstube hinüber.

Schwarz stehen Rauchwolken über brennendem Land. Rum, rum, poltert es in das Nachbardorf. Oben kurbeln schon wieder Geschwader umeinander herum. Ein Blatt flattert mir vor die Füße. Bilder von zerrissenen, toten deutschen Soldaten. „By Balloon", steht oben in einer Ecke.

„Ach, lassen Sie den Quatsch," sagt Bang, „die Mole von Zeebrügge habe ich heute schon fünfmal aufgehoben und den Kriegsspruch aus Hamburg auch schon so und so oft. Man sieht, wie sie uns drüben einschätzen. Jedenfalls wohl der erste Krieg, in dem mit Gedichten, Bildern und Gas gekämpft wird."

Als die Kolonne ausfährt, regnet es. Nun sitze ich allein in dem feuchten Kellerloch und lausche dem Tropfen des Wassers und dem Poltern der Front.

Was hat das für einen Zweck, hier zu sitzen und nachzugrübeln? Besser auf Vorrat schlafen, man weiß nie, wann man wieder zum Schlafen kommen wird.

Aber immer wieder wache ich auf. Ratten zanken sich, das Wasser tropft.

Die erste fahle Morgendämmerung steht vor dem Kellerfenster. Der Regen rinnt noch immer. Unausgeschlafen fröstele ich. Nun müßte auch bald die Kolonne zurücksein. Ab und zu das dumpfe Krachen eines näheren Einschlages. — Niemand kommt.

Aus unruhigen Träumen werde ich geweckt. Bangs Bursche, Brand, steht vor mir. Er ist dreckverschmiert. Sein Helm ist eingebeult. Er hat das abgehetzte eingefallene Gesicht des Frontsoldaten. Er sieht mich an aus müden, in tiefen Höhlen liegenden Augen: „Der Kommandeur . . .“

Mit einem Satz bin ich hoch. Ich weiß alles. Stiefel an, Rock über. Sie fahren gerade langsam durch die Dorfstraße herein. Auf dem ersten Karren liegt er. Seine Arme und Beine hängen leblos herunter. Der Kopf ist blutverschmiert. Er ist schon kalt. Wir heben ihn vorsichtig herab, als könnte es ihm noch weh tun, und tragen ihn in sein Kellerloch.

„Splitter, als wir aus der Batterie schon draußen waren, auf dem Rückmarsch.“

Es regnet. Der Wind heult um die Mauerreste.

Ich sitze neben seinem Feldbett auf der Kiste und fröstele. Grau und trostlos kommt der Morgen.

Seine Uniform ist dreckig und zerrissen. Überall sind Blutflecken. Der Kopf ist zur Seite gedreht. Die Haare sind verklebt. Über dem linken Auge ist der Schädel zertrümmert. Das Auge ist herausgerissen, Nase und Kiefer sind eingedrückt.

Es ist mir furchtbar, ihn anzusehen, und doch tue ich es immer und immer wieder, weil ich es nicht glauben kann, —

glauben will. Immer wieder greife ich nach seiner Hand und zucke zusammen vor der Todeskälte.

Ab und zu haut ein schwerer Brocken irgendwo in die Gegend. —

Gleich muß ich einen Brief schreiben, aber wie soll ich das sagen, überlege ich mir. Vielleicht warte ich noch damit? Vielleicht einige Tage?

Es ist ein schwerer Entschluß, mit ein paar Zeilen ein ganzes Leben umzustoßen. Jetzt liegt er hier und seine Frau denkt wohl an ihn. — Aber sie weiß es noch nicht. Wenn ich heute schreibe, wird sie es vielleicht übermorgen wissen. Vielleicht auch erst in fünf Tagen. Warte ich aber noch etwas, dann wird sie länger von diesem Schlag verschont bleiben. Ich habe es in der Hand, und doch nicht. Nur hinausschieben kann ich. — Das ist alles.

Dann packe ich seine Sachen zusammen. Dabei stoße ich auf einen Brief. Er ist geschlossen. „An Frau Herta Bang“ steht mit seiner Handschrift darauf.

Ich drehe den Brief um. Wer weiß, was darin steht? Vielleicht ein paar beruhigende Worte, daß jetzt der Junker als Leutnant wieder da ist, so daß er nicht mehr jede zweite Nacht mit vormuß. Worte, in ernster, stiller Liebe geschrieben bei einer rußenden Kerze. Vielleicht soll der Brief auch Abschied nehmen, vielleicht enthält er alles, was ein Mensch dem anderen vor seinem Tode zu sagen hat . . .

Nachmittags, als die Leute ausgeschlafen haben, treten wir zur Beerdigung an. Wir haben ein Grab nicht weit vom Lager geschaufelt.

Nun tragen wir unseren Kommandeur hinüber und nehmen Abschied.

„Stillgestanden!“

Drei Salven hallen über das Grab, dann ist auch das vorüber.

„Die Kolonne hört auf mein Kommando!“

Grau sinkt triefende Herbstdämmerung. —

Nachts ist Baer draußen.

Lange sitze ich bei einer Kerze und schreibe an Bangs Frau. Es ist so schwer, zu trösten, wo es keinen Trost gibt. Immer wieder zerreiße ich den angefangenen Brief. Nein, ich will auch nicht trösten! — Ich will ihr von dem Eindruck erzählen, den sein Tod auf uns gemacht hat. — Sie soll wissen, welche Lücke für uns alle entstanden ist. Wie jeder Einzelne von uns es nicht fassen kann, und wie jeder Einzelne am offnen Grabe gestanden hat. — Ich kann keinen Trost sagen, denn ich weiß keinen. Die landläufigen Worte werden zur Lüge. — Vielleicht hilft es ihr aber, wenn sie weiß, daß sie jetzt nicht allein ist, daß er nicht nur ihrer Familie entrissen ist, sondern auch unserer, daß auch wir ihn nötig hatten, dringend nötig hatten und noch haben, gerade jetzt. — Daß sein Schicksal vielleicht morgen schon das unsere sein kann.

Ich klebe den Umschlag zu und verpacke alle seine Sachen. Dann ist auch das geschehen. — Dann geht auch hier das Leben wieder weiter, als wäre nichts gewesen. — Unfaßbar selbstverständlich.

Wir fahren Munition. Die Halbkolonnen wechseln sich ab. Immer neue Verluste. Von den Alten und von den Jungen.

Wir liegen in einem Dorf mit richtigen Dächern und Leuten mit Hüten. Meistens regnet es. Ich lasse die Leute nur den wichtigsten Dienst tun.

Der Befehlsempfänger bringt mir mit dem Marschbefehl ein Päckchen. Ich öffne es: das E. K. I. Das Besitzzeugnis trägt meinen Namen. Ich halte das schwarze Kreuz mit dem schmalen Silberrand in der Hand. Wie wäre ich früher stolz darauf gewesen. Aber ich kann es jetzt nicht anstecken. — Ich kann es nicht und schiebe es in die Tasche.

„Da ist auch noch Post, Herr Leutnant.“

Ach, der Befehlsempfänger ist ja noch da.

„Gut, Zelm.“ Ich nicke.

Ein blauer Kartenbrief von Hause:

„Lieber Helmut!

Wir haben nicht geschrieben, weil wir an Grippe im Bett lagen. Es ist ganz schlimm hier, kaum ein Haus, in dem nicht Grippe ist. Lore hat auch sehr schwer gelegen, aber nun geht es wieder. — Wenn es Dir nur gut geht! Ich sorge mich Tag und Nacht um Dich. Wenn doch nur alles gut ausginge! Zu aller Not nun auch noch diese politischen Schwierigkeiten. Es ist entsetzlich. Ich denke immer an Dich und küsse Dich.

Deine Mutter.“

Lore hat noch etwas an den Rand geschrieben: „Peter Gruner ist gefallen bei Laon oder Reims, Paul Kappmann ist schwer verwundet. Professor Bär ist an Grippe gestorben und auch Frau Dr. Faber. Ach ja, und erinnerst Du Dich noch an Karin Brandt, die damals auch beim Kaffee bei Frau Dr. Reimann war? Die ist heute beerdigt worden, auch Grippe.“

Wir fahren im strömenden Regen auf zerschossener und zerfahrener Straße. Drei Leute habe ich gleich wieder da-

lassen müssen, weil sie kaum stehen können: Grippe. Rundel und Ermert sind auch gestorben.

Die Straße ist immer wieder verstopft. Ein Kompanieführer schreit mich an. Ich weiß nicht, was er will. Vielleicht sucht er seine Leute; wie soll ich das wissen.

„Herrgott, bleibt doch nicht immer mit dem Karren stecken! Was ist denn da schon wieder los?"

Trümmer werden zur Seite geräumt.

Einschläge klingen irgendwoher.

Das ist alles so gleichgültig! — Bin ich überhaupt noch da?

Ich fröstele. Bin ja naß bis auf die Haut, wie alle.

Ramm—rammm!!

Wir geben Munition ab, holen neue, schleppen Geschütze heraus. Ich weiß keine Einzelheit. Naßkalt und schwarz liegt es auf mir. Nur eine Maschine arbeitet.

Es wird zögernd hell. — Alles ist mit tiefschleppenden Dreckwolken verhängt. Ab und zu löst sich aus dem allgemeinen Poltern das schwere Rumsen näher einschlagender Granaten.

Wir laden links neben der Straße. Der Kolonnenschwarm wird dünner, alles verteilt sich mehr. — Wir kommen durch ein Dorf, aus dessen Häusern Einwohner hervorquellen. Meist sind es Frauen, alte Männer und Kinder. Die jungen Männer sind ja in Konzentrationslagern untergebracht.

Eine Frau trägt einen bunten Bettüberzug, den sie dick vollgestopft hat, mühsam auf dem Rücken. Ein alter Mann schiebt einen schwerbeladenen Schubkarren. Ganz obenauf liegt eine große Glasvase. Hier schleppen zwei Frauen

zwischen sich eine Kiste, andere wieder Säcke. Dazwischen laufen Kinder, dreckig und zerlumpt, laut heulend.

Ein verwahrlostes, kleines Mädchen hält eine Puppe an sich gepreßt. Die Tränen rinnen ihr über die schmutzigen Wangen, weil sie immer gestoßen und angeschrien wird. Die Puppe hat nur ein Bein.

Durcheinander rufend und gestikulierend drängt sich alles weiter. Krachend hauen die ersten Granaten in das trostlose Nest hinein. Es regnet immer noch. Die Leute hasten, denn schon wieder rauscht es heran. Sie schreien ängstlich und aufgeregt durcheinander: „Les Anglais! Sales Anglais!"

Rummms—rummms!!

Jetzt fliegen schon die Brocken bis zu uns herüber.

Wir setzen uns in Trab, um aus dem Feuer zu kommen. Die Einwohner hasten stolpernd. Von hinten wird der Zug gedrängt.

Es gibt wüstes Geschrei und Durcheinander. Dazwischen kracht schon wieder ein Einschlag.

Mit wahnsinnigem Gerassel rast plötzlich eine leichte Batterie durch die Straßen zurück. Die Fahrer auf den Gäulen brüllen. Ein Kind wirft entsetzt die Ärmchen hoch, dann gehen schon Hufe und Räder darüber hinweg.

Wilde Panik entsteht. Weiber werden niedergetreten. Einschläge pauken, Splitter und Steine fliegen, Schutt und Staub wirbelt auf.

Hinter dem Dorf ballert eine Batterie. Sie ist kaum eingebaut. Ich reite hinüber. Der Leutnant schüttelt mir die Hand.

„Gut, daß Sie uns hier erwischen. In unserer früheren Stellung sitzt schon der Tommy. Diese Schweinerei! Jeder Überblick über die Lage fehlt. Das ganze Bataillon In-

fanterie vor uns soll gefangen sein. Von Front ist eigentlich nicht mehr zu reden. Und immer wieder sehen Sie unverwundete Leute zurückgehen. — Hauptsächlich wohl jüngerer Ersatz. Es ist zum Kotzen!"

Wir laden inzwischen ab. Splitter surren.

Als wir das nächste Mal mit Munition vorgehen, liegt die Batterie schon wieder weiter zurück. Es wird bei der allgemeinen Bewegung schwierig, Verpflegung und alles andere richtig zu bekommen, zumal in der Etappe die Sache nicht mehr zu klappen scheint. —

Wir fahren wieder vor.

Wir kommen durch Dörfer, die ziemlich unversehrt sind; je weiter wir aber kommen, desto mehr Schutt wirbelt um uns.

Der Himmel ist bedeckt.

Ich fühle mich grenzenlos zerschlagen und müde, kaum daß ich mich noch auf dem Gaul halten kann. Meine Uniform ist noch immer feucht. Wir treffen auf Infanteristen, die zurückgehen, aber nicht verwundet sind. — Ich halte einen Trupp an.

„Weshalb geht ihr zurück?"

„Weil der Mist aus ist. — Wir werden doch nicht so besoffen sein und uns ein paar Stunden vor dem Waffenstillstand noch in Klumpen schießen lassen!"

„Bis jetzt ist kein Waffenstillstand," sage ich kurz. „Baer, hierher!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

„Sie führen die Kolonne weiter, Meinberg und Zelm kommen mit mir, die Leute hier nach vorne transportieren."

„Jawohl, Herr Leutnant," sagt er straff.

Wir reiten neben dem Trupp her. Ich habe meinen Revolver herausgezogen; sie sollen wissen, was los ist. Sie marschieren nicht schnell, aber ohne zu schimpfen. Offenbar vertagen sie ihren Entschluß bis auf einen günstigeren Augenblick.

Als Granaten wieder in der Nähe einhauen, stocken sie. Ich lasse sie gar nicht zur Besinnung kommen und brülle sie gleich an. Reite dabei ganz dicht an sie heran, so daß sie weitergehen müssen. In einem reichlich mitgenommenen Dorf übergebe ich sie dann einem Stab.

„Es ist auch eine Schweinerei," meint Zelm, „nun vielleicht kurz vor Toresschluß noch einen verpaßt zu bekommen."

„Natürlich, — aber solange kein anderer Befehl kommt, ist Krieg. Und so lange müssen wir durchhalten.

„Selbstverständlich, Herr Leutnant," sagt Meinberg.

„Aber wozu überhaupt der ganze Mist? — Nun sind Hunderttausende krepiert! Hunderttausend Frauen warten umsonst!"

„Ja, Zelm, sie warten umsonst. Und uns sieht das nun alles sinnlos aus. Wir haben aber den Krieg nicht gewollt. Ich möchte auch den sehen, der den ganzen Schwindel mitgemacht hat, und dann noch sinnlos für den Krieg hetzt. Wir wehren uns ja nur. Wir wollen als Volk nicht kaputtgehen. Wir wollen einfach nicht die Schuhputzer der Welt werden, und ich meine, verdammt noch mal, da ist es tatsächlich noch besser, unterzugehen. Ich kann mir nicht helfen: Auch heute ist das noch meine Meinung, wo uns doch wirklich allen der Dreck zum Halse raushängt."

„Ach was, zu Hause haben sie auch alle die Nase voll!" wirft Zelm ein und wischt sich mit dem Handrücken unter der Nase entlang.

„Sicher nicht weniger als wir auch. Aber die Welt ist immer mit Gewalt regiert worden. Die größte Kriegsgefahr bleibt doch der Schwache. Das sollten wir nie vergessen, auch wenn wir einmal wieder gemütlich zu Hause sitzen und wenn uns dann beim Worte ‚Krieg' der Leichengestank wieder in die Nase steigt. Sicher wird uns dann nicht weniger das Kotzen kommen als heute. Aber gerade deshalb: Keinen Krieg wollen – selbstverständlich! Und darum stark sein, damit man uns achtet!"

Sie schweigen.

Die Gäule trappeln mit nickenden Köpfen.

„Aber warum das alles?" sagte Zelm langsam.

„Ja, — dieses Warum hat mich lange gequält. Ich meine, die Sache ist so: Kriege entstehen durch tausend kleine Mißtrauen, durch tausendfache Mißgunst und Gier, durch Gekränktsein und Überheblichkeit. Diese Gifte konzentrieren sich nach und nach zu einem hochexplosiven Stoff, der dann vielleicht durch Zufall, vielleicht durch wohldurchdachten Plan einiger weniger zur Explosion gebracht wird. Die Menschheit wird nie so reif werden, daß sie die kleinen und großen Instinkte rechtzeitig beherrscht. Es kommt dann zur Katastrophe. Es ist wie eine Sturmflut. Wir wissen wohl, wie sie entsteht, aber wir wissen nicht, warum sie entstehen muß. Wir haben das Schicksal — die einen nennen es Glück, die anderen Unglück —, zur Zeit dieser Katastrophe in dem Alter zu stehen, in dem man aktiv eingreift. Sicher sind Tausende durchaus unfreiwillig nach vorne gegangen und Tausende haben die erste Gelegenheit ergriffen, wieder nach hinten zu gehen. Aber wir Vorngebliebenen sind doch eigentlich stolz darauf, daß wir vorn blieben. Es geht euch doch allen geradeso: Ihr rechnet die hinten als nicht zu

uns gehörig. Ihr seid also auch der Ansicht, daß der Mann aktiv in das Weltgeschehen hineingehört, daß er nicht verliert, sondern an Wert gewinnt, indem er vorn ist. Warum das ist, — warum wir das so auffassen, ist eigentlich Nebensache. Wir können als einzelne das Weltgeschehen nicht umstoßen, aber wir können in dieser Brandungswelle so stehen, daß wir im Inneren Achtung vor uns haben. Diese Achtung hätten wir nicht, wenn wir die Heimat im Stich gelassen hätten."

Sie schweigen.

Die Pferde trappeln mit nickenden Köpfen.

„Das wird wohl die letzte Ladung sein, die Sie zu fahren haben," sagt der Batterieführer beim Abladen zu mir. „Morgen soll Waffenstillstand sein, heißt es überall." Er lacht plötzlich rauh auf. — „Vorher verschieße ich aber noch den ganzen Zimt."

Einschläge tasten durch das Gelände.

Vorne schreien sie. Ich galoppiere hin. Plauert liegt an der Erde. Bauch aufgerissen, wimmernd. Die Eingeweide treten vor. Er sieht mich mit verzweifelten Augen stier an.

Ich beuge mich zu ihm. Dann ist es vorbei.

„Fünf Kinder — und das muß ein paar Minuten vor Toresschluß sein!" sagt Zelm.

„Ja, Zelm, diese fünf Minuten müssen wir aber noch aushalten."

„Nun soll morgen Schluß sein, aber heute werden noch Hunderte umgebracht, als könnte das viel am Gesamtergebnis ändern," sagt Baer leise.

„Das stimmt ja alles, aber wenn wir nun alle angesichts des baldigen Waffenstillstandes kehrtmachen, wird er be-

stimmt widerrufen und wir haben nur Nachteile. Darum muß ich die Verantwortung, euch einzusetzen, immer noch auf mich nehmen, obwohl ihr mich vielleicht verdammt. Aber ihr müßt wenigstens zugeben, daß ich selbst auch mit dabei bleibe." —

Wir reiten in langem Zug. Es schüttelt mich immer. Mein Kopf ist heiß. Kein Wunder, wo wir nun seit Wochen keine trockenen Kleider mehr kennen.

„Die Verpflegung stockt. Kein Brot. Alles soll in der Etappe geplündert sein!" Baer sagt es sehr besorgt.

Die Straßen sind vollgepfropft mit zurückmarschierenden Truppen. Belgier stehen vor den Häusern, finster, höhnisch, lauernd. Gerüchte schwirren die Kolonnen entlang, die Kaiserin soll in Berlin erschossen sein, der Kronprinz soll gefangen sein, der Kaiser soll sich an die Spitze seiner Truppen gestellt haben, zu siegen oder zu sterben — —

„Das ist doch selbstverständlich," sagt Arnold.

Die Gäule gehen steif und husten.

Wir sind müde und krank. Sonst wissen wir nichts.

Abends kommen wir in einer Scheune unter. Es regnet, — regnet.

„Gut, daß der Kommandeur das nicht mehr hat mitmachen müssen," sagt Baer.

„Ja, vielleicht ist alles gut so, wie es kommt," wirft Meinberg ein. „Ihm ist nun der Kampf erspart, der auf uns alle wartet, die wir uns nun wieder in geordnete Verhältnisse in der Heimat hineinfinden sollen."

Der schwelende Rauch des feuchten schlechten Tabaks kriecht auf der Erde. Petersen sagt rauh: „Das ist mir alles Wurst! Ich bringe die Paula um, wenn sie mit

anderen gegangen ist." Seine Augen flackern. Für ihn gibt es wohl nur noch Haß.

„Die Kluft aus und denn 'nen Gummikragen um, und denn mal feste nachjeholt. Vier Jahre! Meine Herren! Vier Jahre nachjeholt." Arnold grüßt mit der Mütze wie ein Zivilist.

Meinberg blickt in die Glut und spricht ganz ruhig: „Ja, vier Jahre. — Aber sind die denn tatsächlich verloren? War nicht doch auch für uns ein Gewinn dabei? Haben wir nur verloren?"

Das Feuer knistert. Wieder sagt Meinberg: „Ich weiß, daß ich doch nicht nur verloren habe. Bin ich mir auch jetzt noch nicht voll bewußt, wie ich diesen Gewinn in Worten sagen soll, — ich meine, es ist doch etwas, was ich den Schulkindern weitergeben kann; wir können doch auch trotz eines verlorenen Krieges gar nicht zugrunde gehen!"

Auf mir liegt es schwer. „Meinberg," sage ich, „das verstehe ich gut. Ihr geht jetzt in das Leben zurück, das ihr früher gelebt habt und in dem ihr früher mehr oder weniger zufrieden wart. Bei mir ist nur Leere. Mit meinem Beruf als Soldat ist es aus. Ich habe nichts Früheres, in das ich mich zurückretten könnte. Höchstens die Schule wartet auf mich, in der man sich bemühen wird, all meinen Gewinn zu vernichten. Ich werde mich zwischen meinen Altersgenossen nicht mehr einpassen können und bleibe doch jünger als ihr. Wie sollen wir auch Mut zum Hocharbeiten haben, wir, die wir als Kinder in den Krieg gekommen sind, die wir nun als Wissende aus dem Chaos ausgespien werden — —"

„Nein," sagt Zelm, „ich habe eine so unbändige Lust zu arbeiten. Herrgott nochmal, wenn auch der Krieg verloren ist, wenn auch die Franzosen und Engländer und Amerikaner

in Deutschland sitzen werden, das ist ja alles nicht so schlimm: Aber arbeiten will ich — arbeiten," er sieht sich in der Reihe um. „Arbeiten! Fühlt ihr nicht auch manchmal einen solchen Hunger nach Arbeit? Einmal aus dem Luderleben heraus, in dem alles begonnen wurde, aber nichts ganz zu Ende geführt ist. In dem alles immer wieder zerstört wurde. Einmal wieder schaffen, bauen, aufbauen!"

Er hat sich richtig in Begeisterung hineingeredet.

Der kleine Krapinsky kratzt sich nachdenklich die verfilzten Haare. Dann seufzt er und spuckt vor sich hin. Was soll ich ohne meine beiden kleinen Pferde? denkt er jetzt sicher. Aber er sagt nichts. Er tritt nur mit dem Stiefel den Qualster auf der Diele aus.

Beckmann kneift ein Auge zu. Sein schmales Jungengesicht bekommt einen häßlichen Zug: „Wir werden schon sehen, daß wir jetzt auch auf unsere Kosten kommen. Wofür nur immer die anderen?"

Berkmeyer nimmt seine Hängepfeife aus dem Mund. Der Schnauzbart hängt ihm über die Lippen. Er blickt verloren vor sich hin und nickt stumm, spuckt dann mit zusammengebissenen Zähnen und wischt sich mit dem Handrücken unter der Nase entlang. Schiebt die Pfeife wieder in den Mund.

Petersens Gesicht liegt fast im Dunkeln. Er bewegt seine Lippen, aber man hört keinen Laut. Mir ist, als wenn er „Paula" sagen würde.

Sie hocken alle um das Feuer. — Nicht alle, — nur die wenigen, die noch dazu gehören. Verlaust und verkommen, mit tief in den Höhlen liegenden Augen. In wenigen Tagen ist das vorüber, denke ich. Man wird wieder in richtigen Betten schlafen, man wird sich die Hände waschen und den

Dreck unter den Nägeln herauskratzen. Man wird nicht mehr die Kleider auf dem eigenen Körper trocknen müssen, man wird vielleicht sogar einmal wieder Hunger haben, ohne daß der Verwesungsgestank einem gleichzeitig in der Kehle würgt.

Man wird wieder „Herr" zueinander sagen — — Ja, das wird vielleicht alles sein. Das wird vielleicht alles werden, wenn die Zeit über alles wegrollt. Sie wird wohl vieles Vergessen über alles schütten, sie wird wieder Abstände zwischen Menschen schaffen und zwischen Menschenklassen. Sicher wird das so sein, — sicher.

Aber sie wird in mir die Erinnerung an das alles niemals verblassen lassen können. Alle Gleichgültigkeit kommenden Alltags, alles Pathos kommender Festtage wird das Erleben dieser Stunde nicht in mir auslöschen können:

Das Erleben, wie wir hier sitzen, die uns irgend etwas — vielleicht wahllos, vielleicht wohl durchdacht — hier zusammengewürfelt hat. Das Erleben, wie wir hier verkommen und krank zusammensitzen, — das Bewußtsein, daß wir nicht nur hier frierend zusammenhocken, weil draußen der Novemberregen prasselt, — das Bewußtsein, daß wir ja zusammengehören und immer zusammengehören werden, weil wir gemeinsam durch die Trichter Flanderns gekrochen, weil wir miteinander durch den Leichengestank der Somme gegangen sind — —

Dann legen wir uns.

Berkmeyer liegt neben mir. Wir rücken zusammen. Wir zittern vor Kälte und Fieber. Manchmal sinke ich in einen Halbschlaf. Dann jagen mich wirre Bilder wieder auf. Die Schläfen klopfen. Draußen fallen einzelne Schüsse.

Durch das Dach tropft es. Müde und zerschlagen stehe ich am nächsten Morgen auf.

Berkmeyer bleibt liegen. Ich fasse seinen Arm. Kraftlos. Ich drehe ihn um. Die Augen sind halb offen. Aus dem Mund ist Speichel geflossen.

„Sack und Wendel sind tot," meldet Baer. Er tritt heran. „Ach, Berkmeyer auch?" Er schüttelt sich. Ich fühle, daß ich mich übergeben muß.

„Drüben ist ein Friedhof, Herr Leutnant, gleich an der Stadt, da können wir sie beerdigen."

Ich nicke. Mir ist schwindelig. Wie soll ich nur bis dahin kommen und dann weiter?

Neben dem Eingang steht eine Kapelle.

Sie legen die Toten in den Gang.

„Da sind auch Särge."

In der Sakristei stehen sie bis unter die Decke. Ich habe noch nie so viele Särge beieinander gesehen. Die Luft ist fürchterlich.

„Wir können Vorrat für den Marsch gebrauchen," meint Arnold.

„Nehmt da von den ersten."

Sie heben an.

„Schwer," sagt Arnold, „bei den Tannenbrettern."

Er schiebt den Deckel weg. Ein Gesicht glotzt uns entgegen. Auch in den anderen Särgen sind Leichen.

„Die sind alle voll." Baer sieht sich ratlos um.

„Das Beerdigen dauerte den Etappenhengsten zu lange, da haben sie einfach die Särge hier angestellt."

Wir heben eine Grube aus und legen die drei Leichen zusammen. Alle stehen herum.

Ich nehme die Mütze ab:

„Es sind unsere Kameraden!

Was jetzt kommt, wissen wir nicht. Man wird auch Haß und Mißtrauen in unsere Reihen werfen wollen.

Wir, die wir hier stehen, — die wir unzählige Stunden draußen neben ihnen ausgehalten haben, wollen das eine uns zu allerletzt geloben: Diese Kameradschaft vergessen wir nicht, — ihnen und uns!"

Ich blicke vom einen zum anderen. Sie stehen verwahrlost und krank.

Meinberg streckt mir die Hand hin, — und nun reicht einer nach dem anderen mir die Hand.

Dann schaufeln wir das Grab zu.

Wir reiten durch Flanderns Nebel.

Die Räder knarren. Die Gäule nicken mit den Köpfen.

Der Regen rinnt unaufhörlich.

Um uns brandet der Rückzug des großen Heeres, eines Riesenheeres mit allem Geschrei, allem Lärm, mit Johlen und Singen, Fluchen und Schimpfen, roten Fahnen und Hohnlachen des Feindes, — dem Tacken verschenkter Maschinengewehre.

Flugblätter werden verteilt, Hetzreden gehalten.

„Seht den Hund mit den Achselstücken!"

„Halt die Fresse, du Schlappsack," schreit Arnold.

Wir fahren durch Belgien. Es ist trostlos.

„Heute abend sind wir in Deutschland," sagt Baer.

Ich nicke.

Bei Dunkelheit bekommen wir Quartier. Eine große Wirtsstube genügt für uns Rest. Draußen fegt der

Novemberwind. Wir sitzen um den knisternden Ofen. Die Lampe rußt.

Alle sind still. Lange.

Meinberg steht schwer auf und geht zum Klavier.

Seine Hände gleiten über die Tasten.

Er spielt, — er spielt. Etwas weint auf:

„Als ich wiederkam, als ich wiederkam — war alles leer."

Wir sprechen nicht.

Die Lampe rußt.

Novemberregen schlägt an die Scheiben.

Von Thor Goote sind ferner erschienen:

Wir tragen das Leben. Roman. Gütersloh 1939. 5. Auflage.

Die Fahne hoch. Roman. Berlin 1932. 86. Tausend.

Sie werden auferstehen. Berlin 1931. 10. Tausend.

Kameraden, die Rotfront und Reaktion erschossen ... Berlin 1933. 12. Tausend.

Richthofen. Hörspiel. 1933.

Kampf um O. S. Hörspiel. 1933.

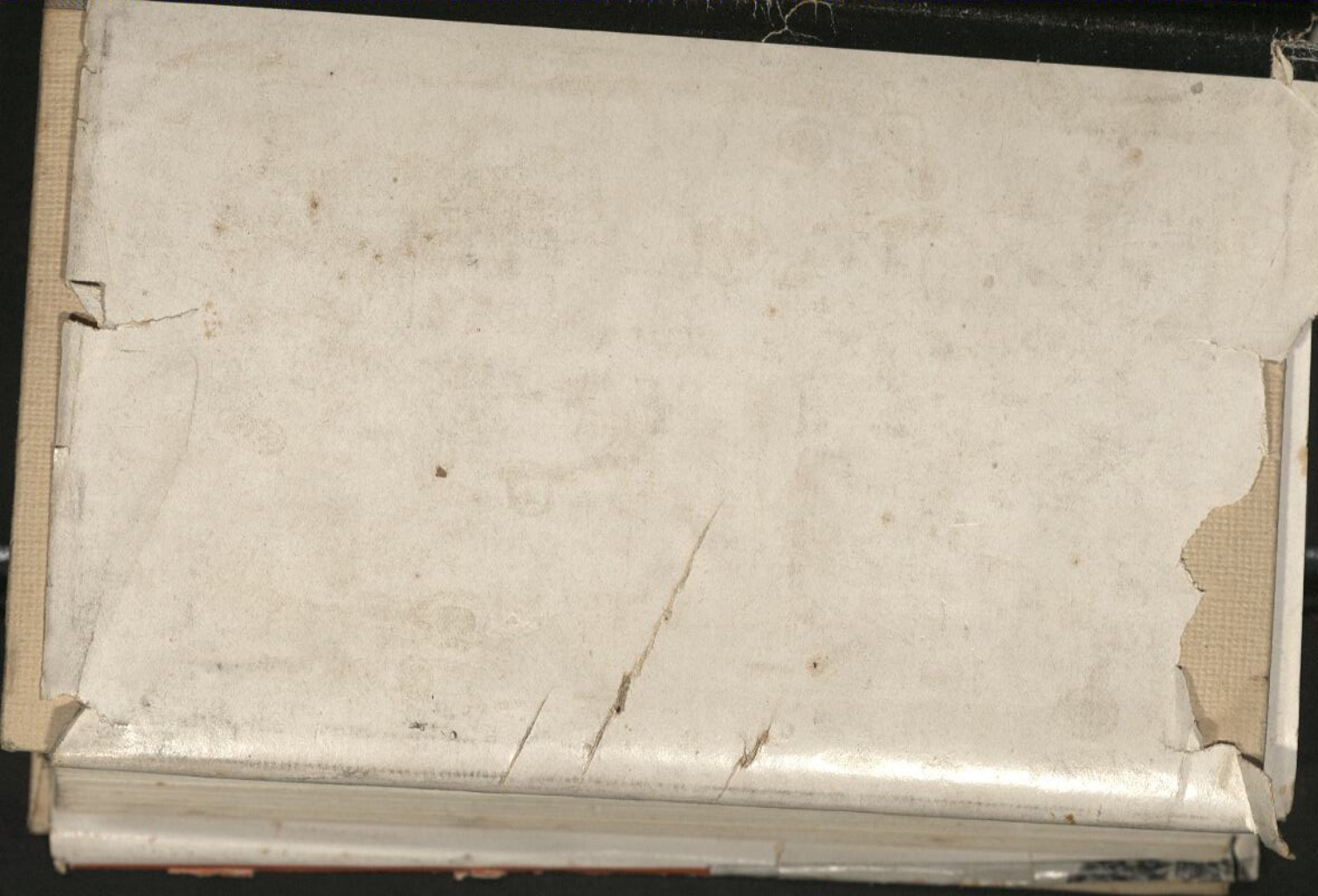
In Trichtern und Wolken. Adolf Ritter v. Tutschecks Kriegsaufzeichnungen. Braunschweig 1937. 20. Tausend.

Kamerad Berthold. Der „unvergleichliche Franke". Roman. Braunschweig 1935. 10. Tausend.

Baltikumer. Hörspiel. 1936.

Der F. D. L. Führer der Luftschiffe. Roman. Frankfurt a. M. 1938. 10. Tausend.

Rangehn ist alles! Roman. Berlin 1938. 10. Tausend.

die Menschen, die Tiere und die Wagen mit ihrer furchtbaren Todesfracht. Aber die Überlebenden luden und fuhren und taten ihre Pflicht für die Kameraden vorn, vom Kommandeur bis zum letzten Fahrer, — nur eine Munitionskolonne! Unvergeßlich, wie der Fähnrich im Nebel den Engländern in die Hände fällt und nun die Granaten, die seine eigenen Gespanne heranfuhren, um ihn zerkrachen; wie dieser Fähnrich flieht, um ohne Dank weiter seine Pflicht zu tun. Er führt ja — nur eine Munitionskolonne. Nur? Dies packende Buch ist das Heldenlied auf alle, die im Weltkriege den Tod fuhren, damit wir leben sollten.

C. BERTELSMANN GÜTERSLOH